

B. Der Wohnbau.

i. Kapitel.

Allgemeines.

»Mein Haus ist meine Burg«. Dieser Auspruch, in welchem die freiheitsliebenden modernen Engländer zuerst die Bedeutung des Wohnhauses bildlich darstellten, ist die Erinnerung an das, was der Mensch schon in der ältesten Zeit von seinem Hause verlangte: Sicherheit, solche gegen die Elemente, solche gegen wilde Thiere und vor Allem solche gegen feinen Nebenmenschen. Wo in frühester Urzeit eine Höhle zur Wohnung für Einzelne oder eine grössere Zahl von Menschen eingerichtet wurde, lässt sich heute noch erkennen, dass sie nach diesen Rücksichten ausgewählt ist. Es sollte Niemand hereinkommen, der nicht dem Hausherrn willkommen war. Diesen Grundgedanken sehen wir durchgeführt, wo immer alsdann im Laufe der Culturentwickelung ein standhaftiges Haus aus Holz oder Stein errichtet wurde. Ob sich der Mensch in den Aesten eines Baumes eine Unterkunftsstätte baute, ob er auf Pfählen im Wasser eine umfangreiche Gebäudegruppe errichtete, stets war Sicherheit das erste, was er suchte. Nur um ihretwillen schlug der Bewohner der Pfahlbauten einen Rost mitten in den See, auf welchem er eine Plattform herstellte, die seine Gebäude trug; sein Pfahlbau war seine Burg.

Sicherheit gegen die Elemente, auch wohl gegen die Thiere, bot auch der Gegensatz des fest gefügten Hauses, das Zelt des Nomaden; aber es bot sie nicht gegen feindliche Nachbarn; es setzt daher stets voraus, dass, wo der Mensch in Zelten leben wollte, ein Feind nicht zu fürchten war. Auch die Hütte bot keinen anderen Schutz, als das Zelt; auch sie ist eine Unterkunftsstätte, die nicht fest genug war, um gegen einen Feind vertheidigt zu werden. Im Gegensatz zum fest gebauten Hause ist sie nur leicht construirt, leicht zerstört oder, gleich dem Zelte des Nomaden, an andere Stelle versetzt. Sie ist daher die Wohnung des Unterdrückten, welcher nicht in der glücklichen Lage war, sich ein festes Haus bauen zu dürfen, weil er, als eines anderen Sclave, kein Haus haben sollte, in welchem er sich gegen diesen vertheidigen konnte. Im Zelte wohnte man aber auch auf der Wanderschaft, und weil es nicht fest war, sehen wir den Gedanken des Lagers auftreten, in welchem eine Vertheidigungsline rings um alle Zelte gezogen ist, fest genug, um Allen, welche sich darin befanden, genügende Sicherheit zu gewähren, so dass kein einzelnes der Zelte besondere Sicherung nöthig hatte. Solch ein Lager ist das Vorbild der Stadt, die eine Burg für alle Inwohner wurde.

Wir haben im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches« gezeigt, wie in jenen kriegerischen Zeiten des Mittelalters der freie Mann seine Wohnung als Burg ausbildete, deren Vertheidigungsmärsregeln die Hauptfache bildeten. Im vorliegenden Hefte haben wir zu zeigen, wie er in derselben, geschützt durch die gebotene Sicher-

heit, friedlich »wohnte«¹⁾. Das Wort »Wohnen« bedeutete aber ursprünglich nicht bloß, wie heute, in einem bestimmten Raum schlafen, essen, trinken und etwa arbeiten; sondern, verwandt mit den Worten »Gewohnheit« und »gewöhnlich«, bedeutete es ursprünglich das Dauernde sowohl im Aufenthalt als im Leben, das gewöhnliche Leben, die Lebensgewohnheiten und deren Vollziehung. Das gewöhnliche Leben, im Gegensatze zum Kriege, ist das friedliche, und der Begriff »Wohnbau« umfasst demnach im allgemeinsten Sinne alle Bauten, die zum gewöhnlichen, d. h. zum friedlichen Leben in Beziehung stehen und deren verschiedene Gattungen geschichtlich in einander übergehen.

Wir haben im vorhergehenden Hefte angedeutet, wie schon in der Frühzeit unseres Volksthumes mächtige Wälle und Mauern auf dem Rücken von Hügeln und Bergen errichtet wurden, Lager, in welchen man Sicherheit und Schutz suchte, klein für Einzelne, grösster für ganze Familien und Stämme. In weiterer Ausbildung des Gedankens sind unsere Städte als gemeinsame Burgen vieler entstanden, nachdem jene in Ruinen lagen, welche die Römer bei uns hinterlassen hatten.

Vollständig traute allerdings auch innerhalb der Stadt nicht Jeder seinen Mitbürgern, und so befanden sich in der Stadt eben so selbständige Burgen, als draussen auf dem Felde oder auf der Höhe eines Berges. Ursprünglich war ja fast jede mittelalterliche Stadt aus den Häusern und Hütten jener entstanden, die sich vor den Thoren einer Burg niedergelassen hatten, um den Bewohnern derselben, so wie den Vorüberziehenden Dienste zu leisten. Nicht stets stand auch jede Burg vereinzelt da; oft genug standen sie, schon bevor sich eine Stadt angeschlossen hatte, in ganz geringer Entfernung von einander. In früherer Zeit, noch unter *Carl dem Grossen* und unter den Ottonen, war es die Sicherheit des Landes, welche es nicht allenthalben ratsam erscheinen ließ, dessen Schutz bloß einer Reihe gröserer Herren anzutrauen, welche die Hauptknotenpunkte des Verkehres besetzt hielten, sondern in manchen Gegenden eine grosse Anzahl einzelner freier Männer anzusiedeln, deren jeder in seinem kleinen Besitze sein eigenes Heim, d. h. seine eigene Burg hatte, so dass dort das Land vollständig mit kleinen Burgen bedeckt war, deren Inhaber unter dem militärischen Befehle der Grafen standen, denen die Kaiser grössere Burgen anvertraut hatten, von denen aus sie auch die politische und bürgerliche Verwaltung des Landes sammt der Rechtspflege leiteten.

^{3.}
Ansiedlungen
aus
dem VI.—X.
Jahrhundert.

Aus früher Zeit, etwa dem VI. bis VIII. Jahrhundert, bietet die Gegend bei Ellwangen ein lehrreiches Beispiel, wo noch heute eine grosse Zahl von »Burgställen«²⁾ längs der römischen Straßenseen am *Limes* erhalten sind, die als Verkehrslinien zu besetzen und zu erhalten die Franken auch nach der Zerstörung der römischen Grenzbefestigungen grosses Interesse hatten. Charakteristisch ist, dass alle diese Burgställe ihre Hauptverteidigungsfront gegen das ehemals römische Gebiet kehren, also gegen das Land, wo die den Franken unterworfenen Alemannen saßen; dass sie in ganz geringen Entfernungen von einander stehen, aber alle ziemlich kleine Burgen waren, um welche sich Dörfer gebildet hatten, besetzt von nur je wenigen Franken oder diesen ganz getreuen Leuten, die mit den Waffen in der Hand die in den Dörfern wohnende Bevölkerung schützten und zugleich niederhielten. Aber die Besetzung keiner Burg war stark genug, um sich mit Erfolg gegen die

1) Vergl.: HEYNE in Band IV, Abth. 2 des *Grimm'schen Wörterbuches*.

2) Mit Unrecht sehen die württembergischen Forscher von alter Zeit her bis heute noch in diesen »Burgtälern«, wie sie im Volksmunde heißen, römische Anlagen. Im Mittelalter hießen »Burgstelle« und »Burgtall« die Orte, wo ehemals eine Burg stand, ob nun wenige oder keine Reste derselben sich mehr darauf befinden mochten.

Franken auflehnen zu können. Noch sind manche der verschiedenartig construirten, der Lage angepassten Erdwerke vollständig erhalten, leider aber natürlich nirgends mehr eine Spur der Holzbauten, welche darauf gestanden haben.

Das Studium der alten Ansiedelungen in den Alpenpässen bietet eben so interessante Bilder dar. Während im übrigen Deutschland sich schon bald nach *Carl dem Grossen* und fortschreitend immer mehr und mehr die Landeshoheit der Großen des Reiches ausbildete, ließen bei der Wichtigkeit jener Pässe für den Verkehr mit Italien die Kaiser dort lange keine Landesherrschaft aufkommen. Sie hielten für sich die Pässe offen, und selbst noch unter den Hohenstaufen, die ja als Kaiser kaum mehr eine andere Macht, als ihre Hausmacht hatten und als ihnen der gute Wille oder das Interesse der Großen ließ, waren dort treue Grafen an der Spitze der freien Bauern sichere Stützen der kaiserlichen Macht. Wenn allerdings auch schon im XII. Jahrhundert einzelne Grafen auf Seite der Gegner des Kaisers standen, hatten sie doch nicht die Macht, dass sie es wagen konnten, dem Kaiser entgegen zu treten. Erst als mit dem Interregnum die kaiserliche Macht erloschen war, gelang es den in dem östlichen Theile der Alpen auf der Burg Tyrol gesessenen Grafen von *Görz*, einem durch anderweitigen Besitz mächtigen Geschlechte, eine Reihe von Grafen sich zu unterwerfen und in jenem Theile der Alpen, welcher heute von der genannten Burg den Namen »Tyrol« trägt, sich zu Landesherren zu machen. Da konnten sie aber den freien Bauernstand nicht aufheben. Die Bauernhöfe, deren jeder seines Herren Burg war, blieben als Burgen eben so bestehen, wie die Rechte der Bauern; sie vererbten sich auf ihre Nachkommen und haben erst in unserem Jahrhundert den Rest ihrer Bedeutung ganz verloren, so dass nur eben noch mancher heutige Bauer einen hochadeligen Namen trägt, welchen er mit seinem kleinen Gute von den Vorfahren geerbt, und dass der Titel »Landmann von Tyrol« eine historische Adelsbezeichnung ist. Wenn auch die Burgen umgebaut sind, wenn jene Nachkommen der freien Bauern, welche wohlhabend geworden waren, an Stelle derselben sich im Laufe der Jahrhunderte behagliche Häuser und Villen erbaut haben, wenn die ärmeren Nachkommen ihre Burg verfallen ließen und froh waren, ein Häuschen mit Stall und Scheune erhalten zu können, so ist doch der Bauernhof geblieben, und selbst wenn er im Laufe der Jahrhunderte den Besitzer gewechselt hat, so bezeichnet noch heute jeder Bauernhof die Stelle eines solchen des VIII. bis X. Jahrhundertes, wo der Bauer in seiner kleinen Burg lebte. Auch jede der noch erhaltenen, auf den Bergen vereinzelt stehenden Kirchen oder jedes der durch das Land zerstreuten Klöster nimmt die Stelle einer ehemaligen Burg ein, welche später frommer Sinn zu Andachtstätten umgestaltet hatte. Auch die Dörfer, sonst der Sitz unfreier Bauern, gehörten hier nicht durchweg einem einzelnen Herrn, und wenn im »Dorfe« Eppan heute noch fast ein halbes Hundert Burgruinen und Edelsitze neben einander erhalten sind, so zeigt dies, dass ursprünglich eine Reihe freier Männer unter den unfreien hier lebte³⁾. Deren Haus war nicht bloß in bildlichem Sinne eine Burg; ihr Bauernhaus war tatsächlich ein Thurm. Heute noch ist in dem sog. »gescheibten Thurm« am Fagenbache vor Bozen eine solche Burg von kleinstem Umfange erhalten, in der einst ein Kriegerbauer seinen Wohnsitz hatte.

³⁾ Wenn wir in die Lage kommen sollten, eine zweite Auflage des vorhergehenden Heftes dieses »Handbuchs« zu veranstalten, so werden wir auch eine Studie über die militärische Bedeutung jenes kleinen aber interessanten Theiles von Tyrol geben, wo Talfer und Eifack sich mit der Etsch vereinigen, und dessen Vertheidigungssystem in der Zeit von *Carl dem Grossen* bis zu den Hohenstaufen vorführen, welches dort ziemlich deutlich noch heute erkenntlich ist und zeigt, wie schwer, wie geradezu unmöglich es dabei einem Feinde werden musste, mit einem Heere durchzuziehen.

Merkwürdig wenig lässt sich dagegen diesem greifbaren Bilde gegenüber im westlichen Alpengebiete, der heutigen Schweiz, aus jener Zeit von den Sitzen und den Burgen der freien Bauern, auf welche sich die Kaiser stützten, gegenwärtig mehr erkennen, obwohl dort die Versuche, eine Landesherrschaft zu begründen, die ja viel jüngeren Datums sind, als die Tyroler, gänzlich scheiterten. Sicher muss das Bild, welches sich für einen Theil Tyrols fest stellen lässt, auch auf die gleichzeitigen Verhältnisse der sämmtlichen Alpenwege vom VIII. bis XII. Jahrhundert passen, wenn auch nur dort allein dasselbe wohl erhalten ist.

⁺
Mehrere
Burgen im
Inneren der
Städte.

Auch anderwärts, wo die Landesherrschaft unter stetem Verdrängen der kaiserlichen Macht schon vor der Zeit durchgegriffen hatte, in welcher die Städte ihre Bedeutung und ihre Entwicklung erhielten, hatte das gemeinsame Interesse an einem Werthobjecte oder der Streit um ein solches, wenn es Keiner dem Anderen lassen wollte, Veranlassung gegeben, dass dicht neben einander eine Anzahl Burgen der Beteiligten errichtet wurden und um diese dann eine Stadt sich bildete. So entstand die spätere Reichsstadt Schwäbisch-Hall aus sieben an der Salzquelle errichteten Burgen, deren Besitzer jene ausbeuteten.

Eben so dürfte sich in Regensburg der nach den Zeiten der Römer untergegangene Stadtverband erst wieder ausgebildet haben, nachdem längst auf der verkehrswichtigen Stätte eine Reihe von Burgen freier Männer an den Ruinen der Römerstadt entstanden war. Ihre Zahl war sicher noch grösser, als die der heute noch vorhandenen Thürme, und die bischöfliche Burg entstand gewiss erst, als schon manche oder die Mehrzahl der übrigen erbaut war. Mit der Festigung regelmässiger Verhältnisse gaben diese Thürme nach und nach den Burgcharakter auf; so weit sie nicht verschwanden, wurden sie zu patrizischen Wohnhäusern umgestaltet.

In der That müssten ja für die politische, wie für die bauliche Entwicklung einer Stadt solche Burgen im Inneren ein Hinderniss sein, und das Stadtregiment, welches der gemeinsamen Vertheidigung der gesammten Stadtumfassung alle Kräfte zuwenden wollte, müsste durch solche selbständige, unabhängige Mächte in der Stadt selbst, die möglichenfalls es mit den Gegnern halten könnten, sehr beengt werden, daher deren Verringerung und allmähliches Aufhören anstreben, das Aufkommen neuer zu verhindern suchten.

Aber nicht bloß die Interessen der Stadtverwaltung, mehr noch als diese der Wechsel in den Anschauungen führte dahin, dass an Stelle solcher Burgen im Inneren der Städte feste, theilweise aber auch ganz unbewehrte Wohnhäuser traten. Wenn in solch einer Burg Alles auf Festigkeit und Vertheidigungsfähigkeit eingerichtet war, so konnte nicht gleichzeitig auch der Bequemlichkeit Rechnung getragen werden. So viel nun aber auch im weiten Reiche gekämpft wurde, war doch für keine Einzelpforte permanenter Kampf die Regel; sondern dauernde Einrichtung war allenthalben der Friede; Belagerung und Vertheidigung bildeten eine Ausnahme. Da wollten denn die Bewohner nicht stets die Last und Unbequemlichkeit tragen, die nur einmal in einem Ausnahmsfalle nötig war; sie wollten dies um so weniger, je wohlhabender, vornehmer und mächtiger sie wurden. Hatten die kriegerischen Römer es verstanden, ihre Befestigungen so einzurichten, dass sie im Falle eines Angriffes ernsten Widerstand leisten konnten und sich doch innerhalb und außerhalb der Befestigung friedliche Anlagen jeder Art erbaut, so wollte man es mit den Fortschritten der mittelalterlichen Cultur eben so haben. Die Fürsten hatten dies ohnehin auf ihren grossen Burgen schon von alter Zeit her, anknüpfend an

die Tradition der grossen Römerpaläste, durchgeführt, und als mit der Entwicklung der Städte der kleine Bürger in denselben sich ein behagliches Haus erbauen konnte, da wollte es der Adelige drinnen auch nicht schlechter haben und begnügte sich nicht mehr mit dem Thurm, und eben so wenig wollte der drausen auf seiner Burg Wohnende alle Lebensbequemlichkeit entbehren. Während dadurch in der Stadt die Burgen verschwanden, wurden fogar die drausen weniger fest, dafür aber behaglicher und bequemer eingerichtet. Man wusste in jeder Burg eine Stelle zu finden, wo man neben dem Thurm, der seitherigen beschränkten Wohnung und zugleich dem letzten Vertheidigungswerke, ein behagliches Wohnhaus errichten konnte. Nicht jede Generation hatte ja ihre Burg zu vertheidigen, aber jede sie zu bewohnen. Die Vertheidigung einer Burg aber war stets ein Kampf um die Existenz, wenn es sich nicht bloß darum handelte, sie so lange zu halten, bis ein genügendes Entfatzheer nahte. Bei schwerem Kampfe aber konnte es dann nicht darauf ankommen, ob mit der Existenz auch noch ein oder der andere vielleicht werthvollere Bau verloren ging; wohl aber lag daran, das Leben bis zu einem solchen Wendepunkte angenehm zu verbringen.

Die fürstlichen Bauten hatten schon im frühesten Mittelalter nicht ganz jenen Charakter des Kriegsmäfsigen, wie die Burgen Anderer. Zum Kaiser und zum Landesfürsten musste das gesammte Volk Zutritt haben. Dort, wo die gesammte Verwaltung sich vereinigte, hatten Viele aus und ein zu gehen. Der Fürst hatte aber seine Männer um sich, und wenn es deren genug waren, die umfangreiche Residenz, die einem grossen Lager glich, zu vertheidigen, bei welchem eine feste Mauer um die vielen und verschiedenartigen Gebäude gezogen war, so war die Mannschaft auch genügend, um mit derselben auf freiem Felde dem Feinde entgegen zu treten und ihn gar nicht an die Mauer kommen zu lassen, statt hinter derselben zu kämpfen.

In diesen grossen Herrscherburgen fand sich stets als Hauptgebäude ein grosser Saalbau, welchen die mittelalterliche Terminologie als den »Palas« bezeichnete. Der Hauptbau gab so dem Ganzen den Namen; denn wenigstens in früherer Zeit wurde auch der gesammte Bau-Complex als »Palatium« bezeichnet. Dieser Saalbau schloss die eine Seite eines grossen Hofes ab, gegen welchen er offen war, so dass der Hof gewissermassen die Erweiterung des Saalbaues bildete und mit ihm auch als der Haupttheil des Ganzen betrachtet wurde, daher man vom »Palaste« und vom »Hofe« des Herrschers sprach. Der Herrscher hielt »Hof« in seinem »Palaste«. Was der Herrscher in grossem Massstabe nöthig hatte (den Saalbau, den Palas, die Basilika⁴⁾), die grosse Halle, wollte jeder Burgherr in kleinerem Massstabe, seinen Verhältnissen entsprechend, auch haben. In England und anderwärts, wo der Burgthurm solchen Umfang hatte, dass auch die Halle darin Raum finden konnte, wurde sie darein verlegt, und da sie, so lange Friede war, den Hauptraum der Burg bildete, wurden viele Burgen, wohl jene, in deren Hallen oft besonders wichtige Geschäfte vorkamen oder besonders gesuchte Feste gefeiert wurden, geradezu als »Halle« bezeichnet. In Deutschland wissen wir zwar nicht, welchen Umfang die hölzernen Thürme der älteren Burgen

5.
Fürsten-
paläste.

6.
Palas.

⁴⁾ Wir möchten gern die Worte »Halle«, »Saal« und »Palas« auch sprachlich in Verbindung bringen; allein die germanistischen Philologen wollen uns dies nur zugestehen, falls an ein keltisches Lehnwort gedacht werden könnte. Das Vorkommen ähnlicher Anlagen, wie die classische Basilika, wird wohl auch bei den Kelten nachzuweisen sein. Den Nachweis mögen Andere liefern. Die Sitte, ähnliche Geschäfte, die früher bei allen Völkern unter freiem Himmel vor sich gingen, in einen an einen freien Raum anschließenden Hallenbau, wo man eben so öffentlich handelte, aber gegen Sonne und Regen geschützt war, zu verlegen, mag, wie bei den Römern und dann bei den Germanen, auch bei den Kelten, die ja länger unter classischem Einflusse standen, geherrscht, und so muss auch deren Sprache ein Wort dafür gehabt haben.

hatten; aber die steinernen, welche uns erhalten sind, sind ausnahmslose eng. Doch sind dies auch nur die Burgen verhältnismäsig kleiner Vafallen. Von den Thürmen der grofsen Kaiser- und Fürstenburgen, die ursprünglich auch die Wohnstätte der grofsen Herren bildeten, ist uns nichts Genügendes mehr erhalten. Den grofsen Palas konnten sie nie umfasst haben, und so verzichteten auch die deutschen kleineren Herren auf einen Thurm, welcher ihn in sich geschlossen. Bei jeder nur einigermafsen bedeutenden Burg wurde der Palas als selbständiges Gebäude errichtet. Gleich dem des Herrschers war er offen, nirgends zur Vertheidigung eingerichtet, allenthalben eben ein Bau, der mit dem Kriegswesen nichts zu schaffen hatte, eines und zwar das bedeutendste der mannigfaltigen Gebäude, die innerhalb der Burgmauer errichtet wurden.

7.
Kemnate
und
Dürnitz.

Ein anderer Bau der alten Herrscherpaläste war des Herrschers und seiner Familie eigentlicher Wohnraum; früher war es der Thurm, bald aber neben dem Thurm ein gesondertes Gebäude. Ein Wohnraum war allerdings im Hauptthurme auf jeder, selbst der kleinsten Burg vorhanden; aber freilich, in Welch beschränkter Weise! Hierin wohnen zu können, war nicht beneidenswerth, auch wenn in einem der Stockwerke ein Kamin vorhanden war, der Raum dem gemäfs als *Camera caminata* oder Kemnate bezeichnet werden konnte. Im Falle der äufsersten Noth, wenn während des Sturmes die Mauer bereits genommen war und noch ein letzter Versuch gemacht werden sollte, sich im Thurme zu halten, da musste man sich auch bezüglich der Wohnung begnügen. Während der generationenlangen Friedenszeit wollte der Burgherr eine bessere Kemnate haben, und so entstand in Deutschland neben dem Palas und dem Thurme noch ein drittes Hauptgebäude auf jeder Burg, die »Kemnate«, ebenfalls frei und offen, bestimmt, im Augenblicke der Gefahr geopfert, nicht vertheidigt zu werden, auch an beliebiger Stelle im Burghof, nur eben, wenn es anging, in nächster Nähe des Palas.

War die Burg nur einigermafsen grofs, so kam in späterer Zeit als vierter Bau die Dürnitz hinzu, Speife- und Aufenthaltsraum des Gefolges und der Mannschaft, heizbar wie die Kemnate, so dass sich in diesem Raume auch mancherlei andere Thätigkeit entwickeln konnte.

Wo die Burg zu klein, die Mittel des Besitzers zu beschränkt waren, begnügte man sich auch, den Flur der Wohnung etwas grofs anzulegen, so dass er die Stelle der Dürnitz oder auch des Palas vertreten, dass dort der Burgherr mit seiner Familie und seinen Kriegern, die zugleich sein Gefinde bildeten, sich versammeln konnte. Bei den kleinen Massen einer solchen Burg wurde die Wohnung an den Thurm an oder um ihn herumgebaut. Mittels einer Treppe oder Leiter, die leicht zurückgezogen werden konnte, waren diese Bauten mit dem Thurme verbunden. Deren rasche Zerstörung im Augenblicke der Gefahr isolirte nicht blofs den Thurm, sondern hinderte auch noch das Herankommen des Feindes an denselben.

8.
Tenne im
Bauernhause
als
Palas.

Wo immer der Bauer einen Rest von Selbständigkeit bewahrt, wo er ein eigenes Haus hatte, wenn es auch nicht seine Burg war, bildete eine Halle, die »Tenne«, die Mitte, an welche sich beiderseits Ställe, Vorraths- und Wohnräume anlehnten, in deren Hintergrund der Herd sich erhob, an welchem die Bäuerin waltete, wo nach Feierabend Bauer und Bäuerin den Ehrensitz einnahmen, um sie herum, nach Beschäftigung und Rang geordnet, das männliche und das weibliche Gefinde, ein jedes an feinem bestimmten Platze. Dort wurden die Nachbarn zum Besuch empfangen; unmittelbar daneben hatte der Speisetisch seinen Platz, von dort aus überfah der Bauer oft auch tagsüber das Gefinde, wenn es in den Ställen zu thun hatte,

wenn die beladenen Wagen mit Heu oder Garben in die Halle einfuhren und die Vorräthe abgeladen oder gleich an ihren bestimmten Ort aufgezogen wurden, wenn auf der Tenne⁵⁾ gedroschen, wenn allerhand Hantirung ausgeübt wurde. Aber nicht bloß der Ort der Arbeit war die Tenne, auch der Ort des Vergnügens. Wenn das Wetter den Aufenthalt im Freien nicht zuließ, so spielte und schäkerte zur Festezeit dort das junge Volk; dort wurde getanzt, und die Bankette, welche in der Halle des Herrschers sich in ein nicht aufhörenwollendes Trinken auflösten, fanden ihr Widerspiel in der Tenne des Bauern.

Zwar war die Einrichtung der Bauernhäuser nach Landschaften und Volksstämmen verschieden; an Stelle der Tenne traten etwa andere Gelasse als Hauptraum des Hauses. Abgesehen davon aber, dass die eben geschilderte Anordnung die älteste zu sein scheint, giebt gewissermassen der Grad, wie weit sich die Anlagen der Bauernhäuser⁶⁾ einer Gegend der geschilderten nähern, welche als eine Art Ideal des Bauernhauses angesehen werden kann, den Maßstab dafür ab, wie groß die Selbständigkeit war, deren sich dort der Bauernstand erfreute. Diese älteste Anlage hat sich in Niedersachsen da und dort bis auf unsere Tage erhalten. Wenn man von Hamburg aus in die unmittelbare Umgebung, in die Vierlande, spaziert und in ein äußerlich modernes, mit allem der städtischen Architektur entnommenen Schnickschnack in Gyps und Gusseisen decorirtes Bauernhaus eintritt, ist man erstaunt, noch die große Mittelhalle mit dem Herde im Hintergrunde zu finden und glaubt sich in die Urzeit versetzt, wenn man die Bäuerin am Herde kochen und das Gefinde sich zur Mahlzeit fammeln sieht.

Auch das städtische Wohnhaus, welches mit größter Beschränkung auf der geringsten Grundfläche sich entwickeln musste, brauchte einen Hauptraum. Im Hause des Handwerkers war es die Werkstatt, in welche man von der Straße aus eintrat und die, so lange es nur die Witterung erlaubte, nach der Straße zu offene Läden und Fenster hatte. Hier hielt der Meister als Herr unter seinen Gesellen Hof, empfing er die Kundschaft, sprach mit den Nachbarn und Vorübergehenden. Hier fühlte er und gab er sich als »Herr in seinem Hause«, sich eben so frei fühlend, als der Kaiser in dem seinen; sein Haus war seine Burg, allerdings nur mehr bildlich, weil ihm hier Niemand etwas zu sagen hatte; denn dass er sich ein befestigtes Haus gebaut hätte, das duldet die Obrigkeit nicht, welche schon für den Schutz ihrer Bürger sorgte. Auch reichte ja dazu sein Einkommen nicht.

9.
Städtisches
Wohnhaus.

In größeren Häusern war es der Flur, der sich etwa durch die Treppe mit einem zweiten oberen Flur verband, welcher den Hauptraum des Hauses darstellte, wo sich der Verkehr abwickelte.

Wie aber im Herrscherpalaste und in der Burg neben Hof und Halle des Herrn Wohnung einen Haupttheil des Baues bildete, so auch im städtischen bürgerlichen Hause, wo die Familienwohnstube sich als eben so wichtiger Theil geltend machte, als der für den Verkehr bestimmte Flur oder die Werkstatt. Ja die Familienstube entzog derselben einen Theil ihrer Bedeutung; denn nicht in der Werkstatt, noch im Flur versammelte der Herr des Hauses Familie und Gefinde um sich, feierte er

⁵⁾ Das Wort »Tenne« bedeutet eigentlich den Fußboden aus gestampftem Lehm zum Dreschen und nur abgeleitet davon den Raum selbst. Die Sprachforscher wollen es theilweise von »Tanne«, d. h. Tannenholzboden zum Dreschen ableiten. Lexer aber trifft wohl im XI. Bande des Grimm'schen Wörterbuches (Sp. 253) das Richtige, wenn er das Wort mit dem griechischen θεννη und mit dem धन् (= schlagen) des Sanscrit in Verbindung bringt.

⁶⁾ Vergl. über die Häuser der Altmark: Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Jahrg. 22 (1890), S. 553. (Vortrag von Virchow über das deutsche Haus.)

seine bescheidenen Feste und hielt seine Mahlzeiten ab, sondern zum größten Theile in der Familienstube, wenn nicht etwa eine große Küche dazu Raum bot, etwa zusammen mit jenem Theile des Flures, der sich unmittelbar daran anschloss. Jedenfalls geschah es in jenem Theile des Hauses, der nicht ausschließlich dem Herrn unterstand, sondern der Frau, in welchem der brave Bürger nicht immer der Herr war, und welchen nicht Jeder als seine Burg ansehen durfte.

Wie die Häuser der bäuerlichen Landbevölkerung sich nach Volksstämmen und Gegenden verschieden gestalteten, so musste wohl in manchen Gegenden der Einfluss des städtischen Hausbaues auf das Land zurückgewirkt haben; aber auch in den Städten selbst machte sich allenthalben eine locale Tradition sowohl bezüglich der inneren Eintheilung, wie der äußersten Gestaltung der Häuser geltend, und der städtische Wohnhausbau des Mittelalters gibt uns so ein recht buntes Bild, wenn auch gewisse gemeinsame Züge allenthalben wiederkehren.

Vielgestaltig entwickelte sich im Laufe der Zeit das städtische Wohnhaus; eines aber musste allenthalben und immer berücksichtigt werden. Die Beschränkung der Grundfläche musste auf das äußerste gehen, weil die Mauerlinie, welche die Stadt umzog, möglichst enge sein musste im Verhältniss zur Zahl der darin wohnenden und die Stadt vertheidigenden Bürger, so dass nicht bloß die Straßen auf die geringste Breite beschränkt werden mussten, sondern auch der einzelne Bürger die Grundfläche so gering als immer möglich zugemessen erhielt. Dafür war ja der Himmel hoch über der Erde, und der Bürger konnte viele Stockwerke auf einander setzen, ohne fürchten zu müssen, oben anzustoßen. Fast aber als hätte man dies doch gefürchtet, wurden die einzelnen Stockwerke niedrig angelegt. Der Grund lag darin, dass ein niedriges Haus billiger ist, als ein hohes, dass niedrige Räume sich leichter wärmen und warm halten lassen, als hohe, und dass der Bürger auf äußerste Beschränkung in jeder Richtung sehen musste; nur so konnten möglichst Viele auf kleinem Raum zusammen auskommen. Dann aber auch verdunkelten hohe Häuser die Straße mehr als niedrige. Lag doch auch noch ein anderer Anlass vor, die Straße zu verdunkeln, ein Anlass, welcher mehr greifbaren Nutzen schaffte, welchen man also lieber ausnutzte, wie ungemesse Höhe, wenn nur der Bürger aufrecht in seiner Stube stehen konnte. Es war die geringe Grundfläche der Häuser, welche nicht nur zu Anlage mehrerer Stockwerke, auch für das kleinste Haus führte, sondern auch Veranlassung gab, jedes Stockwerk über das darunter stehende vorschießen zu lassen, dazu selbst noch einige weiter vortretende Ausbauten zu machen, um wenigstens oben den Raum zu vergrößern. Auch die steilen, mehrere Stockwerke hohen Dächer der städtischen Wohngebäude des Mittelalters sind darauf zurückzuführen, dass man Lagerräume für Vorräthe, selbst Schlafräume für einzelne Familienglieder und das Gesinde dort gewinnen musste, weil unten der Raum nicht ausreichte.

Noch ein Umstand ist es, welcher auf die gesammte Bauentwicklung, insbesondere aber auf den Wohnhausbau in Stadt und Land, großen Einfluss hatte. Der ganze nördliche Theil von Europa, vor Allem aber Deutschland, war in der Urzeit reich an Wäldern, und unsere Vorfahren lebten in denselben. Es lag also schon damals nahe, dass sie auch ihre Häuser, nicht bloß ihre Hütten, aus dem Holze bauten, welches der Wald ihnen bot, den sie sich zum Aufenthalt erkoren. Die Pfahlbauten sind Belege aus ältester Zeit dafür, und bis in unsere Zeit ist die ausgedehnte Uebung des Holzbaues geblieben. Die Pfahlbauten waren, wie die Reste beweisen, mitunter ganz ausgedehnte Gebäude-Complexe, und wenn wir durch

die dünnen Hölzer überrascht sind, so haben wir die Ursache der Verwendung solcher nur in den mangelhaften Werkzeugen zu suchen, welche den Erbauern zur Verfügung standen und die Bearbeitung starker Hölzer nicht zuließen. Im Gegensatze zur Bauweise der Römer hatte daher die Bauweise aus Holz etwas National-Germanisches; selbst die Königspaläste der Franken waren größtentheils aus Holz, und in den Beschreibungen jener Hallen, von welchen vorhin die Rede war, wird der reiche Schmuck, die sorgfältige Glättung und die bunte Bemalung des Holzes gerühmt.

Wir wissen aus dem vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches«, dass das Holz selbst im Kriegsbaue nur langsam durch den Stein verdrängt wurde. So war es denn auch bei Entstehung der Städte selbstverständlich, dass allenthalben die Wohngebäude aus Holz errichtet wurden. Es war nicht bloß für den Bürger billig; es war auch nicht so fest, wie ein steinernes Haus, und wie gerade vorhin gesagt worden ist, hatte die Obrigkeit der Städte keine Freude an festen Häusern, die zu Burgen werden konnten. So konnte der Steinbau nur schwer und langsam sich Eingang verschaffen. Der warme, poetische Hauch, die phantastisch malerische Erscheinung des Holzbauers, gleich wie seine Billigkeit machte ihn Allen lieb, und der Holzbau blieb so im größten Theile Deutschlands das ganze Mittelalter hindurch nicht bloß auf dem Lande, sondern auch in den Städten herrschend. Ja er überdauerte dasselbe und erfährt erst heute die wesentlichsten Einschränkungen, nachdem das Holz theuerer geworden ist, die Poesie und malerische Erscheinung im ganzen Volke wenige Freunde mehr zählt, keine Regierung sich mehr vor einem Steinhouse fürchtet, aus welchem etwa der Besitzer eine Burg machen könnte. Wohl aber haben nüchterne und praktische Erwägungen von der Wohlfahrt der Bürger und den vielen Scherereien, welche für eine Behörde entstehen, wenn es brennt oder wenn gar ein umfassendes großes Unglück geschieht, den Holzbau in diesen Kreisen recht unpopulär gemacht, und nachdem allenthalben die Bauordnungen vorschreiben, dass zur Vermeidung der Feuergefährlichkeit durch Ueberzüge von Putz und Metall die charakteristische Erscheinung des Holzbauers verschwinden muss, so kann auch kein Baumeister mehr eine rechte Freude am Holzbau haben, der nur noch für Nothbehelfe gut ist.

Doch gehört eigentlich schon diese Betrachtung nicht zu den geschichtlichen; wir wollen sie daher nicht weiter fortsetzen. Die Culturentwicklung hat so manche andere althergebrachte nationale Erscheinung verwischt, mag daher der Holzbau eben so verschwinden! Nicht Jeder wird es so lebhaft bedauern, als der Verfasser des vorliegenden Heftes.

2. Kapitel.

Die germanischen Königspaläste und der Palas der mittelalterlichen Burgen bis zur Mitte des XIII. Jahrhundertes.

Es ist wenig Greifbares von Bauten aus der Zeit der Germanen-Könige auf die unsere gekommen. Wären unsere Urväter nicht nach Süden gegangen, so würde kaum ein Baurest mehr an sie erinnern. Sie zogen jedoch mit ihren Scharen stets als römische Heerführer in Italien ein; als solche eroberten sie die südlichen Länder, setzten, den Prätorianern gleich, Kaiser ein und ab; als solche verwalteten sie

die eroberten Provinzen. Da schon lange stets mehrere Kaiser nebeneinander regierten, alle als Kaiser des Gesammtreiches geltend, so galt auch jener zu Constantinopel als Kaiser des Gesammtreiches, und nachdem im Abendlande kein Kaiser mehr war, so war ihnen jener zu Constantinopel der rechtmässige Herr, in dessen Namen, mitunter sogar in dessen Auftrage ein germanischer Herrscher den anderen verdrängte und sich ein Königreich schuf, so gross es auch gegen des Kaisers Willen werden wollte. Die kaiserliche Würde und der kaiserliche Name, wie der Reichsgedanke stand dabei in folch hohem Ansehen, das daran keiner, auch nicht der grösste und mächtigste dieser Heerführer-Könige zu rütteln wagte, dass sie sich gänzlich romanisirten, jeder sein Reich als einen Theil des römischen Reiches ansah und den Kaiser, den Herrn der Könige, als seinen Herrn, auf den er nur eben keine weitere Rücksicht nahm, wenn es nicht sein eigener Vortheil verlangte. Indem sie sich romanisirten, sahen sie sich selbst als Römer an, und mit der übrigen classischen Cultur nahmen sie auch die classische Bauweise an, wie sie sich damals entwickelt hatte. Die ihnen, welche nicht mehr Germanen, sondern Römer waren, ohnehin nicht mehr altheimische Tradition des Holzbauens, von der sie, unter vornehmen Römern erzogen und erwachsen, kaum gehört hatten, wurde natürlich bei Seite gesetzt und der Steinbau gepflegt. Die Paläste und Villen der vornehmen Römer dienten den germanischen Königspalästen als Vorbild, und es ist kein Zweifel, ja die langobardische Gesetzgebung beweist es in ihrem auf die Bauten bezüglichen Theile, dass auch die Krieger gleich ihren Königen sich Steinbauten errichteteten.

Auch von diesen ist aber fast nichts erhalten, so dass es sich nicht lohnte, in unserer Arbeit über die Ausgänge der classischen Baukunst (in Theil II, Band 3, erste Hälfte dieses »Handbuches«) darauf einzugehen und wir uns vorbehielten, das Wenige, was gefragt werden kann, hier der Betrachtung des mittelalterlichen Wohnbaues vorauszuschicken, wo es dadurch Leben gewinnt, dass Späteres sich daran anknüpft, wodurch erst so manches Frühere erläutert wird.

Unter allen germanischen Herrschern ist keiner, bei welchem die classische Cultur tiefer gegangen wäre und welcher für deren Erhaltung und Weiterbildung mehr gethan hätte, als der grosse Ostgothe *Theodorich*, der am Hofe zu Constantinopel aufgewachsen war, der eifrig seinem Kaiser und Vorbilde *Justinian* nachstrebte und an Baulust ihm gleich kam. Er errichtete auch verschiedene Paläste, so in seiner Residenz Verona, von der ihn die mittelalterliche Heldenage *Dietrich von Bern* nennt, deren hervorragendster aber jener von Ravenna war. Von ihm ist uns dort noch ein Mosaikbild erhalten; auch ein Mauerrest wird als von ihm herrührend angesehen. *Mothes* hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, dass zwischen beiden gar kein Zusammenhang besteht, dass der Rest nicht zu dem Gebäude gehört, welches das Mosaikbild darstellt.

Dieses Mosaikbild⁷⁾, welches wir in Fig. 1 wiedergeben, zeigt nur nebenbei über der Halle den gesamten Bau-Complex, wie ihn ein Königsbau hatte, bei welchem wir auf eine mächtige Ausdehnung schließen müssen; es gibt aber doch eigentlich nur den Hauptbau, die Halle⁸⁾, wo der König Hof hielt, und die man, weil sie die Hauptfache des ganzen Palaestes war, kurzweg als den »Palaest« bezeichnete; denn wer in den Palaest wollte, wollte nirgends anders hin, als in

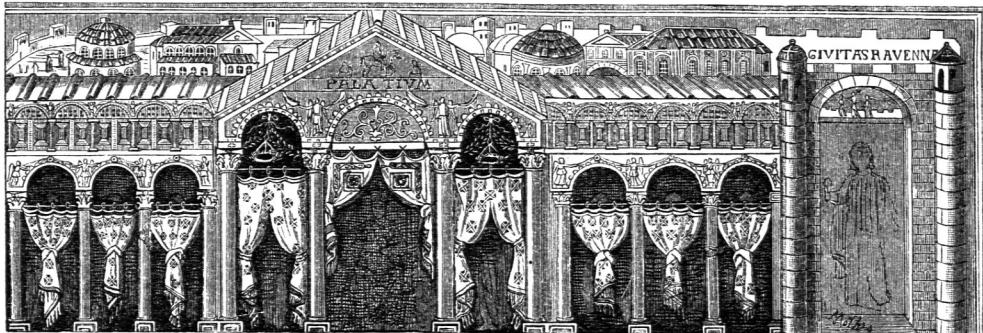
^{73.}
Palaest des
Theodorich
zu
Ravenna.

⁷⁾ Facs.-Repr. nach: *MOTHES, O.* Die Baukunst des Mittelalters in Italien. Jena 1884. S. 191 u. 192.

⁸⁾ Ueber Zweck und Bedeutung dieser Hallen haben wir erst unten bei Gelegenheit der Betrachtung der ältesten noch erhaltenen, jener zu Goslar, eingehender zu sprechen.

die Halle, wo der König sich aufhielt. Ausser einer solchen Halle aber, von welchen die zu Ravenna die erste der durch jene in den Kaiser- und Fürstenburgen des Mittelalters gebildeten Reihe ist, hatte jeder solche Palast noch eine ganze Anzahl von Gebäuden. Wo die Bauten sich in der Ebene frei entfalten konnten, waren sie regelmässig angeordnet, von einer grossen rechteckigen Mauer mit Thürmen umgeben, für welche die Bezeichnung »Burg« thatsfäglich mehr passt, als der Name Palast, mit welchem wir doch eigentlich nur jene Halle bezeichnen dürften, welcher der Haupttheil der Burg war. In einem eigenen Flügel oder Gebäude wohnte daneben der König mit seiner Familie; in anderen wohnten die hohen Würdenträger; eines war die Caserne der Leibwache. Zu jedem solchen Palaste gehörte eine grosse Kirche mit einem Kapitel und einer beträchtlichen Zahl von Geistlichen, welche nicht bloß die kirchlichen Functionen verrichteten, sondern auch als schreibekundig und sprachengewandt zur Erledigung der Geschäfte nöthig waren und als Träger der Wissenschaft dem Hofe Glanz verliehen. Dann war eine ganze Anzahl Künstler und Handwerker an den Hof herangezogen, theils um für dessen

Fig. 1.

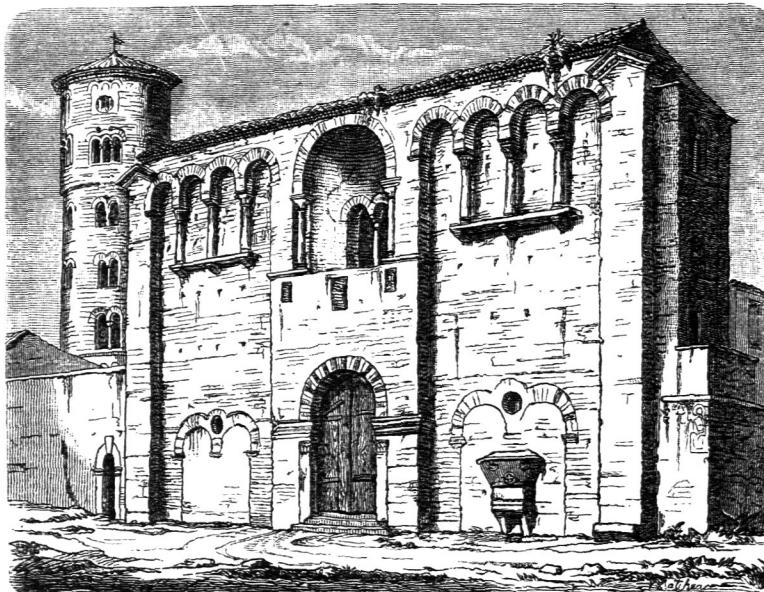


Palast der Burg *Theodorichs des Grossen* zu Ravenna⁷⁾.
Mosaikbild.

Bedürfnisse zu arbeiten, theils durch ihre Kunstfertigkeit ihn zu zieren. Auch für sie war eine Abtheilung des Gesammt-Complexes bestimmt, wo sie mit ihren Familien wohnten, lebten und arbeiteten. Die Zahl der Personen an einem solchen Hofe war Legion, und stets wussten noch neue Unterkunft zu finden. Der König war ja reich genug, um Jedem zukommen zu lassen, was er brauchte. Unter den Gebäuden seines Palastes durfte weder die Schatzkammer fehlen, noch die Münzstätte. Im Palaste selbst wurden auch die Ehrenkleider angefertigt und in grosser Zahl aufbewahrt, die er vertheilte, wie alles vorhanden war, dessen die grosse Zahl von Leuten bedurfte, insbesondere auch Vorrathskammern für Lebensmittel, Ställe für Vieh und für die Pferde. Ein solcher Hof war eine Welt für sich, und was die Umfassungsmauer des Palastes einschloß, war eher eine Stadt, als ein Haus. Da waren grosse Höfe und förmliche Straßen; die Gebäude waren verschiedenster Art, manche unter ihnen mehrgeschoßig; denn sonst würde keine Mauer gross genug gewesen sein, den Palast zu umschließen. Wenn wir uns den »Palast« des *Theodorich* so denken, so ist es ziemlich gleichgültig, welch einem der verschiedenen Gebäude der erhaltene Rest (Fig. 2) angehört. Die Annahme wird jedoch nicht falsch sein, dass er einer der Eingänge war. Was über dem Dach der Halle in Fig. 1 ersichtlich wird, sind solche Gebäude des Palastes,

wie wir sie soeben genannt haben. So lange wir nicht durch Nachgrabungen die Fundamente des ganzen Palastes blos legen und die ganze Anlage erkennen können, wird volle Klarheit darüber kaum zu erlangen sein. Die große Kirche, welche zum Palast gehörte, dürfte *San Apollinare nuovo* gewesen sein. Ja wenn wir in Goslar außer dem Dome noch die *Marien-Kirche* im Burgbereiche finden, so dürfen wir ohne Zagen auch annehmen, dass der Palast bis zur Basilika *San Giovanni*

Fig. 2.

Eingang zur Burg *Theodorichs des Großen* zu Ravenna⁷⁾.

Evangelista sich erstreckt habe. Der größte Theil des bis jetzt so zu sagen unbauten, nur durch das Spital eingenommenen Quadrates zwischen letztgenannter Kirche, dem *Stradone alla Barriera*, der *Via Alberoni* und dem *Corso Garibaldi* mag vom Palaste eingenommen gewesen sein. So ist das Interesse nicht über groß, welches das kleine Gebäude an der Ecke uns einflösst.

Mehr Interesse bietet der Rest eines mehrstöckigen Gebäudes, das zu einem ähnlichen Palaste in Turin gehörte und als *Palazzo delle torre* (von zwei im Mittelalter angebauten polygonen Thürmen) bezeichnet wird (Fig. 3⁹⁾). Solcher Art mögen auch manche der Gebäude gewesen sein, welche zum Palaste in Ravenna gehörten. Aehnlich mögen schon die mehrgeschoßigen Römerbauten ausgesehen haben, ähnlich die vielen steinernen Wohnbauten jener Zeit bis zu den Carolingern.

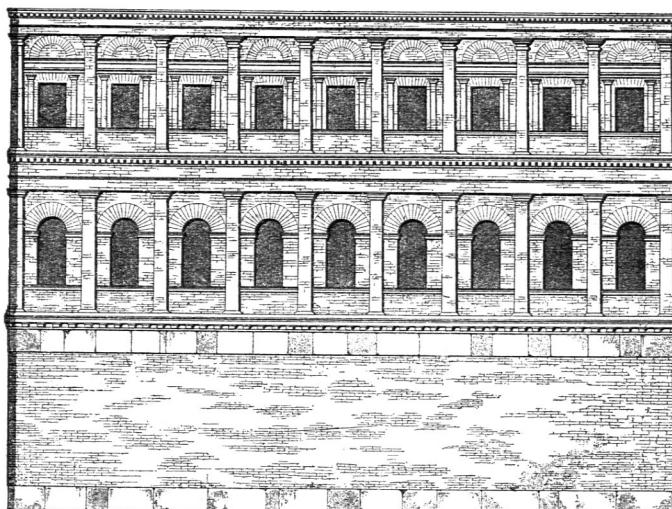
Es liegt nahe, anzunehmen, dass das Vorbild des Ravennatischen Palastes jener zu Constantinopel war, und dass derselbe auch allen größeren und bedeutenderen sonstigen germanischen Herrscherpalästen als Vorbild diente. Der Palast zu Constantinopel selbst, wie er, von *Constantin* errichtet, zu Zeiten *Theodorich's* bestand, lässt sich aber in seinen Einzelheiten auch nur noch hypothetisch nachweisen. Er hat

14.
Palazzo delle torre
zu
Turin.

15.
Vorbild
der Palaute
jener zu
Constantinopel
und jener
zu Spalato.

⁹⁾ Facs.-Repr. nach: OSTEN, F. Die Bauwerke in der Lombardei vom 7. bis zum 14. Jahrhundert. Darmstadt.

Fig. 3.

Palazzo delle torre zu Turin⁹⁾.

1/250 n. Gr.

Der wenig ältere Palast des *Diocletian* zu Spalato¹¹⁾ zeigt uns deutlich die complicirte Anlage und die vielgestaltigen Gebäude einer solchen Gruppe.

Ueber die Paläste der Merovingischen und noch der Carolingischen Könige der Franken find uns Nachrichten erhalten, aus denen hervorgeht, dass auch sie ähnliche umfassende Anlagen waren. *Viollet le-Duc*¹²⁾ giebt im Eingange des Artikels »Palais« eine Studie über dieselben und versucht eine Reconstruction. Das *Palais de Verberie* bei Compiègne hatte sich lange erhalten, und *Carlier*¹³⁾ giebt auf Grund der Reste, welche er noch gesehen, so wie eines Rescriptes Franz I., welches das Abtragen eines Theiles der Gebäude gestattete, eine Beschreibung, die zwar an Klarheit zu wünschen übrig lässt, aber doch manche schätzenswerthe Auffschlüsse giebt. Insbesondere wird auch hier der grosse Saalbau erwähnt, welcher als das Hauptgebäude anzusehen war und, an einem grossen Hofe gelegen, den Abschluss des Ganzen gegen Westen bildete. Dieser Saalbau hieß in latinisirtem Deutsch *Malloburgium*, seine Bestimmung als Gerichtsstätte anzeigen. Der ganze Palast hatte von Westen nach Osten eine Länge von 240 Toisen; an der Ostseite bildete die Capelle den Abschluss, deren Bau *Carl dem Grossen* zugeschrieben wurde, und die noch im XIV. Jahrhundert seinen Namen getragen haben soll. Zwischen beiden befand sich eine lange Reihe von Gebäuden verschiedener Art und Gröfse; den »Mittelpunkt« soll ein prachtvolles zweistöckiges Gebäude von grosser Höhe eingenommen haben, dessen Errichtung *Carlier* ebenfalls *Carl dem Grossen* zuschreibt. Man sollte fast meinen, dass es mit dem *Malloburgium* identisch ist. Dieses *Palais de Verberie* war eines der vielen, welche die Könige im Reiche besaßen und welche sie nöthig hatten, da sie ja nicht regel-

später zu viele Umgestaltungen erfahren und wurde schon im Mittelalter zerstört¹⁰⁾. Nur das umfangreiche Territorium lässt auf ungeheuere Ausdehnung schließen. Dass die *Sophien-Kirche* auch die Vorgängerin der uns erhalten gebliebenen Justini-anischen, die Hof- und Palastkirche war, ist ja bekannt. Wir haben aber, wenn somit auch das unmittelbare nicht mehr, so doch ein Vorbild erhalten, welches uns zeigt, wie derartige Anlagen überhaupt beschaffen waren.

16.
Paläste der
Merovingischen
und
Carolingischen
Frankenkönige;
Palais
de Verberie
bei
Compiègne.

¹⁰⁾ Mit grossem Scharfsinne hat *Labarte* das Wesentliche der Gesamtanlage und die Stellung der Hauptbauten zu reconstruiren gefucht. Danach bestand dort eine ganze Anzahl ähnlicher Saalbauten, von denen einer, vielleicht auch mehrere, die Bestimmung der Basilika, also des Palas erfüllten. (Vergl.: *LABARTE, J. Le palais impérial de Constantinople etc.* Paris 1861.)

¹¹⁾ Vergl. den Grundriss bei *Mothes*, a. a O., S. 13, Fig. 5.

¹²⁾ In: *VIOLLET-LE-DUC. Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI. au XVI. siècle.* Bd. VII. Paris 1875. S. 1 ff. — Zum Theile nach: *THIERRY, A. Récit des temps Mérovingiens. Récit 1er.*

¹³⁾ In: *Histoire du duché de Valois.* Paris 1764. Tome I, Liv. II, S. 169.

mäsig in einer Residenz lebten. Sie wurden auch als *Villae* angesehen, welche die Mittelpunkte des landwirthschaftlichen Betriebes des Hofes bildeten und wo umfangreiche Vorräthe aufbewahrt wurden. Auf eine solche Villa zog sich der König mit seinem ganzen Hofe zurück und blieb mit der Hofhaltung da, bis die Vorräthe aufgezehrt waren, worauf eine andere Villa aufgefucht wurde, die deren noch genug bot. Es ist einleuchtend, dass eine solche Villa, wenn schon von Wall und Graben umgeben, an und für sich keine eigentliche Burg war, bei welcher die Befestigung die Hauptfache bildete; man lebte dort nur in tiefem Frieden. Aber es muss sich doch mit der Zeit das Bedürfniss gröserer Festigkeit geltend gemacht haben; denn unter den Bauten der *Verberie*, welche *Carl der Große* zuschreibt, befand sich auch ein mächtiger *Donjon*, dessen Unterbau er noch gesehen, *Praedium* genannt, also auch durch seinen Namen als der Hauptbau des ganzen *Praediums* bezeichnet, weil er die ganze Domaine beherrschte. Ein solcher Thurm als befestigte Wohnung ist nicht denkbar ohne beträchtliche äußere Werke, die der *Verberie* doch den Charakter einer Burg geben müssten.

An diesen Palästen und Villen mit ihren so verschiedenartigen Einzelgebäuden wurde fortwährend, je nach Bedarf, gebaut, vergrössert und erneuert. Wie die hauptsächlichsten weit über *Carl der Große* hinaufgingen und jeder seiner Vorgänger daran baute, so mag, wie er, auch mancher der Nachfolger weiter gebaut haben und dadurch die Verschiedenartigkeit an Form und Grösse, vielleicht auch Unregelmässigkeit in der Stellung der Einzelgebäude erst entstanden sein. Ohne auf den vorliegenden Fall einzugehen, meint *Viollet-le-Duc*, dass erst nach den Normannen-Einfällen die Paläste sich in Burgen verwandelt haben. Doch mag ja der vorsichtige *Carl* schon die Zeit vorausgesehen haben, wo die nordischen Männer auch an seine Thür pochen könnten.

Inzwischen waren ja fast 300 Jahre seit dem Burgbau von Ravenna vergangen. *Theodorichs* Reich und Volk waren von der Erde verschwunden und mit ihnen so mancher andere Germanenstamm, bis *Carl der Große* sein fast alle Germanenstämme umfassendes Reich errichten, das römische Reich im Abendlande wieder erneuern und daran denken konnte, auch die Reste der römischen Cultur neu zu beleben. Dazu gehörte der Steinbau, und die Gebäude, welche er in der *Verberie* errichtete, waren jedenfalls Steingebäude. Von den Holzgebäuden seiner Vorgänger ist, wie von jenen des gemeinen Volkes zu seiner Zeit und nach ihm, nichts erhalten; wenn uns aber die sorgfältige Ausführung, die sorgfältige Glättung und reiches Schnitzwerk mit bunter Bemalung des Holzes an den Bauten gerühmt werden, so denken wir sofort an die eigenthümliche Ornamentik der aufgefundenen germanischen Goldschmiedearbeiten aus dem IV. bis X. Jahrhundert; wir denken an die reichen, bunten Buchverzierungen der vorcarolingischen Zeit, deren Zeichnung und Farbe uns auch von den Schnitzwerken der Gebäude und deren bunter Bemalung ein Bild geben. Je mehr sich die von der Kirche getragene, eigentlich mittelalterliche, aus den Resten der classischen Antike entwickelte Kunst verbreitete, um so mehr zogen sich die Reste der altnational-germanischen nach dem Norden zurück, wo sie, ebenfalls christlich geworden, in den äussersten Ländern Europas sich lange, ja beim Bauernvolke bis auf unsere Tage erhalten. Dort sind in dieser altgermanischen Weise ausgeführte, verhältnismässig frühe Kirchenbauten uns erhalten, daneben bäuerliche Holzbauten, welche bis in die neue Zeit herein reichen und erkennen lassen, dass unsere Annahme ganz richtig ist, wenn wir uns in der Weise der Miniaturen, welche die

St. Galler und andere Mönche gemalt, die Hallen und Galerien der Paläste und Wohn-, wie Wirtschaftsgebäude unsrer Vorfahren ausgestattet denken.

Der Hauptpalast *Carls des Großen* stand in Aachen und wird als ein Wunderbau in Marmor gerühmt. Die Palastkirche, zugleich des Kaisers Grab¹⁴⁾, steht heute noch. Die grosse Halle, wo er Hof hielt, stand an der Stelle des heutigen Rathauses, dessen grosser Saal gewissermassen als ein Umbau dieses Kaiserpalas anzusehen ist. Noch ist ein gedeckter Gang in dem Gebäude-Complex erhalten, der vom Saalbau zur Kirche führt und schon zu *Carls* Zeiten geführt haben soll, der uns also die Richtung angibt, in welcher ein grosser Gebäudeflügel oder eine ununterbrochene Reihe von Gebäuden sich hinzog. Da vor dem grossen Saalbau, vor der kaiserlichen Halle, der kaiserliche Hof sich ausbreitete, so können wir denken, dass ein ähnlicher Gebäudezug, diesem gegenüber liegend, den Hof auf der anderen Seite begrenzte. Wie sich dann die übrigen Gebäude dieses Complexes anordneten, steht der Phantasie frei, sich auszumalen. Dass derselbe als der erste Hof des Reiches mit Allem versehen war, was ihm idealen Glanz verleihen konnte, lässt sich denken; eben so gewiss scheint es, dass die um jede Villa vorhandene befestigte Einfassung hier am Hauptpalaste nicht fehlte, und so werden wir nicht irre gehen, wenn wir so ziemlich den gesammten Umfang des ältesten Theiles von Aachen für den Kaiserpalast in Anspruch nehmen, der ja an und für sich eine Art Stadt bildete; denn nach dem Vorbilde anderer Residenzen müssen am Hofe *Carls des Großen* zu Aachen Künstler und Gewerbetreibende in grosser Zahl angesiedelt gewesen sein, deren Häuser einen Stadttheil innerhalb der Mauer bildeten. Andere siedelten sich dann vor den Thoren an, und als die Burg zerstört war und in den Ruinen neue Ansiedler sich Raum schufen, da ging die Regelmässigkeit der alten Anlage verloren, und es erfolgte die neue Anlage der Stadt ohne Rücksicht auf die alte¹⁵⁾.

17.
Palast
Carls
des Großen
zu Aachen.

Der Untergang des Carolinger-Reiches, die fortgesetzten Einfälle der Normannen, der Slaven, der Ungarn gaben der Welt wieder ein kriegerisches Gepräge. Im Allgemeinen lud diese Zeit wenig zum Bauen ein, und wenn sie auch einigen grossen Kaisern Gelegenheit gab, ihre Kraft zu entfalten, so hatten diese doch etwas Anderes zu thun, als Prunkbauten zu errichten. Auch waren die Verhältnisse kleiner geworden. Kein späterer Kaiser war dies mehr im Sinne *Carls des Großen*. Wieder entstanden Herzogthümer, und der gewählte Kaiser war eben doch eigentlich nur ein Herzog wie die anderen, stets genöthigt, gegen dieselben auf der Hut zu sein. Denn wie ein halbes Jahrtausend vorher die Germanenfürsten die römischen Kaiser, selbst jene von Byzanz, als ihre Oberhäupter anerkannten, nur um ihnen gegenüber zu treten, so fand auch der nachmalige Kaiser, während Niemand die ideale Größe seiner Würde bestritt, nur dort in Deutschland und in Italien Gehorsam, wo er ihn sich erzwang. Es musste gerade diese Zeit Veranlassung werden, dass auch solche Palastbauten in ihrer Gesammtanlage und Erscheinung einen mehr kriegerischen Charakter erhielten. Von Kaiserbauten konnte selten die Rede sein; was die Carolinger auf dem Gebiete der Baukunst angebahnt, war mit ihnen zu Ende. Die Herzoge brauchten Burgen, keine Paläste. Wohl ward die alte Tradition nicht vergessen; auch diese Burgen erhielten beträchtliche Größe und mannigfache Gebäude, unter denen der grosse Saalbau, eine umfangreiche Kirche, der *Donjon* oder die

¹⁴⁾ Vergl. Theil II, Band 3, erste Hälfte (S. 130 u. ff.) dieses »Handbuches«.

¹⁵⁾ Das interessanteste dabei ist, dass der Palas, welcher nach allen Regeln seine Front gegen den Hof richtete, also gegen den Münster hin, sie nun als Rathaus drehte und nach der anderen Seite sieht.

unbewehrte Kemnate als Wohngebäude des Herzogs nicht fehlten. Den Herzogen suchten es die übrigen gleich zu thun; aber von Steinbau war doch selten die Rede; der altnationale Holzbau gelangte fast ausschliesslich zur Verwendung.

18.
Halle
im Palast
Wilhelms
des Eroberers.

Es ist uns ein interessantes Denkmal aus dem XI. Jahrhundert erhalten: der Teppich von Bayeux, auf welchem die Thaten *Wilhelms des Eroberers* dargestellt sind. Unter all den vielen aus dem Leben der Zeit gegriffenen Bildern sehen wir auch die Halle seines Schlosses dargestellt, in welcher er vor der Einschiffung nach England mit seinen Mannen ein Trinkgelage hält. Wenn auch Alles nur andeutungsweise gegeben ist, so können wir doch nicht zweifeln, dass diese Halle ein Holzbau ist, zugleich auch, dass die Formen der antiken Baukunst damals auf den Holzbau Einfluss hatten. Statt weitere Schlüsse zu ziehen, geben wir hier eine Abbildung der Darstellung (Fig. 4¹⁶) und überlassen es unseren Lesern, selbst zu sehen, was daraus geschlossen werden kann.

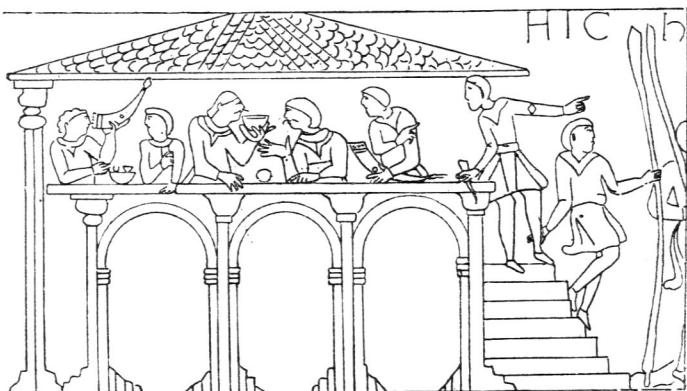
19.
Palaftburg
Heinrich III.
zu
Goslar.

Ungefähr gleichzeitig ist ein Kaiserpalast, von welchem uns wesentliche Theile erhalten sind.

Es find Reste einer solchen Palaftburg aus der Mitte des XI. Jahrhundertes erhalten, welche Kaiser *Heinrich III.* (1039—56) in Goslar errichtete. Leider ist auch hier von der Gesamtanlage Vieles verschwunden, und sie lässt sich heute auch nur auf dem Wege der Hypothese rekonstruiren. Indessen ist es nicht ausgeschlossen, dass Nachgrabungen uns noch über die Lage einzelner Gebäude Gewissheit geben. Ja, wenn nur bis jetzt die Literatur auf die Bedeutung dessen, was voraussichtlich noch zu finden ist, nachdrücklich aufmerksam gemacht hätte, so würde es sehr zu verwundern sein, dass nicht Grabungen schon stattgefunden haben, und es würde uns sehr freuen, wenn unsere hier gegebene Anregung zu solchen führen sollte. Denn der Bau ist die letzte grossartige Palaftanlage, wohl schon umgebildet zu einer mächtigen festen Burg, wie sie vom XI. Jahrhundert an an deren Stelle traten. Gerade hier bei einer Kaiserburg würde es von Wichtigkeit sein, fest zu stellen, wie weit noch die alte Tradition auch im Einzelnen erhalten ist, wie weit der Gesamt-palaft bereits Burg geworden.

Was auf unsere Zeit gekommen, ist in erster Linie der Saalbau, die grosse kaiserliche Halle, das Hauptgebäude der Burg¹⁷); dann ein ihn fortsetzender Flügel an der Nordseite. Von einem Gebäudeflügel, der senkrecht auf den Saalbau rückwärts heraustrat, fanden sich Andeutungen; die an diesen Flügel sich anschliessende

Fig. 4.

Halle im Palaft *Wilhelms des Eroberers*¹⁶.

¹⁶) Aus: Kulturhistorischer Bilderatlas. II. Mittelalter. Herausg. von Dr. A. ESSENWEIN. Leipzig 1883. Taf. XXVI.

¹⁷) Vergl.: HOTZEN, A. Das Kaiserhaus zu Goslar. Vortrag, gehalten in der IV. Hauptversammlung des Harzvereines für Geschichte und Alterthumskunde am 30. Mai 1871 zu Goslar. Halle 1872.

zweithürmige *Marien*-Kirche ist verschwunden. Dagegen ist als südliche Fortsetzung des Saalbaues ein Gebäudeflügel wieder hergestellt, an dessen südöstlicher Ecke die alte *St. Ulrichs*-Capelle erhalten geblieben ist. Diese grosse Baugruppe, heute »Kaiserhaus« genannt, bildete die Westseite des Palastes. Hinter dem Saalbau findet sich noch ein frei stehendes Stallgebäude, welches vielleicht ähnlich schon im XI. Jahrhundert an dieser Stelle bestanden hat.

Die gesammte Gruppe steht hoch oben auf der Anhöhe; vor dem Saalbau senkt sich das Terrain, und in ziemlicher Entfernung unten stand nicht ganz senkrecht auf den Saalbau, dessen Mitte gegenüber, der Dom und an dessen Südseite ein Kreuzgang mit den Stiftsgebäuden. Dieser Dom ist erst in unserem Jahrhundert abgetragen worden, und nur die an die Nordseite angebaute Vorhalle nebst den vor dem Abbruche angefertigten Plänen des Domes und seiner Nebengebäude ersetzt uns den verschwundenen Bau, welcher sich danach mit Sicherheit rekonstruieren lässt. Zwischen dem Saalbau, dem Palas und dem Dome dehnte sich der kaiserliche Hof aus, abfallend, wie eben gefragt, gegen Osten, vielleicht ursprünglich in mehreren Terrassen abgesetzt. Wir wissen, dass auch hier in Goslar eine gedeckte Verbindung des Saalbaues mit dem Dome bestand, und denken sie uns zunächst in einem den Berg hinab sich ziehenden Gebäudeflügel gelegen, welcher senkrecht auf den Hauptbau von der *Ulrichs*-Capelle aus, die somit in der einspringenden Ecke zwischen zwei Gebäudeflügeln lag, nach dem südlichen Flügel der Stiftsgebäude gezogen war, so dass ein langer galerieartiger Gang, dem Aachener ähnlich, gebildet wurde, nur darin von jenem abweichend, dass er eine Reihe von Treppenabsätzen enthielt, um den Höhenunterschied auszugleichen. Während dieser Flügel die Südseite des Kaiserhofes abschloss, haben wir uns einen ähnlichen auf der Nordseite zu denken, während der Eingang zum inneren Kaiserhofe zwischen dem Ende dieses Nordflügels und der Vorhalle des Domes offen stand. So denken wir uns den inneren Theil der kaiserlichen Burg, obwohl er nicht in der Ebene stand, doch regelmäßig angelegt, wie die alten Herrscherpaläste, während unserer Meinung nach mächtige Mauern und Thürme eine äußerliche Einfriedigung bildeten, die trotzig jedem Feind sich entgegen stellen sollte¹⁸⁾. Auch einen grossen Hauptthurm möchten wir als auf dem höchsten Punkte, also hinter dem Palas stehend, annehmen, so wie Außenwerke verschiedener Art.

Heinrich III. hatte noch, der alten Tradition folgend, außer den gelehrten Geistlichen seines Domstiftes auch noch Künstler und Handwerker an seinem Hofe um sich gesammelt. Ob sie auch im Palaste wohnten und deren Häuser etwa an der Ostseite des Domes errichtet waren, müsste auch durch Untersuchung fest gestellt werden. Von dem mächtigen Hofe, der sich zwischen dem Dome und dem Saalbau ausdehnte, müssen wir noch einige Worte sprechen. Wie die beiden ihn im Süden und Norden begrenzenden Seitenflügel aussehen, wissen wir um so weniger, als wir ja auf deren Vorhandensein nur aus Analogien schließen können. Es ist denkbar, dass sie nicht monumental, sondern in altheimischer Holzbauweise ausgeführt waren. Bei dem beträchtlichen Höhenunterschiede muss eine entsprechende Treppenanlage im Hofe vorhanden gewesen sein. *Hotzen*¹⁹⁾ nimmt nun an, dass dieselbe in der Axe des Domes gelegen war und so auf die Mitte des Palas führte. Wir können ihm zunächst, bis etwa Nachgrabungen ein festes Resultat ergeben, darin nicht zustimmen. Da die Eingänge in den Saalbau an den beiden Enden desselben liegen, glauben wir auch zwei Treppenanlagen, die längs des Nord- und Südflügels in die Höhe führten, annehmen zu sollen, vielleicht weniger pompos, als *Hotzen* dieselbe in Verbindung mit einem offenen, im Freien stehenden Richtersthule des Kaisers sich denkt. Gerade, wenn ein solcher an der von *Hotzen* bezeichneten Stelle zu denken ist, woran wir aber zweifeln, weil der offene Richtersthule, der Thron, in der Halle stand, so muss freier Raum um denselben gewesen sein, nicht eine öffentliche Treppe. Das grosse Bronzebecken mit fließendem Wasser mag allerdings in dieser Axe irgend wo, vielleicht an der von *Hotzen* angenommenen Stelle, gestanden haben. Wenn nicht einfach die Rasenfläche sich schräg in die Höhe zog, wenn, was ja sehr nahe liegt, eine bauliche Ausbildung Platz gegriffen hatte, so kann nur an die Anlage mehrerer Terrassen gedacht werden, die durch die beiden seitlichen Treppen mit einander verbunden waren. Sicher ist eine oberste Terrasse unmittelbar vor dem Saalbau sowohl durch die Notwendigkeit, als durch aufgefundene Futtermauern nachgewiesen. Wenn der Kaiser

¹⁸⁾ Das Stadtthor, welches *Hotzen* (a. a. O., S. 11) unter dem Namen Kaiserthor zeigt, kann nicht schon ursprünglich da gewesen sein, selbst wenn die Burgmauer des XI. Jahrhunderts mit dem späteren Zug der Stadtmauer zusammenfiel. Der Burg-Complex hatte keinen anderen Zugang, als jenen aus der Stadt, die eine grosse Vorburg bildete und von der Kaiserburg beherrscht wurde. Er kann also nur an der Nordseite unweit der Stelle gelegen haben, wo auch der Eingang zum inneren Theile, dem Hofe des Kaisers, lag. Dass aber gar ein Verkehrsweg damals mitten durch das Innerste der Burg geführt haben soll, ist mehr als undenkbar. Der ist später entstanden, als kein Kaiser mehr in Goslar Hof hielt und die Burg bedeutungslos geworden, zum Theile wohl zerfallen und umgebaut war.

¹⁹⁾ A. a. O., S. 11 u. 22.

nicht im Freien Hof hielt und Recht sprach, sondern in der Halle Regierungsgeschäfte vornahm oder Feste feierte, war es natürlich auf dieser oberen Terrasse am lebendigsten.

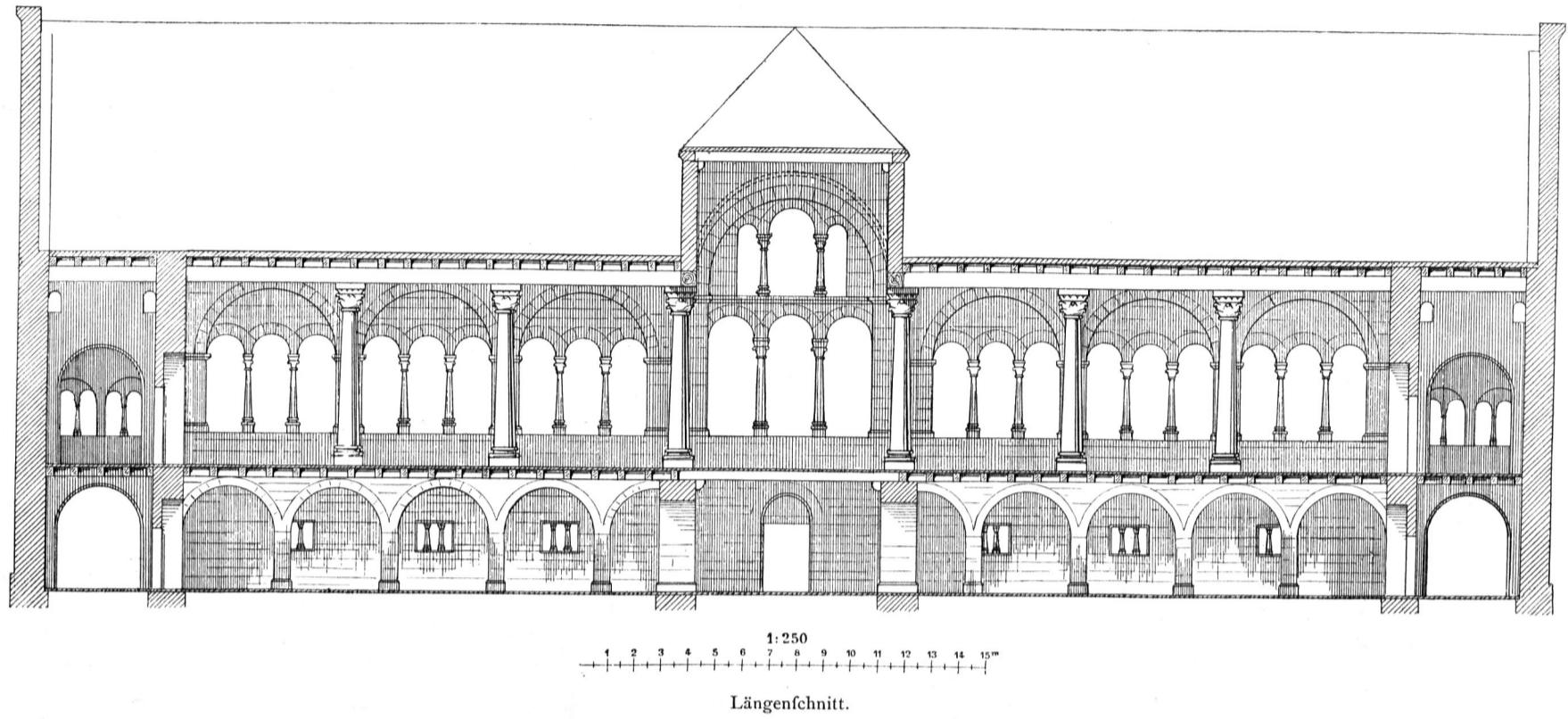
Es war deshalb auch der Saalbau zweigeschossig angelegt. Im unteren Geschoß, in welches man unmittelbar von der Terrasse eintrat, war die Wohnung und der Aufenthaltsort der den Kaiser als Leibwache umgebenden Ritter, der Söhne vornehmer Familien, welche die Zugänge zur Terrasse und die Freitreppe zur Halle zu besetzen und zu bewachen, wenn nöthig, zu vertheidigen hatten; denn am Hofe des Kaisers, wo die Fürsten mit zahlreicher Mannschaft erschienen, war es leicht möglich, daß die Parteien das Schwert gegen einander zückten, ja daß man dem Kaiser selbst in seiner Halle Gewalt anthun wollte. Deshalb ist auch die obere Terrasse nicht zu breit angelegt. Nach *Hotzen* hatte sie etwa 10 m Breite, so daß sich nicht zu viel Mannschaft der Parteien dort sammeln konnte. Wir geben auf der neben stehenden Tafel die beiden Grundrisse und einen Längendurchschnitt des Baues. Der untere Grundriss zeigt an den beiden Häuptern des Saales zwei Gänge, welche nicht nur in den unteren Saal führen, sondern auch die Verbindung mit dem rückwärtigen Hofe darstellen. Ein weiterer Zugang führt von der Terrasse aus in die Mitte des Saales. Die Fensteröffnungen desselben müssen — es ist nöthig, dies hier besonders zu betonen — durch Läden verschließbar gewesen sein (von einer Verglasung in heutiger Weise war ja damals keine Rede); denn der Saal hatte eine unterirdische Heizungsanlage²⁰⁾. Die äußere Architektur dieses unteren Saales ist sehr einfach; er erscheint wie der Sockel für das obere Geschoß. Vom unteren Theile des Hofes war er, für das Auge durch die vorspringende Terrasse abgeschnitten, fast gar nicht zu sehen. Das Obergeschoß dagegen zeigt eine reiche offene Galerie-Architektur. Ein Giebelbau in der Mitte hat eine große rundbogige Öffnung, welche durch kleinere, auf Säulen gestellte Bogen, die in zwei Reihen über einander stehen, ausgestattet ist: eine weitere Ausbildung des Motivs der Emporen-Architektur im Münster zu Aachen²¹⁾. Rechts und links schließen sich niedrigere Flügel an, deren jeder drei Bogen zeigt, welche ebenfalls durch kleinere, auf Säulen gestellte Bogenreihen unterteilt sind, der geringeren Höhe entsprechend nur einfach, nicht wie bei der großen Mittelloftung doppelt. Zu äußerst ist an jeder Seite in einem Vorbau ein Eingang angelegt, zu dem von beiden Seiten her eine breite Doppeltreppe emporführt²²⁾. Das Innere dieser Halle ist durch eine Säulenreihe in zwei Schiffe getheilt, in der Mitte durch ein höheres Querschiff, dem äußeren Giebelbau entsprechend, durchschnitten. Die flache Holzdecke, welche auf den Seitenflügeln ruht, ist aus späterer Zeit, wohl aber wahrscheinlich ganz ähnlich konstruiert, wie die ursprüngliche. Im Querschiff ist dagegen eine spätere, tonnengewölbte Holzdecke (siehe die neben stehende Tafel), die sich zwar sehr schön mit der Bogenöffnung der Front verbindet, die aber jedenfalls eine flache Vorgängerin hatte. Hier im Querschiff hatte an der geschlossenen Rückwand der Kaiser seinen erhöhten Sitz. Ihn umstanden die Großen des Reiches; in den beiden Seitenflügeln stand die große Zahl derer, die bis zum Kaiser vordringen konnten und die dann einzeln oder gruppenweise vor seinen Thron geführt wurden. Alle Regierungshandlungen geschahen öffentlich. Die Thatssache, daß für den Kaiser mit fämmt dem ganzen kaiserlichen Gefolge, für seinen Haushalt, für seine Regierungstätigkeit der Ausdruck »Hof« oder *Aula*²³⁾ gebräuchlich wurde, zeigt, daß Alles ursprünglich ganz unter freiem Himmel vor sich ging. Die Halle wurde als Abschluß des Hofes nur errichtet, um Schutz gegen die Unbill der Witterung zu finden, den Herrscher gegen Sonnenstrahlen, wie gegen Regen zu schützen; deshalb waren auch alle diese Hallen, welche nur eben Theil des Hofes sind, prinzipiell offen, nicht durch Läden oder Fenster irgend welcher

20) Auch in der ganzen folgenden Reihe von Palasbauten ist stets der untere Saal, meist durch Kamine geheizt, nie der obere. *Hotzen* irrt sich deshalb, wenn er annimmt, daß durch diese Heizung auch Röhren mit warmer Luft zum oberen Saale geführt werden sollten.

21) Siehe Theil II, Band 3, erste Hälfte (S. 130) dieses »Handbuches«.

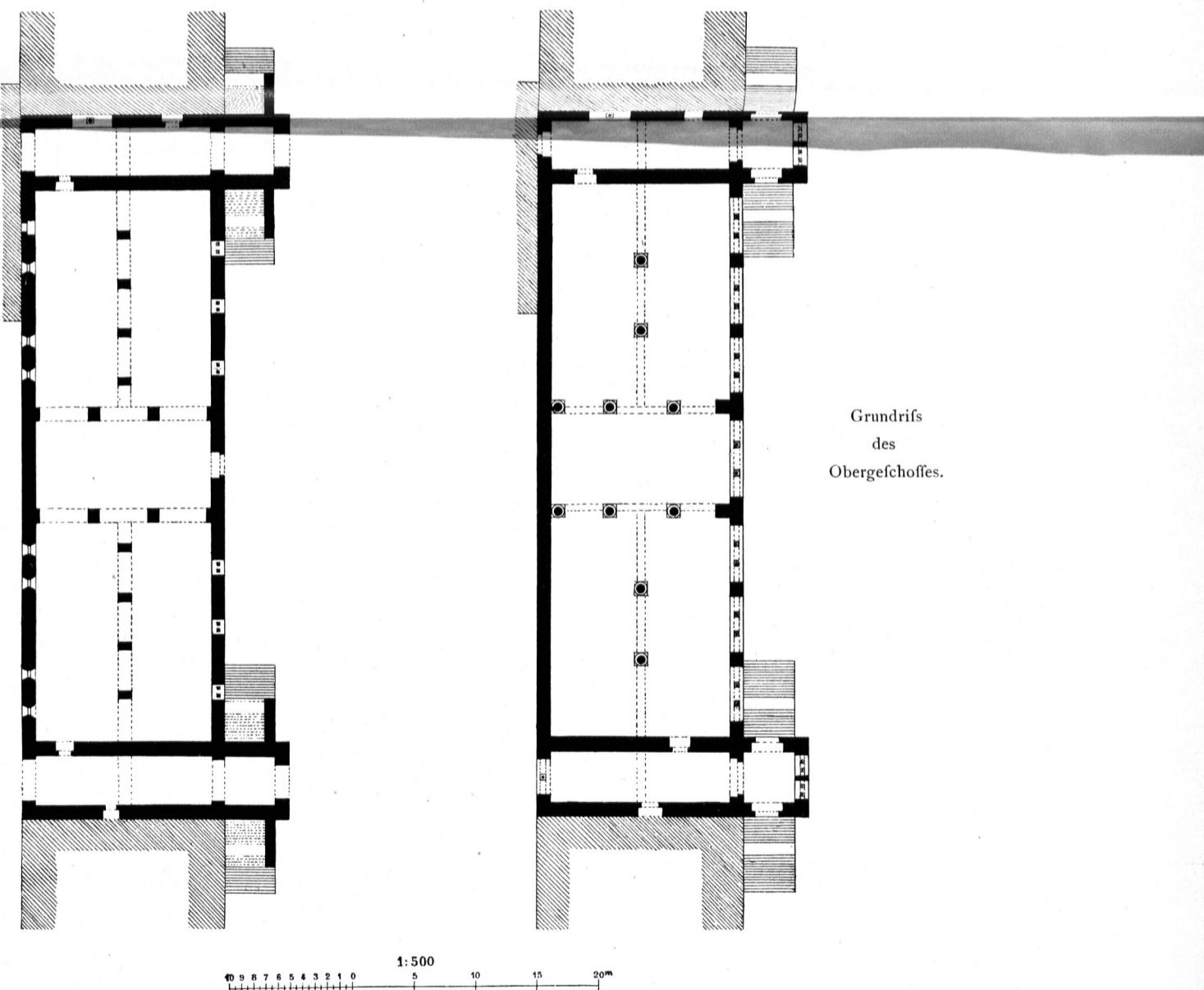
22) Als Fortsetzung dieser Treppen nach abwärts denken wir uns die erwähnten zu beiden Seiten des Hofes.

23) Der Ausdruck *Curia*, welcher für weltliche wie geistliche, für große wie kleine Höfe gebräuchlich wurde, deutet nach seinem Ursprunge darauf hin, daß die *Curia*, also der offene Hof und die ihn abschließende Halle, der Palas, auch an die antiken Curien anknüpften, an die Versammlungsräume, worin die Curialen des alten Rom zusammenkamen, um heilige Gebräuche zu beobachten, sich über gemeinschaftliche Angelegenheiten zu besprechen und feierliche Mahlzeiten zu halten. Der in der Merovingischen und Karolingischen Zeit übliche Ausdruck *Mallergium* (der Raum, welcher das Mal, d. h. das öffentliche Gericht birgt), der in Frankreich noch im XIII. Jahrhundert üblich war und als *Manberge* sich französisirte, deutet darauf hin, daß diese Hallen-, bzw. Saalbauten nicht in erster Linie als Fest- und Banketträume erbaut wurden, sondern als solche ernster und feierlicher Arbeit, wie zu großen Regierungshandlungen des Kaisers, zu Gerichtshandlungen, Belehnungen, Empfang der Gefandten u. A. dienten, und daß wohl Anfangs, wie im alten Rom, in den Curien außer den Gerichten nur feierliche Abspeisungen darin abgehalten wurden, wo der Herrscher von seinem Hofe umgeben, unter Umständen auch von seiner Gemahlin und den Frauen begleitet, nicht als Privatmann sich mit seinen Gästen belustigte, sondern seiner Würde gemäß seiner Pflicht öffentlich genügte, weshalb auch einerseits das Fernhalten jeder kriegerischen Erscheinung des Gebäudes, zugleich aber mehr und mehr die nicht als solche auffälligen Maßregeln zur Sicherheit des Kaisers und seiner Umgebung, der nie in Rüstung, nie mit Waffen diesen Versammlungen anwohnte und kein anderes Schwert trug, als jenes der Gerechtigkeit, als welches das Reichsschwert anzusehen ist. Man vergleiche über den Ausdruck *Curia* jedes lateinische Wörterbuch, z. B.: GEORGES, K. E. Lateinisch-deutsches Handwörterbuch etc. 7. Aufl. Leipzig 1879. Bd. I, Sp. 712.



Grundriss
des
Erdgeschosses.

Grundriss
des
Obergeschosses.



Palas der Kaiserburg zu Goslar.

Art geschlossen, weil sie sonst aufgehört hätten, einen Theil des Hofes zu bilden²⁴⁾. Im Inneren der Halle zu Goslar fühlt man sich denn auch jetzt noch, trotz der Spiegelscheiben, mit welchen sie verschlossen worden ist, völlig wie im Freien, weil sie eben an ihrer Hauptseite vollkommen offen ist, und wer an dem glänzenden modernen Schmucke, den sie erhalten hat, keine Freude findet, mag den Blick durch die Bogen werfen und sich im Geiste das Bild des davor sich ausbreitenden kaiserlichen Hofes und den Dom als Abschluss vor Augen zaubern.

Wir haben oben davon gesprochen, dass am kaiserlichen Hofe nicht immer Alles ruhig und friedlich zwingt; wir haben Einzelheiten der Anlage als nöthige Schutzmaßregeln für die kaiserliche Person dargestellt; nichts desto weniger ist der Palas zu Goslar eben so wenig ein Kriegsbau, als die Halle des *Theodorich* oder jene der Burgen aus der nächstfolgenden Zeit. Er ist ein durchaus friedlicher Bau, zwar ernst und feierlich; aber wenn er durch Kämpfe entweicht wurde, wenn Scenen im Palas vorfielen, wie sie uns der Dichter des Nibelungenliedes so ergreifend schildert, so war der Saal nicht darauf eingerichtet, den Kriegern Deckung zu bieten, und wenn etwa gar der Angriff der Person des Kaisers galt, der nicht im Panzer, sondern im Staatskleide im Saale weilte, so müsste die zuverlässige Schaar seiner Getreuen eine lebendige Mauer um ihn bilden; wenn seine Sicherheit gefährdet war, müssten sie ihn in einen anderen Theil der Burg geleiten, wo er solche fand, etwa in den Thurm, in welchem er seine feste Wohnung hatte.

Wie der Kaiser, so hatte auch jeder Landesfürst, so hatte jeder Graf, jeder kleinere Freie, welchem irgend eine Gewalt anvertraut war, Regierungsgeschäfte zu besorgen; er hatte seinen Hof um sich und hielt Hof; er wollte seine Feste feiern. Da hatte denn auch jeder derselben seinen Palas nöthig, eben so offen, wie der Palas der kaiserlichen Burg, und so sind uns auf einer Reihe grösserer Fürstenburgen grosse Saalbauten erhalten, welche alle das gemeinsam haben, dass sie aus zwei Stockwerken bestehen, zwei Säle über einander haben, den geschlossenen unteren als Wohnraum für die junge Ritterschaft, den oberen offenen als Halle für die öffentlich vorzunehmenden Regierungshandlungen, dann aber auch für Feste und Bankete. Sie alle sind eben so friedlich in der äusseren Erscheinung; nirgends ist ernstlich in Aussicht genommen, dass der Herr derselben sich darin gegen seine Unterthanen oder Gäste abschlieszen oder eine Belagerung durch dieselben darin aushalten könnte. Und doch zeigt sich allenthalben, dass der Charakter des unbedingt Offenen, wie ihn noch die Goslarer Halle zeigt, etwas eingeschränkt wird, ja, dass selbst die unbedingte Zugänglichkeit nach und nach schwindet. Schon dadurch, dass der eigentliche Festsaal sich immer höher über den Boden des Hofes erhebt, hört er auf, dessen Abschluss zu bilden.

Wir können es nicht als unsere Aufgabe ansehen, jeden einzelnen Palasbau, der da und dort besteht, unseren Lesern vorzuführen; wir geben vielmehr nur Einzelbeispiele, um den Entwicklungsgang nachzuweisen, welcher sich zum geschlossenen Saalbau der späteren Zeit vollzieht. Wenn also einer unserer Leser einen ihm besonders lieb gewordenen Bau vermissen sollte, so möge er ihn selbst ruhig an geeigneter Stelle unsern Darlegungen einfügen.

20.
Palas
auf den
nicht kaiserl.
Burgen.

²⁴⁾ Es sei hier gestattet, noch eine sprachliche Bemerkung anzuknüpfen. Das Wort »Mal«, welches das Gericht und die Gerichtsstätte bezeichnet, bedeutet überhaupt den feierlichen Ernst der dort vollzogenen Handlungen und somit das Wort »Malzeit« das feierliche Speisen an diesem feierlichen Orte. So volksthümlich heute das Wort »Mahlzeit« ist, bedeutete es ursprünglich doch nur das feierliche Speisen an der Malstatt. — Es scheint nöthig, gegenüber der modernen Anschauung, welche in diesen Sälen sofort nur den Raum für festliche Diners und Hofbälle, denen unserer Zeit ähnlich, wittert, darauf besonders aufmerksam zu machen. (Vergl. das von *Heyne* im 6. Bande [Sp. 1454] des *Grimm'schen Wörterbuchs* Gesagte, wobei eben unsere Bemerkung die Richtigkeit seiner Auffstellung bestätigen soll.)

Wir werden im Allgemeinen wohl an der chronologischen Reihenfolge fest halten können; indessen stehen sich die zunächst zu betrachtenden Werke alle zeitlich so nahe, dass es nichts zu bedeuten hat, wenn wir eines früher anführen, das vielleicht erst wenige Jahre nach einem später erwähnten entstanden ist; sind wir doch ohnehin nicht in der Lage, die Geschichte der fraglichen Bauten durch Urkunden so zu belegen, dass die Jahreszahlen dadurch sicherer fest ständen, als durch die Beurtheilung nach den Bauformen. Wir sind darauf angewiesen, einfach der Tradition zu folgen, und die Bauformen geben keine Veranlassung, die wenigstens annähernde Richtigkeit der Tradition anzufechten. Die Bauten sind alle innerhalb eines halben Jahrhundertes entstanden, von 1170 bis höchstens 1220. Es ist also nicht zu behaupten, dass ein etwas mehr entwickeltes Motiv gerade deshalb jünger sein müsse; denn die einzelnen Programme wurden den Baumeistern von der persönlichen Anschauung der bauenden Fürsten dictirt, deren Jeder zwar dem Geiste der Zeit folgte, aber nicht des unmittelbar vor ihm Bauenden Programm studirte, um dem seinigen den Charakter weiteren Fortschrittes zu geben.

^{21.}
Palas
der Burg
zu
Braunschweig.

Die meiste Aehnlichkeit mit den grossen alten Palasanlagen hat darunter der in neuester Zeit aus seiner späteren Umschachtelung herausgeschälte Palas *Heinrichs des Löwen* in der Burg Dankwarderode zu Braunschweig, welcher aber gleich der Halle zu Goslar modernen höfischen Bedürfnissen entsprechend umgebaut worden ist. Wir verdanken diesem Umstände *Winter's* treffliches Werk²⁵⁾, in welchem alles vorhandene Material zur Geschichte der Burg an das Licht gezogen ist, aus welchem wir sehen, was an directen Auffchlüssen überhaupt zu erhalten ist, was der Hypothese und der Phantasie wohl immer anheimgegeben bleiben wird; denn wir können auch in dem, was an das Tageslicht gezogen ist, noch immer nicht Alles finden, was wir auf *Heinrichs des Löwen* Burg suchen müssen. Wir verweisen auf S. 60 des vorhergehenden Heftes dieses »Handbuches«, wo der Gesamtplan dargestellt ist, so weit er *Winter's* Plänen zu entnehmen war. Wir geben nun in Fig. 5 den östlichen Theil der Burg, gleichfalls nach *Winter's* Studien, wieder.

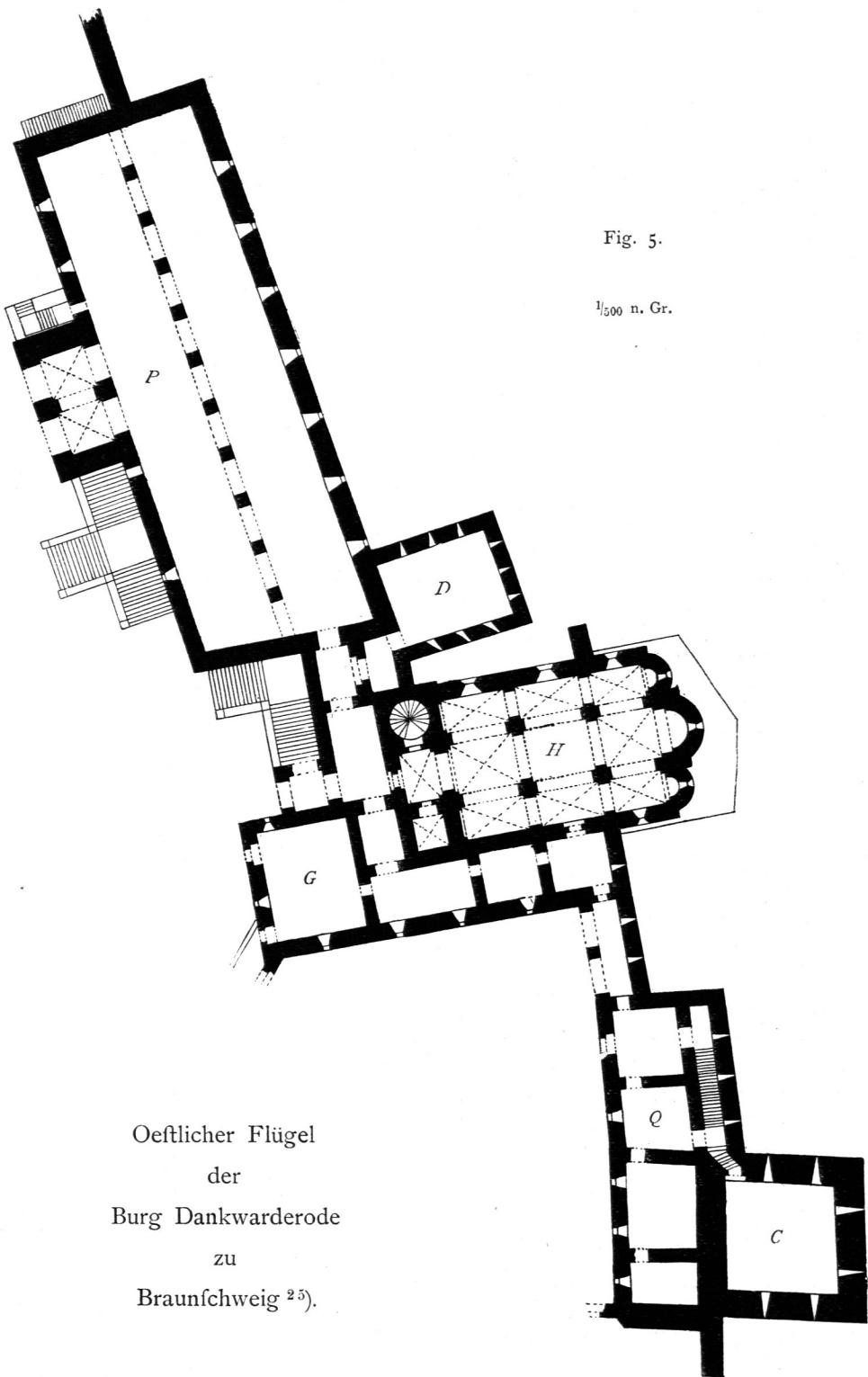
^{22.}
Wo lag
die
Kemnate?

P ist der Palas und zwar der Saal des Erdgeschosses, *H* die Capelle, *C* und *D* zwei Mauerhürme, *G* ein Gebäudeflügel. In erster Linie interessirt uns der Palas, dessen Erdgeschoss den Schlaf- und Wohnsaal der zum Hofdienste versammelten jungen Ritter bildete, während das Obergeschoss, der offene Saal für Regierungshandlungen und Feste des Herzogs, den Abschluss des Burghofes bildete. Vorraum und Freitreppe vor demselben fehlten nicht; ersterer fand sich ungefähr in der Mitte der Langseite des Saales. Der Saal ist wesentlich grösser, als die zunächst folgenden, so jener der Wartburg; denn der Herzog von Sachsen war auch nach seinem Falle noch ein mächtiger Fürst. Wir können uns nicht entschließen, der Annahme zuzustimmen, dass der Saal des Obergeschosses ähnlich construit gewesen sei, wie jetzt der obere Wartburg-Saal; was wir dort für falsch halten, halten wir auch hier nicht für richtig, und wie wir überzeugt sind, dass dort eine mittlere Säulenreihe die horizontale Balkendecke trug, so können wir auch hier nichts Anderes annehmen.

Winter hat noch eine Reihe anderer Gebäude, die da und dort im Burghof standen, nachgewiesen. Wir haben sie auf dem vorhin bezeichneten Plane im vorhergehenden Heftes dieses »Handbuches« nicht eingetragen. Einzelne Holzgebäude stehen ja noch heute auf altem Burgterrain. Aber unter allen ist keines, welches als Wohnflügel des Herzogs betrachtet werden könnte. *Winter* glaubte daher als solchen den Flügel *G* in Fig. 5 ansehen zu sollen.

Aber das ist denn doch keine Wohnung eines mächtigen Herzogs. Ursprünglich war diese ja stets im Burghurme; letzterer, ob man ihn *Donjon* nannte, oder

²⁵⁾ WINTER, L. Die Burg Dankwarderode zu Braunschweig. Ergebnisse der im Auftrage des Stadtmagistrates angestellten baugeschichtlichen Untersuchungen. Braunschweig 1883.



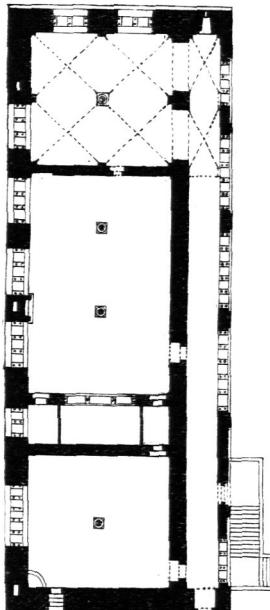
anders, wohl »Haus« der letzte Zufluchtsort und festeste Theil jeder Burg. Aber die Vertheidigungsmassregeln behinderten das ruhige Wohnen, und der Burgherr erbaute sich daneben eine nicht befestigte Wohnung von gröfserem Umfange, die nicht wie der Palas officielle Bedeutung, sondern ganz privaten Charakter hatte. Von einem solchen Wohnthurme ist in Dankwarderode keine Spur geblieben, und es ist wohl anzunehmen, dass er durch *Heinrichs* Bauten beseitigt wurde. Hatte dieser somit darauf verzichtet, eine feste Wohnung zu haben, so musste er eine um so umfangreichere, angenehmere haben.

Vor dem Palas muss sich ein geschlossener Hof ausgebreitet haben. Wir zweifeln keinen Augenblick, dass dem Dome gegenüber einst noch ein Gebäudeflügel mit seiner Ecke in ungefähr rechtem Winkel an den Palas anstieß und parallel mit dem nördlichen Mauerzug dem inneren Burghofe dort einen Abschluss gab. Wir finden auch die unmittelbare Gegenüberstellung des Einganges *A* und des Palaszuganges so wenig den militärischen Gedanken jener Zeit entsprechend, dass wir auch noch einen Westflügel dem Palas gegenüber annehmen, zwischen dessen Ende und dem Dome sich der Hauptzugang zum inneren Hofe befand, der also im Wesentlichen den höheren ursprünglichen Theil der Ocker-Insel einnahm. Wenn von diesen beiden Flügeln, von welchen wenigstens der nördliche unbedingt nötig war, keine Spur mehr geblieben ist, so mag dies darauf zurück zu führen sein, dass sie schon länger verschwunden sind. Es ist auch durchaus nicht nötig, dass wir sie uns monumental gebaut denken; sie können Holzbauten gewesen sein, vielleicht älter als *Heinrich der Löwe* und von diesem als seinen Bedürfnissen noch entsprechend, vom alten Baue beibehalten, vielleicht auch erst zu späterem Umbau bestimmt; denn, wenn er sich eine Burg oder einen Palast neu erbauen wollte, so war der Palas das erste, was zur Ausführung kommen musste; denn er war ja eigentlich der Palast. Der Dom nahm eine ganz ausnahmsweise Stellung ein; die Pietät des Herzogs und die Bitten des Stiftsherrn werden das Ihrige gethan haben, dass er nicht der letzte Theil der neuen Burg war, welcher zur Ausführung kommen sollte.

23.
Palas
der
Wartburg.

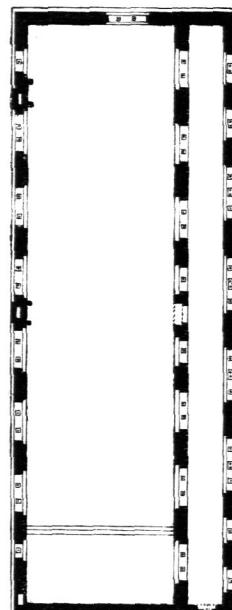
Der wichtigste und in vieler Beziehung interessanteste dieser Palasbauten ist jener der Wartburg, welcher uns allerdings auch nur in ganz modernisirter, dem modernen Hofleben und dessen Glanze, aber auch dessen Bedürfnissen angepasster

Fig. 6.



I. Obergeschoß.
(b in Fig. 8 entsprechend)

Fig. 7.



II. Obergeschoß
(c in Fig. 8 entsprechend)
des Palas der Wartburg²⁶⁾.

1:500 n. Gr.

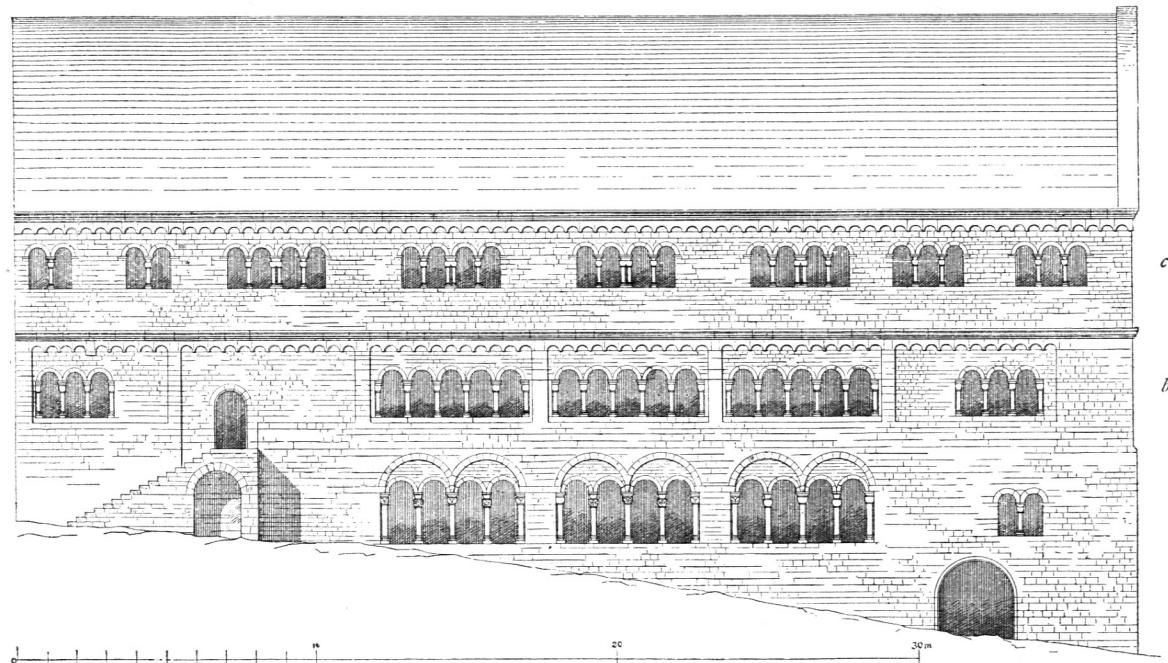
²⁶⁾ Nach: RITGEN, H. v. Führer auf der Wartburg. — Es sind dies allerdings die modernen Grundrisse. Es ist zweifelhaft, ob Alles ursprünglich eben so war, abgesehen von jenen Theilen, welche im Interesse zweckmässiger Benutzung nicht in

Umarbeitung erhalten ist, von denen wir also durchaus nicht annehmen dürfen, dass er uns das alte Bild zeigt.

Wir haben im vorhergehenden Hefte (S. 62 u. ff.) dieses »Handbuches« von der Wartburg gehandelt und gesagt, dass in unserer Zeit keine der deutschen Burgen in allen Kreisen des deutschen Volkes allgemeinere Theilnahme gefunden habe, als gerade die Wartburg. Sie dankt dies vor Allem den historischen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, darunter zu nicht ganz geringem Theile jenen, welche sich auf den Palas und den Hofhalt beziehen, den *Hermann I.* mit seiner Gemahlin *Sophie* darin geführt. Wir geben hier in Fig. 6 u. 7²⁶⁾ zwei Grundrisse und in Fig. 8²⁷⁾ die Ansicht desselben wieder.

Ursprünglich hatte der Bau, welcher in der Mitte des XII. Jahrhundertes unter dem Landgrafen *Ludwig III.* errichtet wurde, nur zwei Geschoffe, wie alle übrigen Palasbauten, das untere, in welchem

Fig. 8.



Palas der Wartburg²⁷⁾.

wie im Saale einer Caserne die Ritterschaft des Hofes untergebracht war, und das obere, welches den Saalbau für Regierungshandlungen enthielt, zu jeder Seite des letzteren noch einen anderen Raum, dann der ganzen Länge nach einen Corridor (siehe Fig. 6). Der eine der beiden Räume neben dem Saale ist gewölbt, und diente eben so, wie er jetzt seit der Restauration wieder dazu dient, als Capelle, ohne architektonisch dazu angelegt zu sein, ein ganz interessantes Beispiel dafür, wie man sich in einer solchen Burg mit den Räumen beholf, bis etwa Alles ausgebaut war; denn sicher lag eben so, wie bei jeder anderen Burg,

alter Weise hätten hergestellt werden können. Wir können heute nicht mehr untersuchen, ob irgend welche Spuren, wenn auch aus späterer Zeit, vorhanden waren, die auf Fensterverschluss deuteten. Wir glauben an solche nicht, selbst nicht beim Saale *Hermanns I.* Dass aber heute ein solcher Verchluss nötig war, geben wir ohne Weiteres zu und machen dem Architekten keinen Vorwurf daraus, dass er ihn angelegt hat. Die gleichen Zweifel hegen wir gegen die Kamine, wenn wir sie auch in unseren Grundrissen nicht unterdrückt haben. Aber dass der grosse Saal *Hermanns I.* auf beiden Seiten wie eine Laterne offen gewesen sein soll, glauben wir nie und nimmer, vermuten vielmehr, dass auf Seiten des Corridors eben so eine geschlossene Wand sich befunden habe, wie beim unteren Saalbau.

²⁷⁾ Nach einer lithographirten Zeichnung jener Aufnahmen, die zum Zwecke der Restauration gemacht worden sind. Im Jahre 1850 theilte ein in Weimar beheimatheter Baufchüler des Carlsruher Polytechnikums seinen Mitschülern solche Lithographien mit.

eine richtige Capelle schon ursprünglich auch bei der Wartburg im Plane. Der Landgraf von Thüringen war nicht der mächtigste unter den Reichsfürsten, und so genügte im XII. Jahrhundert der Saal mit den zwei Säulen, an welchen sich noch ein erhöhter Raum, die »Brücke« für den Sitz des Landgrafen anschloss, ihm und seinem Hofe. Auffallend ist dabei schon, dass die Fenster nach außen gingen, dass eine geschlossene Wand bloß von einer Thür durchbrochen angelegt war, nicht also der Saal, sondern nur der daneben herlaufende Corridor mit dem Hofe in Verbindung stand. Der Fürst zog sich schon in damaliger Zeit mehr vom Volke zurück; auch konnten rebellische Vasallen und Widersacher ihn nicht so leicht in ihre Gewalt bekommen. Das untere Stockwerk war höher; die Mannschaft an der Thür über der Freitreppe konnte, wenn sie dieselbe nicht mehr halten konnte, im Corridor langsam kämpfend, zur zweiten Thür zurückweichen und inzwischen der Landgraf sich in den neben stehenden Gebäudeflügel zurückziehen.

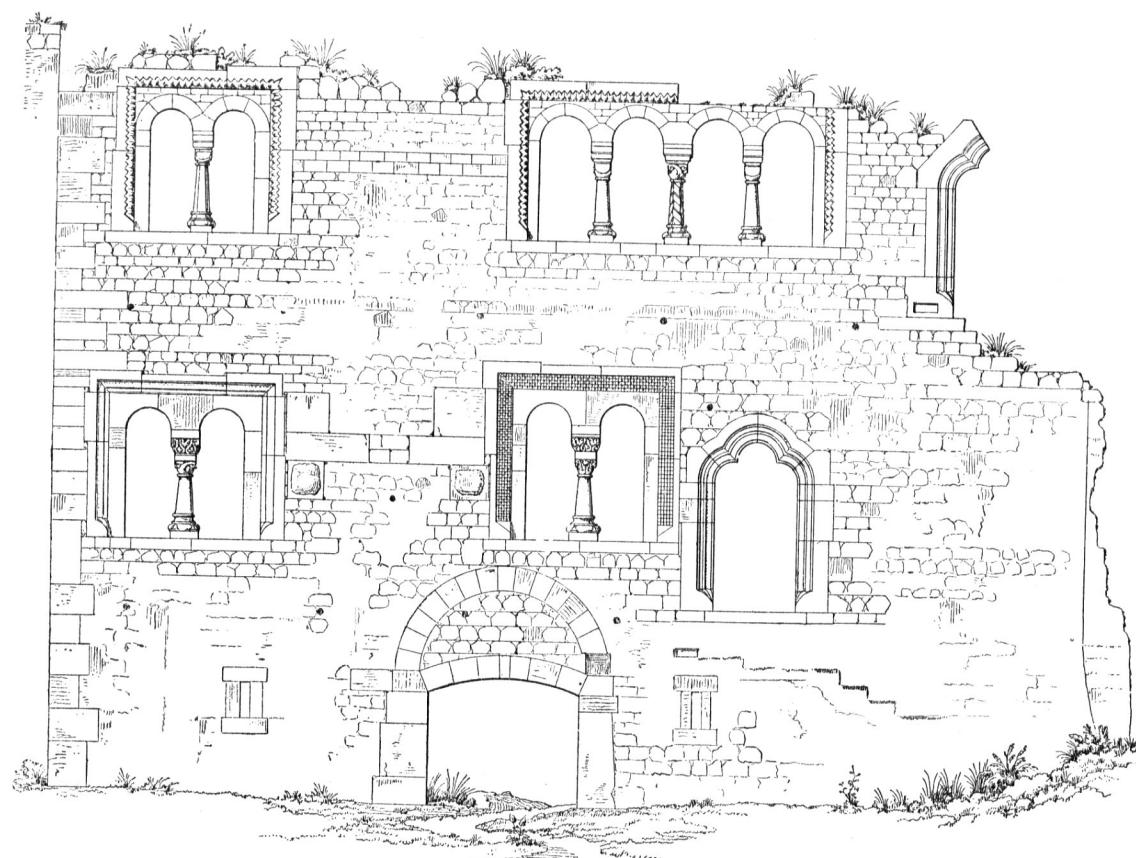
Hermann I., der Gönner der Dichter, von ihnen als der »mildeste«, d. h. der gegen sie frei-gebigste Fürst gepriesen, der gern unter einer grossen Schaar reichen Hof hielt und zu welchem deshalb die fahrenden Ritter aus allen Landen zogen, fand den Saal als Festsaal nicht mehr groß genug und erhöhte den Palas um ein Stockwerk, welches einen einzigen grossen Saal mit einem Corridor daneben enthielt (siehe Fig. 7). Durch diesen Aufbau hat aber der Palas die lang gestreckte Form verloren, welche sonst diesen Bauten eigen ist. Wir hegen keinen Zweifel, dass dieser Saal ursprünglich ebenfalls keine flache Holzdecke hatte, welche durch eine mittlere Säulenreihe gestützt war, während man bei der Restauration, um ihm mehr Höhe zu geben, eine in das Dach gehende schräge Decke darauf legte und so einen glänzenden Festsaal für Hofälle und Hoffesten erhielt.

24.
Palas
zu
Nürnberg.

Auf der Burg zu Nürnberg, deren Gesamtanlage wir auf S. 80 u. 82 des vorigen Heftes dieses »Handbuches« gegeben, ist an der südlichen Langseite an die Capelle anstoßend und von da nach Westen zu laufend der Palas angebaut, und seine beiden Säle, der obere und der untere, mit Holzsäulen und horizontalen Balkendecken stehen noch wohl erhalten da, wenn auch, da sie seit ihrer Entstehung im XII. Jahrhundert bis heute immer im Gebrauche geblieben sind, in vielfältiger, zuletzt ganz moderner Umgestaltung, so dass der gesamme Palas gar nichts Charakteristisches mehr zeigt und deshalb kaum mehr als Beispiel angezogen werden kann. Nur macht die ganze Anlage eben den Eindruck, als sei auch hier schon im XII. Jahrhundert die Galeriefront nicht nach dem Burghof gerichtet gewesen. Dagegen scheint trotz der späten, theilweise ganz modernen Holzgothik die im Hofe zum Saale des Obergeschosses emporführende hölzerne Freitreppe einer ursprünglichen, gleichfalls hölzernen nachgebildet. Ein weiterer Flügel, welcher an die der Capelle gegenüber liegende Seite des Palas angebaut ist, ist ebenfalls noch der ursprüngliche Bau, und zwar jener der Kemnate, der Wohnung des Burgherrn. Aber ebenfalls seit 700 Jahren im Gebrauch, wurden auch diese Wohnräume fortwährend umgestaltet und zuletzt modernisiert, wie der Saalbau, da noch jetzt der Regent des Landes, so oft er in Nürnberg weilt, die uralte Burg bewohnt. Der Saalbau hat nicht den Umfang, wie jener *Hermanns I.* auf der Wartburg; er ist nur etwas grösser als der untere Saal derselben.

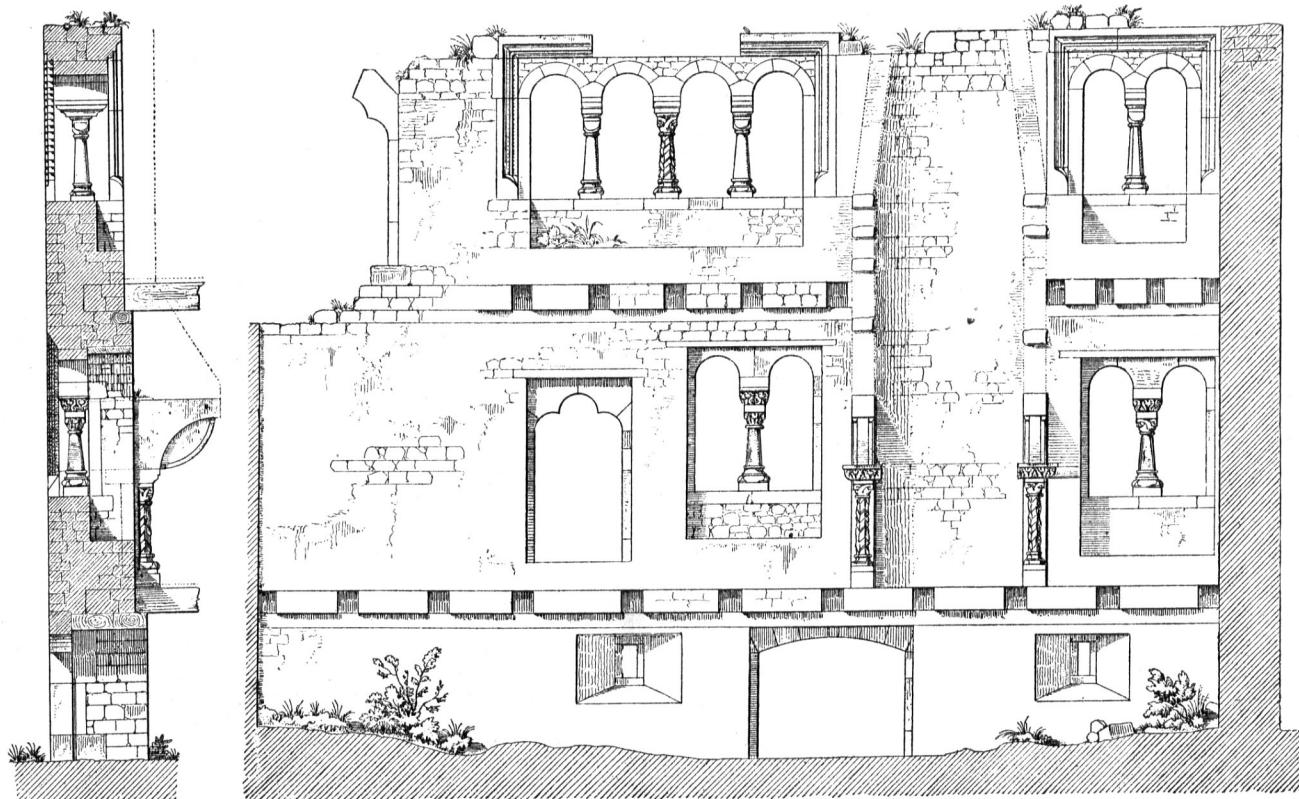
25.
Palas
zu
Gelnhausen.

In Trümmern liegt der Palas der Burg *Friedrichs des Rothbartes* zu Gelnhausen. Von der Gesamtanlage dieser Burg ist ebenfalls zu wenig erhalten, als dass ohne weit gehende Localstudien, insbesondere ohne Nachgrabungen versucht werden könnte, ein Bild des Ganzen aufzustellen, welches ja immer dem entsprochen haben muss, welches auch die seither betrachteten Bauten zeigten. Der Gelnhauser Palas hat für die weitere Entwicklung dieser Anlagen eine Bedeutung dadurch, dass unterhalb des unteren Saales noch ein hoher Unterbau untergeordnet ist, so dass schon der untere Saal, der beträchtlich hoch ist, eine grosse Freitreppe haben musste, die zu einem zwar späteren, aber doch nicht wesentlich jüngeren Prunkportale führte. Auch war dieser untere Saal, wie der vorhandene, unten eingehend besprochene und abgebildete Kamin beweist, glänzend ausgestattet. Wenn der Glanz der Kaiserkrone



Aussenseite der nördlichen Mauer.

1:100
10 5 0 1 2 3 4 5m

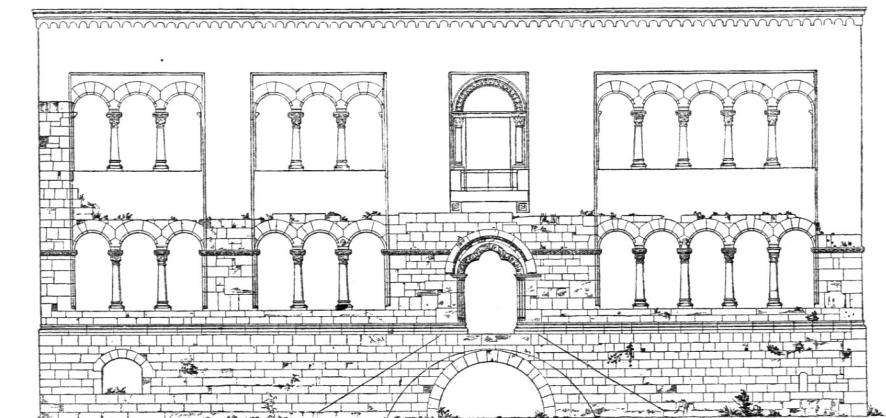


Innenseite der nördlichen Mauer.

Aelterer Palas zu Münzenberg.

zu verblaffen anfing, nachdem die kaiserliche Macht geschwunden, so machte bereits die Ritterschaft höhere Ansprüche an den ihr zugewiesenen Aufenthaltsort. Man würde den unteren Saal als den Hauptsaal ansehen, vielleicht an einen darüber stehenden zweiten gar nicht denken, wenn nicht an der Ruine eine Ecke hoch aufsteigen würde und genügende Anhaltspunkte böte, auch den oberen Saal darnach zu rekonstruiren. Nur bezüglich des Zuganges sind wir auch auf Hypothesen angewiesen. Wir geben in Fig. 9 die Ansicht der Front nach den Aufnahmen und der Restauration Gladbach's²⁸⁾, welcher annimmt, dass über dem noch stehenden unteren Portal ein oberes, zu welchem gleichfalls eine Freitreppe emporführte, gar

Fig. 9.

Palas der Kaiserburg zu Gelnhausen²⁸⁾.

1:250 n. Gr.

nicht bestand, sondern dass ein architektonisch ausgebildeter Balcon oder Aehnliches, diese Stelle einnahm, die Verbindung zum oberen Saale also im Inneren lag. Wir halten diese Auffassung für jene Zeit noch nicht für richtig; wir glauben nach Analogie der Nürnberger Burg als sicher annehmen zu können, dass eine äußere hölzerne Treppe auch zum Obergeschoß emporführte, wie sich dies auch in Münzenberg nachweisen lässt. Die Länge des Saales beträgt nur 27^m; er ist also wesentlich kleiner, als der Palas Heinrichs des Löwen, selbst als der obere Wartburgsaal. Es spiegelt sich darin die absteigende Bedeutung des Kaiserthumes gegenüber jener der Landesfürsten. Was bedeutete der Kaiser noch? Wefshalb sollte er, der stets Herumziehende sein wanderndes Hoflager so einrichten, dass er eine mächtige Halle nötig hatte? In der Holztreppe könnten wir eine weitere Sicherung der kaiserlichen Person sehen, da sie so eingerichtet sein konnte, dass ein Theil rasch wegzunehmen war, somit von den Getreuen im Augenblick befeitigt werden konnte, wenn widersätzliche Vorfälle, denen er nicht zu Willen war, dem unbewaffneten Kaiser in seiner Halle Gewalt anthun wollten.

Es ist nur ein kleiner, aber höchst lehrreicher Bau, der uns in dem Palas von Münzenberg entgegentritt²⁹⁾. Wir wollen den Herren der Burg zu Münzenberg nicht

26.
Aelterer
Palas
zu
Münzenberg.

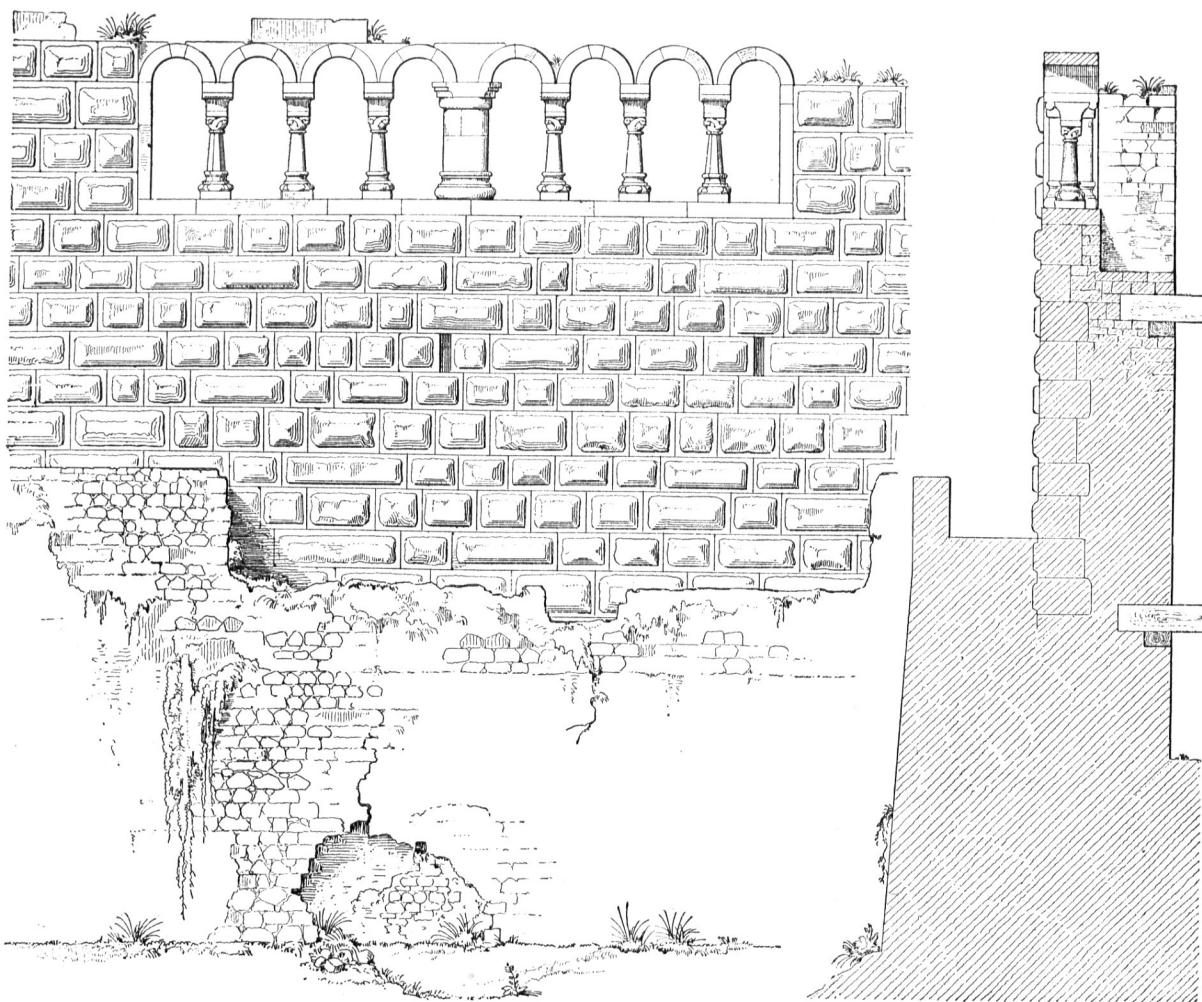
²⁸⁾ In: MOLLER, G. Denkmäler der deutschen Baukunst. Fortgesetzt von E. GLADBACH. Bd. III. Darmstad 1851. S. 9 u. Taf. XXXVI.

²⁹⁾ Nach ebenda, S. 5 u. Taf. XXV—XXXIII.

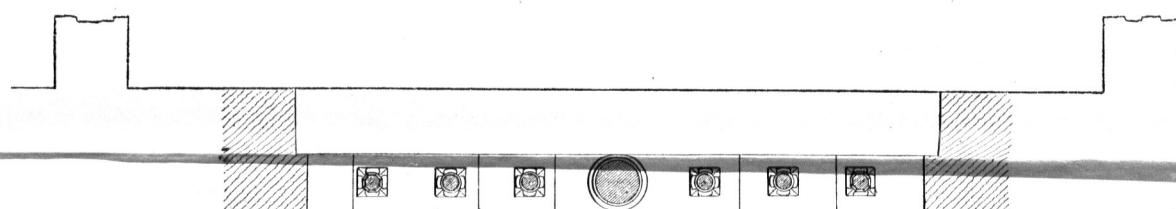
zu nahe treten, wenn wir ausprechen, dass es eben doch nur kleine Vasallen waren, welche um das Jahr 1200 sich diesen Palas erbauten, ihn also, wenn er auch klein ist, doch in diesem Umfange nöthig hatten, während die Kaiser kaum grössere brauchten und nur die Landesfürsten in grossen Hallen noch die letzten Reste öffentlicher Regierung und öffentlicher Gerechtigkeitspflege vollzogen. Auch der Münzenberger Palas, welchen wir auf der umstehenden und der neben stehenden Tafel (in grösserem Massstabe, als die übrigen [1 : 100]²⁹), wiedergeben, ist ein doppelter Saalbau und hat noch unter dem unteren Geschoße einen Raum, welchen wir nicht bloß als Keller ansehen dürfen; er mag hier aus besonderen Rücksichten in solcher Höhe angeordnet sein, um ihn über die Burgmauer zu erheben, an welche er direct angebaut ist, so dass nur eben der Wehrgang noch an ihm vorüberführt. Wir haben im vorhergehenden Hefte (S. 72 u. ff.) dieses »Handbuches« die Burg näher betrachtet und in Fig. 34 den Gesamtgrundriss gegeben, haben dort auch von diesem Anschluss des Palas an den Wehrgang gesprochen; wir fügen daher über sein Verhältniss zur Festigkeit der Burg nichts weiter bei. Wir können — und deshalb haben wir eben den grösseren Massstab gewählt — an den Saalbau, der nur eben 13 m Länge hat, und von welchem wir nicht wissen, ob ursprünglich bei der geringen Breite ein von Säulen getragener Durchzug vorhanden war, einige Betrachtungen anknüpfen.

Zunächst machen wir auf die Fenster aufmerksam. Die gegen den Hof gerichteten Fenster des unteren Saales haben im Inneren Nischen, welche mit einem Ueberlagholze bedeckt und so eingerichtet sind, dass sich unmittelbar hinter den Säulen die ganze Nische ausfüllende Holzläden befestigen ließen, so dass der Saal, vollständig gegen den äusseren Luftzutritt abgeschlossen, wenn in dem grossen Kamine ein mächtiges Feuer loderte, selbst im Winter einen behaglichen Raum bieten mochte. Die darüber stehenden Fenster des oberen Saales sind dagegen vollständig offen. Die Gliederung derselben nach innen und außen zeigt nirgends eine Stelle, an welcher solch ein Laden angebracht werden konnte. Gegen den Hof war also der obere Saal unbedingt offen, ein letzter Rest der Anlage der alten Hallen. Anders verhält es sich mit der grossen Galerie nach der Außenseite. Wir bemerken zunächst, dass auf der Innenseite der südlichen Mauer (siehe die neben stehende Tafel) ein mit Zickzackverzierungen versehener Stein zu erkennen ist, der wohl später hierhin gewälzt ist, der aber auch, selbst wenn er ursprünglich dort vorhanden gewesen sein sollte, was wir um deswille bezweifeln, weil keine Fortsetzung an den Seiten für ihn denkbar ist, keine weitere Bedeutung hat, da er eben nur um die Dicke des Rundstabes über die Bogenstellung vorspringt. Die lange, galerieartige Öffnung steht in einer metertiefen Nische, für welche wir, ohne zu aufsergewöhnlich phantastischen Motiven zu greifen, keine andere Ueberdeckung wüssten, als eine Holz-Construction, am einfachsten wohl so, dass nur das Gebälke auf der Uebermauerung dieser Säulenstellung sein Auflager fand, vielleicht aber auch auf einem mächtigen, die Nische als Ueberlagholz überdeckenden Durchzuge, vielleicht auf einer hinter den Säulen stehenden Zimmerwerks-Construction. Jedenfalls ließ sich in dieser Nische eine solche Construction anbringen, an welcher hölzerne Läden befestigt werden konnten. Diese hatten nicht bloß den Zweck, Schutz gegen den Zug des auf beiden Seiten offenen Saales zu gewähren; im Falle einer Belagerung der Burg waren, wenn auch ein Sturm an dieser Stelle nicht zu fürchten war, doch Gefchosse zu erwarten, welche ihren Weg durch die Bogenöffnungen hätten nehmen können, denen solche Läden den Weg sperrten. Wenn fest verschlossene Läden vorhanden waren, so trat die Bogen-Architektur von außen für das Auge des ferne Stehenden weniger auffallend als Ziel hervor; ja sie konnten zur Deckung dahinter stehender Schützen dienen, die bei der Entwicklung, welche die Armbrust bereits genommen, durch Schlitze schoffen, und so zur Vertheidigung der Burg wesentlich beitragen konnten, um die Annäherung des Feindes an die Burg überhaupt zu verhindern. Dass man daran dachte, beweisen die zwei Schlitze unter der Decke des unteren Saales, welche zur Unterstützung der auf dem Wehrgange befindlichen Mannschaft durch Armbrustschützen bestimmt waren und äußerlich, wie auf unserer Außenansicht der südlichen Mauer (siehe die neben stehende Tafel), so auch in Wirklichkeit zwischen den Buckelquadern kaum sichtbar werden.

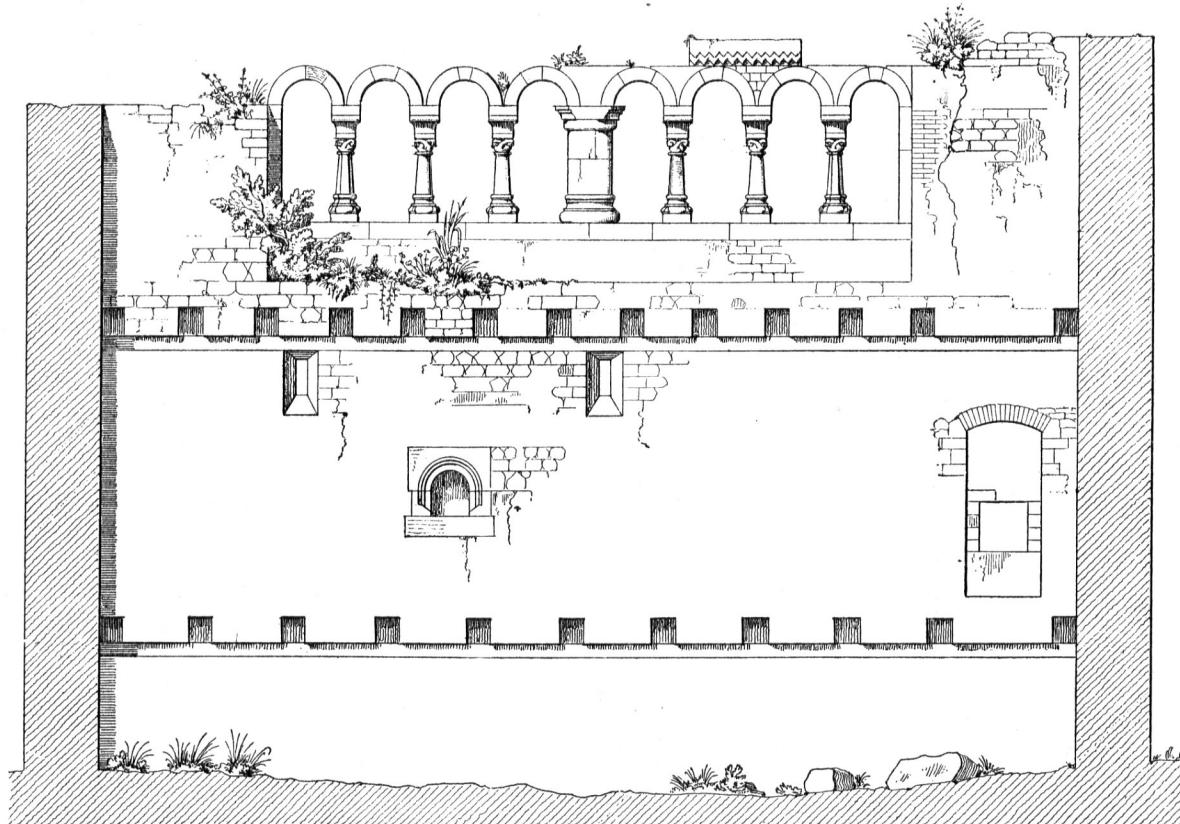
Die Thüren zu Münzenberg zeigen durch ihre Kleeblattbogen die Entstehung um das Jahr 1200 deutlich an. Wir können aber nicht annehmen, dass sie jüngere, nachträglich eingefügte Theile seien, etwa so wie der Eingang zu Gelnhausen; sie sind offenbar mit dem ganzen Bau so entstanden, wie sie sind.



Aussenseite der südlichen Mauer.



Südliche Mauer. — Grundriss des Obergeschoßes.



Innenseite der südlichen Mauer.

1:100
10 5 0 1 2 3 4 5 m

Aelterer Palas zu Münzenberg.

Zunächst fällt auf, dass sie nicht über einander stehen, nicht in der Mitte des ganzen Saales, sondern die untere an beliebiger untergeordneter Stelle, die obere an der Seite des Saales. Welcher Art gerade die Freitreppe war, die zur unteren Thür führte, ob von Holz oder von Stein, ist von nebensächlicher Bedeutung. Auch ihre Anlage ist gleichgültig. Die Treppe zum Obergeschoß aber kann nach der Stellung der Thüren nicht eine Fortsetzung dieser unteren gewesen sein; sie muss vielmehr direct vom Hofe empor geführt haben; auch zeigt die Mauer nirgends herauspringende Binder, nirgends Oeffnungen zur Aufnahme eingreifender Steine, so dass an einen Verband der Treppeneinfassung und dieser selbst mit dem Mauerwerk nicht zu denken ist. Eine Vertiefung in dem Fusssteine des Thürgewandes kann dazu nicht gedient haben. Es ist also durchaus wahrscheinlich, dass eine hölzerne Treppe vollkommen selständig sich erhob, vielleicht sogar frei stehend und nur durch eine Brücke mit dem Saalbau verbunden. Wenn wir auf der Innenseite der südlichen Mauer (siehe die neben stehende Tafel) die Löcher für die Balkenlage ansehen, so zeigt die Entfernung der zwei äussersten, auf der rechten Seite des Beschauers, dass wohl dort eine ziemlich breite, natürlich auch hölzerne Treppe vom unteren Saale nach dem oberen, aber auch, wie es scheint, noch tiefer hinab in den darunter liegenden Raum führte. Eine solche innere Verbindung, von der wir nur auf der Nürnberger Burg eine indirekte Parallelie finden, die kaum in Vergleich gezogen werden kann³⁰⁾, fehlt bei den älteren Anlagen. Sie gestattete, dass die ritterliche Mannschaft von ihrem unteren Saale direct zum Burgherrn empor steigen konnte, falls ihm Gefahr nahte.

Auch die Construction des kleinen Baues ladet durch die Art, wie Holz und Stein mit einander verbunden sind, zu einer Betrachtung ein. Schon unten, wo die Thür zum Unterbau mit einem Flachbogen geschlossen ist, welchen ein Halbkreisbogen entlastet, hat diese Construction nur eben die Dicke des Thürgewandes; in der Dicke der Mauer sind hinter diesem Bogen zwei Ueberlagshölzer angeordnet, von denen das innere als breite Mauerlatte der ganzen Länge des Gebäudes nach geht, um die tief eingreifenden Balken zu tragen. Solch breite Mauerlatten, welche die Stärke der Umfassungsmauer beträchtlich schwächen, galten gewissermassen als Anker, um einen guten Längenverband des Steinwerkes zu bilden und zugleich dessen Elasticität zu mehren. Auch dass verhältnismässig dünne Ueberlagshölzer Fenster und Thürnischen deckten und das darüber liegende Mauerwerk trugen, galt nicht als eine weniger sorgfältige Construction. Man wandte der Auswahl der Hölzer alle Sorgfalt zu, sah sie aber als dem Steine vollkommen ebenbürtig an.

3. K a p i t e l.

Der Wohnbau der Stifte und Klöster, so wie der Stadtbürger bis zur Mitte des XIII. Jahrhundertes.

Wir brechen hier zunächst die Betrachtung der Palasbauten ab, um sie später an anderer Stelle wieder aufzunehmen. Es sind uns aus jener Zeit nicht lediglich Reste höfischer Bauten erhalten; auch aus anderen Kreisen der Gesellschaft, als fürstlichen, sind uns Wohnbauten übrig geblieben, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, wenn es deren auch nicht zu viele sind. Zunächst ist uns Einiges erhalten geblieben, das den Zwecken der Geistlichkeit diente. Die höchsten Kreise derselben kommen hier nicht in Betracht. Die geistlichen Fürsten waren nicht blos Säulen der Kirche. Als Fürsten hatten sie auch eine weltliche Aufgabe; ihre Regierungshandlungen waren genau dieselben, wie jene anderer Fürsten; ihre Kanzlei und ihr Hoffstaat unterschieden sich in nichts Wesentlichem von jenen der anderen;

27.
Wohnbauten
der
Geistlichkeit.

³⁰⁾ Es ist dort eine enge Wendeltreppe in der Capelle vorhanden, die zur Empore derselben führt. Da nun die Capelle mit dem unteren, die Empore mit dem oberen Saale in Verbindung steht, so ist durch diese Treppe auch eine indirekte Verbindung der beiden Säle gebildet.

jene hatten Geiftliche am Hofe, sie Krieger. Ihr Land musste waffenbereit sein, ihre Männer kriegstüchtig, wie die übrigen; sie hatten ihre Burgen mit der von ihnen bewohnten Kemnate und ihren Palas, wo sie Hof hielten. Es sind etwas weniger hohe Kreise, die wir in das Auge zu fassen haben. Es sind jene der Stifte und Klöster. Die Stiftsherren waren nicht zu gemeinsamem Leben verpflichtet; auch waren deren nicht viele bei jeder Stiftskirche. Jeder derselben hatte seine eigene Curie, ein Gebäude, das ein kleines Schloß darstellte, welches, wenn es auch zunächst nur ein Haus war, selten zu besonderer Vertheidigung eingerichtet, wenn nicht seinen Palas, so doch einen Saal hatte, in welchem der Stiftsherr seine Freunde und Untergewebenen um sich sah; dann hatte die Curie eine Hauscappelle, die Wohnräume für den Stiftsherrn selbst, seine Vicare, seine Beamten; denn mit jeder Curie war ein durch Güter fundirtes Einkommen verbunden, dessen Verwaltung der Stiftsherr beforgte, und endlich waren in der Curie Räume für das Gefinde. Nebengebäude, wie Ställe und Scheunen, fehlten auch nicht; kurz um die Curie des Stiftsherrn war, was ihr Name besagte, ein kleiner Hof, jene der Würdenträger des Stiftes, wie z. B. des Propstes, kein ganz unbedeutender.

Aber das Personal der Stiftskirchen bestand nicht bloß aus den Stiftsherren; es war eine beträchtliche Zahl von niederen Geiftlichen da; es waren Schulen für die Jugend und für jüngere Kleriker da; auch die Stifte hatten ihre Künstler und Handwerker, ihre Güter, welche zu verwalten und zu bebauen waren, deren Ertrag den Zwecken des Stiftes, nicht der Stiftsherren diente, und so fügten sich an die Stiftskirche eine Menge von Gebäuden an, die eine kleine Stadt am Fusse derselben bildeten, von einer Mauer umschlossen, einer Stadtmauer ähnlich. Auch diese boten an Form und Gröfse das bunte Gemisch. Die stattlichsten unter denselben neben den Curien waren jene, welche unmittelbar an die Kirche sich in einer grofsen Gruppe anschlossen und fast einem Kloster glichen.

28.
Klosterbauten.

Ueber die Gesammtanlage der Klöster haben wir im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches« eingehend gehandelt und auf S. 94 den Plan einer solchen gegeben. Die bauliche Gestaltung des Haupttheiles, der sich unmittelbar an das Kirchengebäude fügte, stellte nur eben mehr als die Gruppe, welche sich an die Stiftskirche anlehnte, ein in sich geschlossenes und unter Verschluss gehaltenes Ganze dar. Ursprünglich waren alle die Bauten der Klöster und Stifte Holzbauten. Es war das Beispiel, welches die Fürsten gaben, dem auch die Geiftlichen folgten, indem auch sie im Anschlufse an die steinernen Kirchen Steinbauten für die Zwecke des weltlichen Theiles ihres Lebens errichteten. Schon im XI. Jahrhundert, als noch allenthalben Holzbauten genügten, kommen vereinzelt, dann immer häufiger hier Steinbauten vor; meist waren es nur Umbauten bestimmter Einzeltheile, wenn ein Stifter, vielleicht ein Stiftsherr, seine Mittel nicht dem Umbau der Kirche, sondern einem anderen Theile der Stiftszwecke widmete, oder etwa das Haupt einer vornehmen Familie, wenn er selbst, oder ein anderes Familienglied, in das Kloster trat, demselben eine beträchtliche Zuwendung machte.

So entstanden nach und nach jene Gruppen von Gebäuden, für welche die Klöster in Folge ihrer Geschlossenheit mafsgebend wurden und die wir bereits im XII. Jahrhundert fast durchweg aus Stein ausgeführt finden. Dreierlei Räume treten darunter besonders hervor. Zunächst ist es allenthalben ein um einen Hof sich herumziehender Corridor, der Kreuzgang, welcher den Zutritt zu sämmtlichen Räumen vermittelt, ursprünglich gar nichts Anderes war, als ein Corridor, und auch später seine Haupt-

bedeutung stets darin behielt, dass er, wie jeder Gang in einem anderen Hause, die Verbindung der Räume unter sich vermittelte. Der zweite Raum war der Kapitelsaal, in welchem sich die Mönche, wie die Stiftsherren versammelten, theils zu Andachtsübungen, theils zu Berathungen. Meist war er quadratisch angelegt, theilweise aber auch von anderer Grundform; von Bänken rings umzogen, mit besonderem thronartigem Sitze für den Vorsteher, hatte er gegen Osten einen Chorabsatz mit einem Altare. Der dritte besondere Raum endlich, jener, welcher selbst in strengen Klöstern mitunter weltlichen Freuden offen stand, war der Speisesaal, das Refectorium, der Remter, auch Rebenthal genannt, der weltliche Repräsentationsraum, zu welchem auch Gäste gelangen konnten. Er war gewissermaßen der Palas des Klosters, wo beim einfachen, wie beim festlichen Mahle die Brüder nach dem Range, der ja auch im Kloster bestand, die Würdenträger an der Spitze, die Novizen und dienenden Brüder zu unterst, sich versammelten, so weit nicht für diese, wenn der Raum für die gesammte Zahl nicht reichte, der Tisch an anderer Stelle gedeckt war; denn mitunter finden sich mehrere Refectorien in einem Kloster.

Der Vergleich mit dem Palas stimmt allerdings nur zum Theile. Was sich im klösterlichen Leben mit Regierungshandlungen, dem wichtigsten Zwecke des Palas, vergleichen lässt, fand ja im Kapitelsaal statt, und so weit der Abt als Vertreter des Klosters Hoheitsrechte nach außen auszuüben hatte, geschah dies nicht in der Clausur des Klosters selbst. Es trifft vielleicht eher der Vergleich mit der Tenne des Bauernhofes zu; nur war der Raum monumental ausgebildet und trug ein festliches Gepräge an sich. Zu dieser festlichen Erscheinung trug wesentlich der Umstand bei, dass er meist durch ein glanzvolles Portal sich nach dem Kreuzgange öffnete, welchem gegenüber sich gegen den Klosterhof ein Brunnen mit plätschern dem Wasser in einem besonderen polygonen Bau befand, durch dessen Öffnungen hindurch der Blick vom Platze der Speisenden aus auf das sonnenbeschienene Grün im innersten Hofe des Klosters fiel.

Während diese drei Räume, von denen das Refectorium mitunter in mehrfacher Zahl vorhanden ist, mit einem gewissen Aufwande und insbesondere mit charakteristischer architektonischer Durchbildung ausgeführt wurden, sind die übrigen Räume des Klosters sehr einfach gehalten. Ein großer Schlafsaal, oder auch deren mehrere, für die Geistlichen, für die Novizen und die weltlichen Brüder, dann die Arbeitsräume für das Studium, die Bibliothek, Abschreibesäle, dann Krankenräume, Alles war zwar in einer der Bedeutung des Klosters entsprechenden Ausdehnung, aber doch sehr einfach in den Formen im Inneren angelegt, und nach außen ist ernste, selbst vornehme Erscheinung angestrebt, Prunk aber gänzlich vermieden. Nur die Kirche sollte das Auge auf sich ziehen, nicht aber die Wohnräume der auf bescheidenes und anspruchsloses Leben verpflichteten Mitglieder der Klostergemeinde.

Ganz abweichend in der Anlage von den übrigen Klöstern ist jenes des *Mont-Saint-Michel* in der Normandie³¹⁾, welches, an einem militärisch wichtigen Punkte gelegen, für die Landesverteidigung im XIII. Jahrhundert besondere Bedeutung erhielt, bei welchem also die Mönche auf Kosten der französischen Könige das Vertheidigungssystem stärker ausbildeten, als dies sonst wohl der Fall gewesen sein

29.
Kloster
des Mont-
Saint-Michel.

³¹⁾ Vergl.: VIOLETT-LE-DUC, a. a. O., Bd. I. Paris 1854. S. 288 ff. — Ein ähnliches Beispiel in Deutschland bietet das Kloster Comburg bei Schwäbisch-Hall aus dem XII. Jahrhundert, welches jedoch durch die Umbauten des XVIII. Jahrhunderts den alten Charakter mehr verloren hat, als *Mont-Saint-Michel*. Auch dort war aber die Kuppe des Berges zu enge, um neben der Kirche die Klostergebäude der Regel entsprechend zu entwickeln; auch dort beherrschten die den Berg sich herabziehenden Vertheidigungswerke das Bild der Erscheinung des Klosters.

würde, während die Kirche sich zu einem der berühmtesten Wallfahrtsorte der Christenheit entwickelt hatte. Sie nimmt die Spitze eines am Meeresufer gelegenen Felskegels ein, an dessen Abhängen sich ringsum die Wohnbauten des Klosters, dann Kriegsbauten, ein kleines Städtchen einschließend, bis zum Fusse herabziehen, welcher regelmäßig von der Fluth übergossen, bei der Ebbe aber frei wird. Wir geben in Fig. 10³²⁾ den Grundriss der Anlage unmittelbar unter der Kirche, deren Krypta allerdings in diese Tiefe herabreicht.

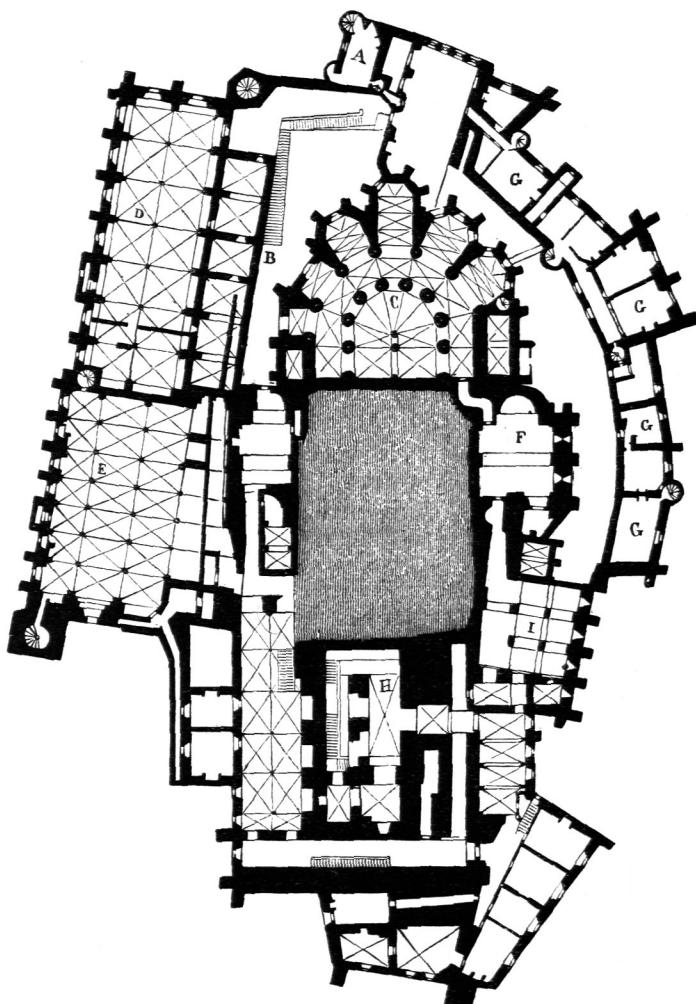
Vom tiefer liegenden Geschosß gelangt man mittels Trepßen zur Pforte A, dann durch eine Treppe auf das Niveau B; D war der Schlafsaal der Mönche, E der Schlafsaal der Garnison; G sind Gaftwohnungen, so wie jene des Abtes. Unter D befand sich ein ähnlicher Saal, das Refectorium, unter E abermals ein dreischiffiger Saal, welcher ebenfalls der Garnison, vielleicht auch als Speisesaal diente. Im Einzelnen lassen sich wohl kaum mehr die Beschränkungen der verschiedenen übrigen Räume nachweisen. F ist der Unterbau des Querschiffes einer älteren Kirche, H jener des westlichen Theiles derselben, welcher heute noch als Schiff der gotischen Kirche erhalten ist. Der Raum oberhalb I wird als Bibliothekssaal angesehen. Oberhalb E befindet sich eine Plattform, die einen von einem Kreuzgange rings umgebenen Hof trägt, an welchen sich gegen Osten und Westen weitere Gelässe anschlossen.

30.
Kloster
zu
Maulbronn.

Um eine normale Klosteranlage zu geben, verweisen wir wieder auf Fig. 46 (S. 94) im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches«, in welcher auch die innere Klostergruppe ein durchaus charakteristisches Beispiel bietet, geben aber in Fig. 11³³⁾ die Hauptgruppe (im Maßstabe von 1:1000) wieder.

Wir sehen dort als Fortsetzung der westlichen Kirchenfront hinter den später angebauten Vorhallen zwei gewölbte Säle 22 und 23, welche ursprünglich die eigentliche Klosterfront als Fortsetzung der Kirchenfront bildeten. Auf denselben befindet sich ein niedriges, ungewölbtes Stockwerk, zwischen

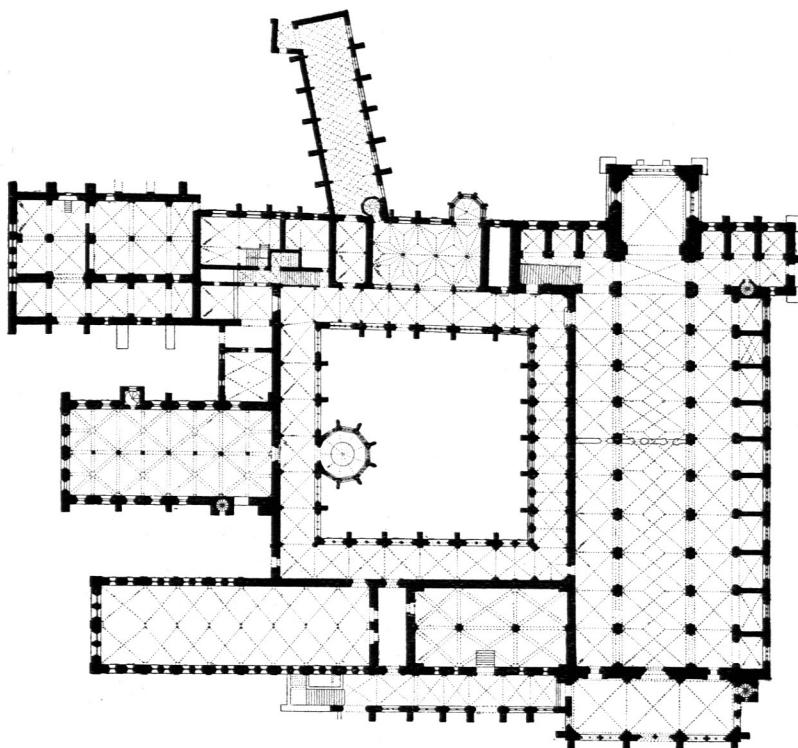
Fig. 10.

Kloster Mont Saint-Michel in der Normandie³²⁾.

1/500 n. Gr.

³²⁾ Ebenda f., S. 291.³³⁾ Nach: PAULUS, E. Die Cisterzienser-Abtei Maulbronn. Stuttgart 1873.

Fig. 11.

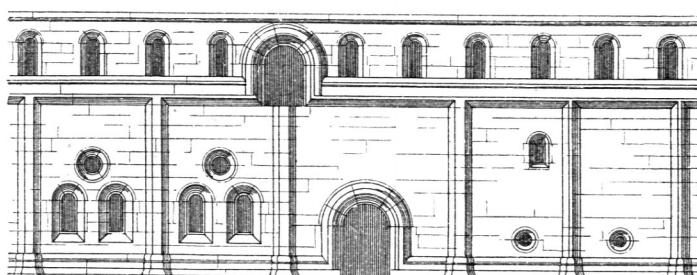
Haupttheil des Klosters zu Maulbronn³³⁾.

1/1000 n. Gr.

beiden Sälen der Eingang zu den unter Claustrum befindlichen Räumen. Die äußere Architektur dieses Theiles ist in Fig. 12³³⁾ als charakteristisches Beispiel einer solchen Profan-Architektur vom Schlusse des XII. Jahrhundertes wiedergegeben; sie ist mit der Kirchenfront zugleich erbaut, daher auch die Gliederung des Sockels, dann der Lisenen jenen der Kirche ganz ähnlich. Die innere Architektur des Saales 22 ist

später umgebaut, stimmt daher nicht vollständig mit der äußeren Façadentheilung; auch die Eingangstür im Obergeschoß, zu welcher keine Treppe führt, die also nur durch einen Aufzug zugänglich war, deutet auf einen Umbau, wie solche ja fortwährend stattfanden; denn wir könnten durchaus nicht auf einen Zeitunterschied des Stils hinweisen. Wer weißt, wie während des Klosterbaues die Räume nach

Fig. 12.

Ursprüngliche Ansicht der westlichen Klostergebäude zu Maulbronn³³⁾.

1/250 n. Gr.

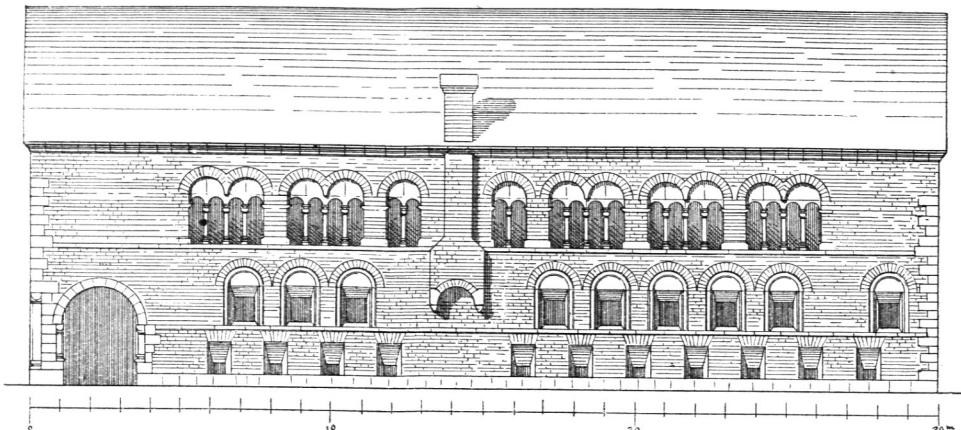
einander fertig wurden, wie einzeln eprovisorisch zu mehreren Zwecken benutzt, untertheilt und dann wieder vereinigt wurden? Dass die Bauweise mannigfach vom Kirchenbau abhängig war, ist unschwer zu ersehen.

Etwas jünger, schon in das XIII. Jahrhundert hereingehend, ist der Bau eines Gebäudeflügels vom Stifte *St. Gereon* in Köln (Fig. 13³⁴⁾), eines Saalbaues, welcher

31.
Bau bei
St. Gereon
in Köln.

³⁴⁾ Nach: BOISSERÉE, a. a. O.

Fig. 13.

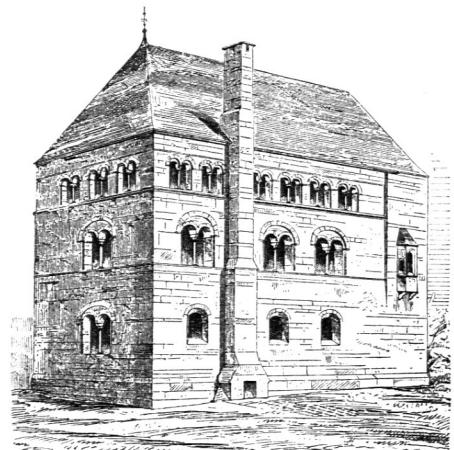
Palasartiger Bau des Stiftes von *St. Gereon* zu Köln³⁴⁾.

noch auf unser Jahrhundert gekommen, aber jetzt leider nur mehr in den Aufnahmen erhalten ist, welche *Boisserée* vor dem Abbruche hat anfertigen lassen. Es war ein Saalbau in zwei Geschossen, deren oberes, den Palasbauten ähnlich, offen, deren unteres geschlossen gewesen und mit einer Heizung versehen war. Der Unterbau dürfte einen Keller enthalten haben.

Wie die einzelnen Curien der Stiftsherren jener Zeit aussehen, zeigt uns Fig. 14³⁵⁾, welche die Propstei zu Aachen, d. h. das Haus des Stiftspropstes uns vorführt, wie daselbe nach *Bock's* Restauration sich ergiebt.

Mit der Entwicklung der Städte ging auch jene des bürgerlichen Wohnhausbaues Hand in Hand. Wo die Stadt eine ackerbautreibende Bevölkerung in sich aufnahm, war es auch das Bauernhaus der Gegend, welches in die Stadt übertragen wurde; nur musste der Raumersparung wegen eine gewisse Reduction der einzelnen Räume stattfinden und der Höhe nach durch verschiedene Stockwerke ausgeglichen werden, was an der Horizontalausdehnung abgebrochen werden musste. Die Häuser der Handwerker dürften jenen nachgebildet worden sein, welche für dieselben auf dem Areal der fürstlichen Burgen, der Stifte und Klöster errichtet wurden und sich auch dort auf das äußerste beschränken mussten. Die Regierung in den Städten hatten in älterer Zeit allenthalben die Geschlechter, d. h. der Stadtadel, welcher in feinen Burgen innerhalb der Stadt lebte, in Händen. Solche Burgen waren bereits im XII. Jahrhundert ziemlich allenthalben in den Städten aus Stein erbaut; aber die Geschlechter duldeten nicht, dass auch die Bürger ihre Häuser aus Stein errichteten, und so dürften für Deutschland wenigstens die kleinkürtlerischen Stein-

Fig. 14.

Curie des Stiftspropstes zu Aachen³⁵⁾.

^{32.}
Pröpstliche
Curie zu
Aachen.

^{33.}
Bürgerliches
Wohnhaus.

³⁴⁾ Nach: *Bock, F. Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters.* Köln.

bauten erst spät anzusetzen sein. Hölzerne Häuser aus jener Zeit aber sind uns nicht erhalten geblieben. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, dass sie in derselben Beschränkung angelegt waren, wie wir sie noch einige Jahrhunderte später treffen, und dass wir aus diesen späteren vollständig auf die früheren zurückschließen dürfen. Wenn unsere Leser sich also ein Bild der hölzernen Bürgerhäuser des XI. und XII. Jahrhundertes machen wollen, mögen sie nur unten lesen, was wir über jene des XIV. und XV. Jahrhundertes gesagt haben; es muss auch hierher passen. Eines vor Allem, die Beschränkung; denn in den geschlossenen Straßen, wo Haus an Haus stand, wird selten irgendwo ein Handwerker mehr Raum gehabt haben, als 4 bis 5 m Front³⁶⁾.

Wenn wir nun die ältesten steinernen Wohnhäuser suchen, müssen wir uns zu jenen kleinen Burgen in der Stadt und auf dem Lande wenden, die wir im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches« erwähnt und dort als Ausgangspunkte für die Kriegsbaukunst des Mittelalters bezeichnet haben. Dieselben haben wir auch als Ausgangspunkte für das Studium des monumentalen Wohnbaues anzusehen. Die Oberburg zu Rüdesheim war nicht bloß ein Kriegsbau; sie war in erster Linie ein Wohnbau, welcher im Falle eines Krieges vertheidigt werden konnte. Der in Art. 3 (S. 3) erwähnte »gescheibte Thurm« zu Gries bei Bozen ist ein vielleicht noch etwas älterer Wohnbau aus der Zeit, wo jedes Freie Haus nicht bloß bildlich seine Burg war. Er mag noch der Zeit entstammen, wo ähnliche Bauten in Deutschland selbst in der Regel nur aus Holz errichtet wurden, während hier das Beispiel des nahen Italien Veranlassung geben möchte, die Geschiebe des Talferflusses als willkommenes Material zum Steinbau zu verwenden. Ob dies nun im IX. Jahrhundert oder im XI. oder gar erst im Beginne des XII. geschehen, ist ziemlich gleichgültig. Urkundliche Nachrichten über seine Entstehung fehlen. Wir geben in Fig. 15 einen Grundriss und auf der umstehenden Tafel den Durchschnitt des interessanten Baues, welcher ein zwar festes, aber durchaus nicht behagliches Wohnhaus bildete.

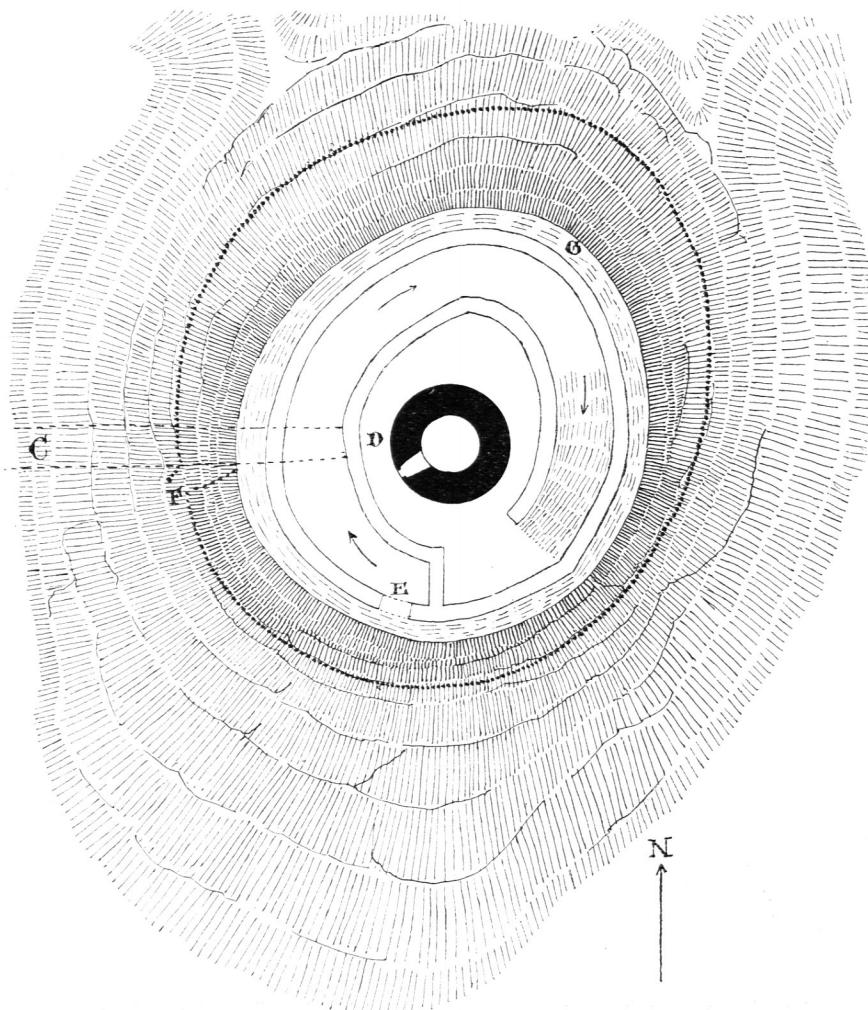
34.
Gescheibter
Thurm
zu Gries.

Auf einer am unteren Theile des Abhangs eines grösseren Berges befindlichen niederen Kuppe steht ein runder Thurm *D*, umgeben von einer doppelten ovalen Mauer, deren äußere *EG* sich auf einer etwas unregelmässigen geböschten Futtermauer erhebt. Von einem dritten Mauerkrante sind ebenfalls Reste zu sehen; er ist jünger und steht wohl an Stelle eines älteren Palissadenzaunes, der seinen Eingang bei *F* hatte, von wo man rings um die Mauer *EG* ziehen musste, bis man am Fuße der Mauer unterhalb der Thür *E* anlangte, welche heute noch erhalten ist. Man konnte jedoch nicht eintreten; sie lag so hoch, dass man auf einer herabgelassenen Leiter hinaufsteigen oder mit einem Stricke emporgezogen werden musste. Zwischen beiden Mauern stieg nun der Weg in einer Windung empor zu einer Plattform, welche den Thurm rings umgibt. Sie ist, wie von oben ersichtlich, unterwölbt. Leider kann man jedoch heute nicht in das Innere der unter der Plattform befindlichen Gewölbe gelangen. Der Besitzer war zwar, als wir das Bauwerk studirten, bereit, die Untersuchung zu gestatten; allein förmliche Grabungen hätten uns zu grosse Ausgaben veranlaßt. Das Innere des Thurmes ist bis zur Höhe *AB* zugeschüttet. Wie tief der Thurm im Inneren hinunter geht, ob er etwa in einen Brunnenraum endet, konnte also der Verfasser nicht feststellen; ohne Zweifel befand sich im Inneren des Thurmes der Eingang in den gewölbten Raum unter der kleinen Terrasse. In jüngsten Jahren wurde nun eine sehr interessante Entdeckung gemacht. Ein Straßensbau unmittelbar neben der kleinen Burg gab Veranlassung, dort das Erdreich um mehrere Meter abzuheben, um das Niveau für den neuen Weg zu erhalten. Da stieß man, etwa bei *C*, nur einige Meter weiter außen, als wir der Raumerparnis wegen gezeichnet haben, auf ein wohl erhaltenes Stück eines unterirdischen Ganges, von welchem lange eine Tradition im Volke gesprochen und behauptet hatte, dass ehemals eine unterirdische Verbindung dieses Thurmes mit der Burg zu Gries,

³⁶⁾ Vielleicht das letzte dieser Periode angehörige hölzerne Haus, allerdings nicht in Deutschland, sondern in Frankreich, wurde 1834 in Dreux abgetragen, von *Viollet-le-Duc* jedoch während des Abbruches gezeichnet. Wir brauchen denselben aber nur einen Giebel aufzufestzen, und es ist ein deutsches Bürgerhaus des XII. Jahrhundertes. (Vergl.: *Viollet-le-Duc*, a. a. O., Bd. VII. Paris 1875. S. 39.)

dem jetzigen Benedictiner-Kloster, bestanden habe. Da der Gangreit glücklicher Weise, wenn auch nun oberirdisch liegend, erhalten geblieben ist und seine Richtung genau nach jener Burg führt, so wäre ja der willkommene Beweis für die Richtigkeit der Tradition gefunden, wenn nicht die Höhenrichtung so weit über die Thalsohle des Fagenbaches erhoben sich erweisen würde, dass der Gang durch die Luft geführt haben müfs. Wohl ist gerade dieses Thal offenbar durch Abschwemmung gebildet, indem in früherer Zeit der Fagenbach, welcher jetzt als Wafferfall sich in dasselbe ergieft, höher lag, aber gelegentlich ein Stück des Berges weggepflügt hat. Dies müfste demnach erst in historischer Zeit, etwa erst zwischen dem

Fig. 15.

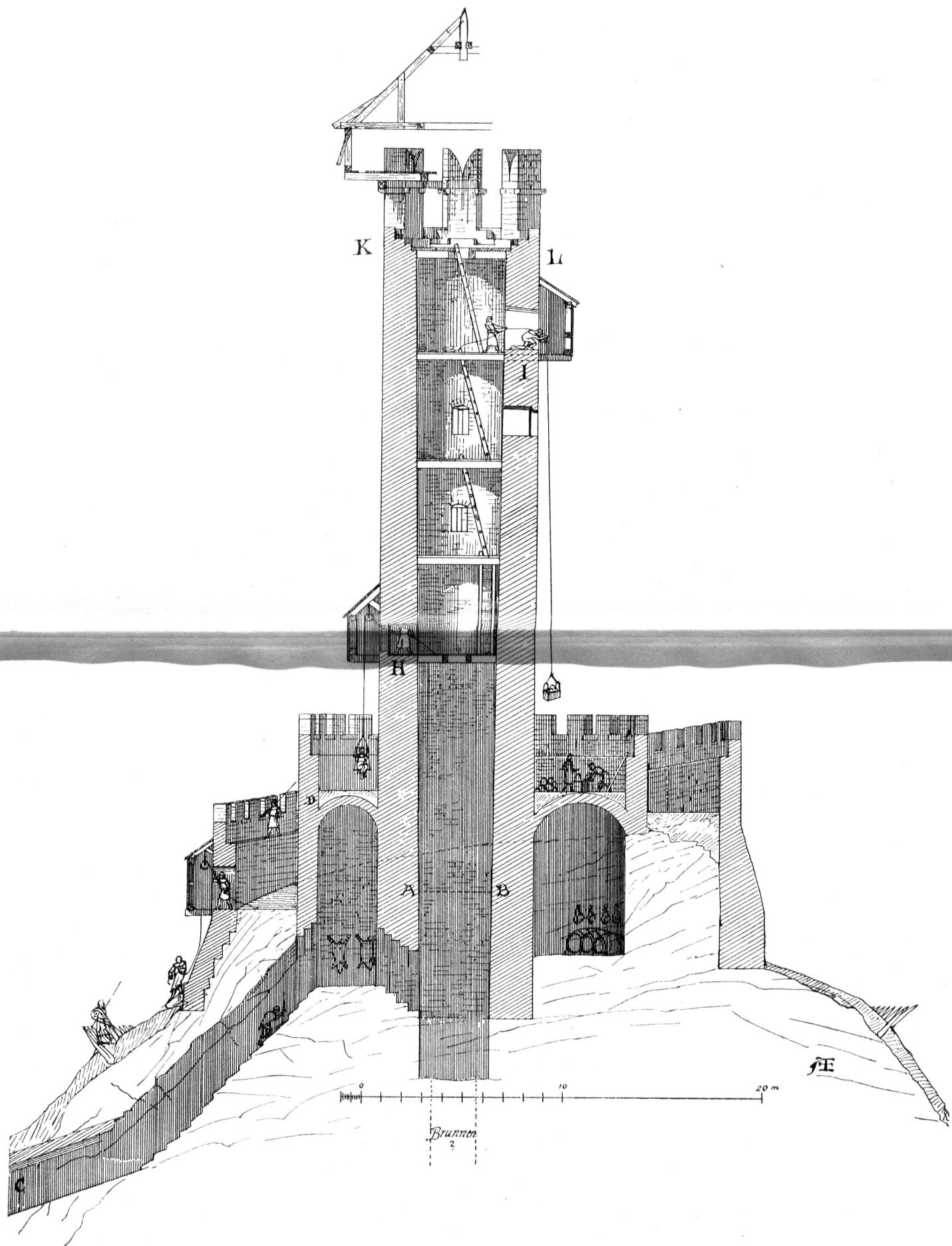


»Gefehlter Thurm« zu Gries bei Bozen.

1/500 w. Gr.

IX. und XII. Jahrhundert geschehen sein, wovon jedoch durchaus nichts bekannt ist. Die Betrachtung des Terrains macht es fast wahrscheinlicher, dass dieser Bergsturz schon in der Urzeit stattgefunden habe. Dann kann aber dieser Gang mindestens nicht in irgend welcher bestimmt nachweisbaren Anlage nach der Grieser Burg geführt haben.

Der Eingang zum Thurme befindet sich bei *H*, so dass auch hier ein Aufzug nöthig war. Darüber hat der Thurme vier Geschosse, jedes einen runden Raum bietend, welche auch ursprünglich, wie heute, durch Leitern verbunden waren. Kleine Schlitzfenster in den dicken Mauern geben wenig Licht in das Innere. Im obersten Geschoss befindet sich bei *I* abermals eine Thür, durch welche man die im Kriegsfalle nöthige Munition, zur Zeit des Friedens aber allerlei Lebensbedürfnisse in die Höhe zog.



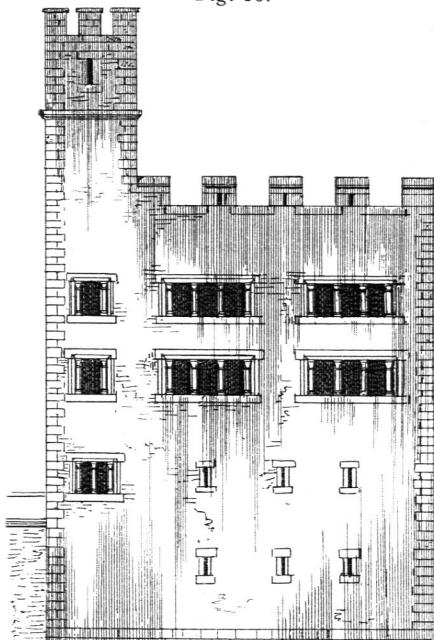
, „Gescheibter Thurm“ zu Gries bei Bozen.

Der Thurm war schon im XV. Jahrhundert längst theilweise zerfallen, wurde damals aber wieder benützbar gemacht, wobei der obere Theil, mindestens von *KL* an, neu errichtet wurde.

Die ersten Schritte zu weiterer Bequemlichkeit solcher kleiner Wohnburgen in Deutschland geschahen in den Städten, aber doch erst im Laufe des XII. Jahrhundertes, indem man auch hier die Thürme weiter anlegte, während sie in England schon von früher her weit angelegt werden. Allenthalben finden wir in Deutschland in jenen Städten, deren spätere Entwicklung nicht die Spuren dieser älteren Zeit vollständig verdrängt hat, noch Reste, die als von solchen verhältnismäsig weiter angelegten Thürmen herrührend erkennbar sind. Während jene Regensburger, welche schon erwähnt sind, in der Anlage sich noch verhältnismäsig enge zeigen, woraus wir einen Beweis für hohes Alter ableiten, haben z. B. jene zu Schwäbisch-Hall noch sichtbaren bereits beträchtlichere Seitenlängen und verhältnismäsig geringere Stärke ihrer quadratisch angelegten Umfassungsmauern. Ebenfalls von beträchtlicher Breite der Anlage erscheint neben anderen das »hohe Haus« zu Constanz³⁷⁾, ein Rest eines solchen Burgthürmes, in Massen jedoch, wie sie die englischen Burghürme zeigen.

In Metz befindet sich in der Straße der Trinitarier noch ein Haus des XII. Jahrhundertes, welches schon fast nicht mehr den Charakter eines Thurmes trägt^{38).}

Fig. 16.



Haus zu Metz.

1:250 n. Gr.

Das vier Stockwerke hohe, mit Zinnen gekrönte Gebäude (Fig. 16) erscheint schon als Haus, an dessen Ecke noch ein kleiner Thurm aus dem Hauptkörper sich erhebt.

Mit dem Schlusse des XII. Jahrhundertes kam auch in Deutschland schon eine recht demokratische Strömung in die Städte, und ihr musste die obrigkeitliche Beschränkung, welche dem Bau steinerner Häuser entgegenstand, wenigstens gegenüber den reicherem Bürgern, die in der Lage waren, an bevorzugten Stellen günstigere und grössere Plätze zu erwerben, bald weichen. Auch die Geschlechter selbst wollten, theils im Anschlusse an ihre Burgen, theils an Stelle derselben, offene, doch halbwegs friedliche Wohnhäuser haben, bei denen mindestens theilweise die Beschränkungen in Wegfall kamen, die bis dahin der darin Wohnende aus Rücksicht auf die Möglichkeit einer Belagerung im Hause selbst sich auferlegen musste; man konnte ja immer, wie bei dem Hause in Metz, so viele Vertheidigungsmafsregeln beibehalten, dass man

35.
Entwickelung
der
Thürme zu
Häusern.

36.
Haus
zu Metz.

³⁷⁾ Das Haus ist bekannt als dasjenige, welches Burggraf *Friedrich von Hohenzollern-Nürnberg* während des Concils bewohnte, als er von Kaiser *Sigismund* mit der Mark Brandenburg belehnt wurde.

³⁸⁾ Heutzutage muss man allerdings stets fragen, ob ein solches Gebäude auch wenige Jahre, nachdem es publicirt ist, noch steht. (Vergl.: *VERDIER & CATTOIS. Architecture civile et domestique au moyen-âge et à la renaissance.* Bd. I. Paris 1864. S. 153 ff. und 2 zugehörige Tafeln.) Schade, dass nicht auch die anderen Seiten des Hauses gezeichnet sind; denn die Beschreibung giebt kein sehr klares Bild von dem auf Consolen ausgekragten Aufgänge zu den Zinnen und der Treppenanlage, so wie von der auf schwere Bogen geflügelten Verbindung des Thurmes mit dem benachbarten Hause. Wir haben in unserer Abbildung die Steinkreuzfenster in den beiden unteren Geschossen weggelassen, welche im Texte als Zuthaten des XVI. bis XVII. Jahrhundertes bezeichnet sind; eben so haben wir dem oberen Theile des Thurmes die nach unserer Ansicht ursprüngliche Gestalt wieder gegeben. Nach Belieben mag man sich noch Dächer dazu denken.

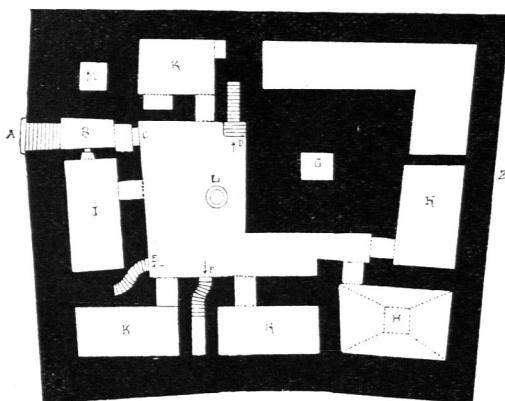
einen Sturm abzuweisen in der Lage war, wenn die Handwerker, trotzig Rechtefordernd, an die Thür pochten oder einmal ein Geschlechtsfreund, welchem man nicht zu Willen sein mochte, das Haus überrumpeln und den Besitzer zur Nachgiebigkeit zwingen wollte.

37.
Niederburg
zu
Rüdesheim.

Wir haben im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches« von solchen festen Häusern gesprochen und dabei den Umbau erwähnt, welchen im Schlusse des XII. oder Beginne des XIII. Jahrhundertes die damals im Rheinbett stehende, aber doch der Stadt Rüdesheim einverleibte Niederburg erfahren hat. Wir haben dort von Fig. 110 bis 115 Abbildungen derselben gegeben und eingehend die kriegerischen inneren Einrichtungen besprochen, welche fämmlich nicht zur Abwehr einer Belagerung, sondern nur zur Abweisung eines plötzlichen Sturmes dienten.

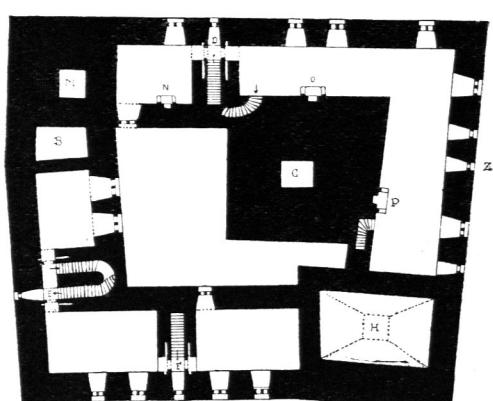
Wir wiederholen hier in Fig. 17 bis 19 die beiden Grundrisse und den Durchschnitt und bemerken kurz, dass ursprünglich nur eben der untere Theil der Umfassungsmauer einen Hof einschloss, in dessen Mitte der Burghurm *G*, in der Ecke aber neben dem Eingange *A* der mit *M* bezeichnete Thurm stand,

Fig. 17.



Erdgeschoß.

Fig. 18.



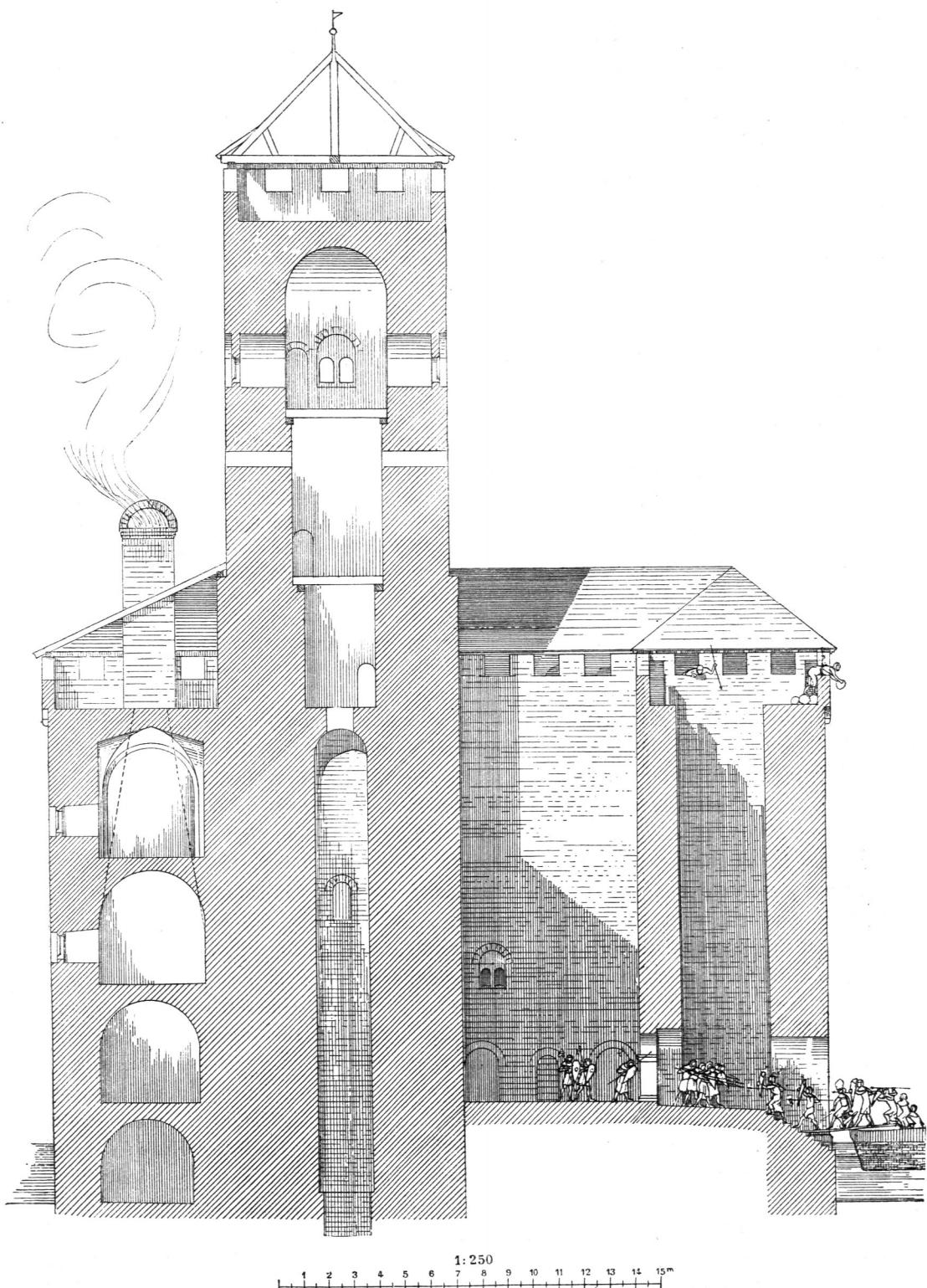
I. Obergeschoß.

Niederburg zu Rüdesheim ³⁹⁾.

während wohl, wie allenthalben, beliebige hölzerne Gebäude, die im Burghofe standen, Unterkunft für Menschen und Thiere boten, der Haupthurm aber dem Burgherrn Wohnung gewährte, so weit er sich nicht für Friedenszeiten ebenfalls ein hölzernes Haus im Hofe wählte. Die Umfassungsmauern hatten nur eben jene Höhe, welche zur Vertheidigung nötig war. Um das Jahr 1200 nun wurden diese Mauern erhöht und an sie ringsum Gebäude angelehnt, die heute noch als Wohnräume benutzbar erhalten sind; bloß die Ecke bei *H* ist offen, und es ist nur eben unsere Meinung, dass dort die Küche mit ihrem hohen, durch alle Stockwerke hindurchgehenden Schlotmantel stand. Zum Thore *A* konnte man wahrscheinlich bloß in Kähnen gelangen, falls nicht eine Brückenverbindung nach einem in der Nähe vorhandenen, mit dem festen Lande verbundenen Damme führte. Die Annäherung von Kähnen war jedenfalls durch Pfähle im Wasser erschwert. Vielleicht zogen sich auch bei der Nähe des Ufers Dämme, die wieder mit Palissaden geschützt waren, um das Haus in das Rheinbett herein. Hinter dem Eingange *A*, in welchen wir, da wir ja heute keine kriegerischen Absichten haben, gern eingelassen werden, ohne den Empfang fürchten zu müssen, welcher in Fig. 19 den nahenden Kriegern zu Theil wird, gelangen wir in das Höfchen *B* und durch die innere Hoffthür *C* in den Hof. Das gefämmte Erdgeschoß enthielt Keller- und Vorrathsräume *K*; nur der Raum *J* wird wohl für die Mannschaft bestimmt gewesen sein. Drei Treppen *D*, *E*, *F* führen zum I. Obergeschoß empor, jede zu getrennten Räumen, die Treppe *D* im I. Obergeschoß zu dem mit einem Kamine versehenen Zimmer *N*, welches verrammelt und verbarrikadiert werden konnte, zu welchem Zwecke hinter der Thür Verschlussbalken angebracht sind, die, aus der Mauer gezogen, deren Einrennen verhindern; auf der anderen Seite führt die Treppe zu einem hakenförmigen Saale mit 2 Kaminen

³⁹⁾ Nach den im vorhergehenden Hefte (S. 168, Fußnote 157) genannten Quellen.

Fig. 19.



Niederburg zu Rüdesheim³⁹⁾. — Schnitt nach AZ in Fig. 17.

O und *P*, der wahrscheinlich ursprünglich zwei Säle bildete, von denen jeder seine eigene Kaminheizung hatte. Die Treppe *E* führte zu zwei Zimmern im I. Obergeschofs, deren Thüren ebenfalls verbarriadiert werden konnten. Das Eckzimmer ist auch durch eine gleichfalls verbarriadierte Thür von der Treppe *F* zugänglich. Wir sehen also, dass jedes Zimmer des I. Obergeschoffes, mit Ausnahme des Saales *P*, falls der jetzige hakenförmige Saal, wie wir vermuten, wirklich aus zwei Räumen bestand, seinen eigenen Zugang hatte, das eine Eckzimmer an der Rheinseite aber deren zwei, und dass doch jederseits, durch *M* und *H* von einander getrennt, eine Gruppe von drei unter sich in Verbindung stehenden Wohnräumen vorhanden war, so dass also in der Benutzung durch verschiedene von einander unabhängige, dem kleinen Gefolge des Hausherrn angehörige Personen volle Freiheit der Vertheilung gegeben war. Von den drei Treppen führt nur die mit *E* bezeichnete zum II. Obergeschoß weiter; dagegen führen zwei andere aus dem hakenförmigen Saale weiter empor. Die Räume des II. Obergeschoffes sind höher und zeigen eine gewisse architektonische Ausbildung, so dass dort die eigentliche Wohnung des Hausherrn zu vermuten ist, welcher ohne Zweifel die Treppe *D* von unten an benutztte, während das Gefolge die Treppe *E* bis zum II. Obergeschoß zur Verfügung hatte. Nur durch die Wohnung des Hausherrn gelangte man zu der Wehrplatte, nur von dort über eine wegzuhaltende Brücke in den Thurm und in demselben von dem zunächst betretenen Raum durch eine Wendeltreppe aufwärts in die oberen Stockwerke und abwärts durch einen Schacht (und einen Stollen, wie wir vermuten, unter dem hinter dem Gebäude verbleibenden kleinen Rheinarme weg zu einem irgend wo, vielleicht auf der benachbarten Oberburg, mündenden Ausgange, so dass der Hausherr noch fliehen konnte, wenn der Gegner, der das Haus gestürmt hatte, ihn schon fest in feiner Gewalt wählte).

Die Niederburg hatte als festes Haus eine wasserdichte Wehrplatte, wie alle auf Vertheidigung eingerichteten Gebäude. Indessen war auf allen stets ein provisorisches Dach, da man doch fürchten musste, dass die Einflüsse der Witterung zu rasch zerstörend wirken würden. Wir müssen uns ein solches auch auf der Niederburg denken; indessen zeigen schon die Abbildungen des XVII. Jahrhundertes die Niederburg ohne Dach, und es ist nicht das wenigst Angenehme, dass die Besitzerin und Bewohnerin dieser ältesten deutschen Wohnung diese Platte noch immer dicht halten und sich einen Garten mit allerlei Gefräuch und Bäumen auf derselben anlegen konnte. Wenn auch der Zinnenkranz heute fehlt, die eine Ecke aufgerissen ist, das Haus also von außen einer Ruine gleicht, so bietet doch die Wohnung noch alle Behaglichkeit einer modernen, nachdem allerdings Fensterverchlüsse und Heizeinrichtungen von recht moderner Art eingefügt sind, doch glücklicher Weise so, dass man allenthalben noch die ursprünglichen Einrichtungen studiren kann.

38.
Palas-
ähnliche
Gebäude.

Auch palasähnliche Gebäude, die vollkommen unbewehrt waren, errichteten die in den Städten wohnenden Adeligen und vornehmen Geschlechter, wo sie keine Furcht vor Ueberfällen zu haben brauchten, im XII. und theilweise im XIII. Jahrhundert in den Strassen derselben. Wir wüssten allerdings zur Zeit kein einziges zu nennen, welches annähernd wohl erhalten auf uns gekommen wäre; aber da und dort sind in älteren Städten später verbaute Häuser zu sehen, an welchen einzelne oder auch mehrere der galerieartigen Fenster, welche die Palasbauten charakterisieren, erhalten sind, die ursprünglich ein ähnliches Aussehen gehabt haben mögen, wie sie Fig. 13 u. 14 zeigen. Theilweise mögen sie geistlichen Gebäudegruppen angehört haben, zu grossem Theile aber sicher weltlichen Vornehmen, die sich in der Stadt angesiedelt hatten. In Nürnberg ist vor einigen Jahren der Putz eines scheinbar modernen Hauses in der Burgstrasse, vom Rathause durch die schmale Rathausgasse getrennt, welches im XVII. Jahrhundert den Hallern gehörte, über dessen Besitzverhältnisse aus dem XII. aber wohl kaum Nachrichten vorhanden sind, heruntergeschlagen und erneuert worden. Da zeigten sich allenthalben durch die jetzigen Fenster unterbrochen noch folche vermauerte Galerien, von denen leider bei der Kürze der Zeit keine Aufnahmen gemacht werden konnten, bevor der neue Putz sie wieder überzog; aber es war äußerlich ein förmlicher Palasbau von der Ausdehnung und Höhe des jetzigen Gebäudes. Obwohl im XII. Jahrhundert die Ausdehnung der Stadt noch keine grosse war, so gehörte doch die Lage zu den besseren, wie wir auch allenthalben jene erwähnten Reste nur in solchen Lagen der Städte finden, die ersicht-

lich vornehmen Geschlechtern gehört haben. Ziemlich gross ist auch die Zahl sonstiger Bruchstücke von Wohnhäusern des XII. Jahrhundertes, die da und dort in späteren Umbauten erhalten sind und über das Vorhandensein steinerner Häuser Auskunft geben, wenn auch die Auffschlüsse nur gering sind, welche wir über deren Anlage und äusser Form erhalten.

Wir können annehmen, dass mit dem Schlusse des XII. Jahrhundertes der Steinbau in den Städten ganz beträchtliche Fortschritte gemacht hatte; aber doch waren es noch nicht die kleinbürgerlichen Kreise, welche von demselben Anwendung machen konnten; es waren, wenn auch nicht ausschliesslich Adelige, so doch nur die Vornehmen, welche ihn zur Anwendung brachten; was sie bauten, stand in einem geistigen Abhängigkeitsverhältnisse zu jenen Bauten der fürtlichen und geistlichen Kreise.

Ein Typus für steinerne Bürgerhäuser hat sich in Deutschland im XII. Jahrhundert vielleicht gar nicht so ausgebildet, wie in Frankreich, wo die Häuser der Stadt Cluny noch mindestens vor einigen Jahrzehnten so manches Beispiel gezeigt haben, von welchem unten die Rede sein wird. Aber wir dürfen vielleicht auch annehmen, dass ähnliche Häuser in Deutschland vorhanden waren, aber bei der Entwicklung, welche die Städte im XIV. u. XV. Jahrhunderte nahmen, späteren weichen mussten. Wir halten stets am Gedanken fest, dass aus späterer Zeit viele Rückschlüsse auf die ältere gezogen werden können, und wenn wir heute noch in Südtiroler Städten, insbesondere nennen wir Bozen, Häuser finden, die vielleicht schon im XII. entstanden, allerdings nur in Umbauten des XV. und XVI. Jahrhundertes auf uns gekommen sind, aber noch genau die Anlagen zeigen, wie die in Fig. 22 wiedergegebenen Häuser aus Cluny, so meinen wir, dass die Bozener Häuser des XII. Jahrhundertes in ihrer Erscheinung die auffallendste Ähnlichkeit mit jenen französischen gehabt haben müssen, und wie in Bozen, so mag es auch anderwärts in Deutschland gewesen sein. Insbesondere ist in den noch erhaltenen Häusern der Silbergasse und Karrnergasse Bozens deutlich erkennbar, dass sie ein fensterloses, theilweise halb kellerartig in der Erde steckendes Erdgeschoß hatten, welches als Magazin diente, dass das Wohngeschoß sich im mehr oder weniger hohen I. Obergeschoß befand, gerade wie bei den beiden Häusern in Fig. 22, dass die Thür sich an der Seite befand und direct von ihr die Treppe in die Höhe führte, theilweise aussen vor dem Hause liegend. Auch kleine schmale Häuschen befinden sich dort zwischen den grösseren; aber die vornehme Lage verbietet uns, auch die kleinsten als Kleinbürgern angehörig zu denken; wir müssen stets mindestens an Handelstreibende mit ihren Lagerräumen im Erdgeschoß denken.

Die Städte standen auch bei uns in fest geregeltem Verhältnisse zu ihren Herren und zu den Obrigkeit, welche diese den Bürgern vorgesetzt hatten. Die Gesammtzahl der Bürger bildete aber doch eine wohl gegliederte Corporation, und wenn auch die Verfassungen, wenn Pflichten und Rechte der Einzelnen wie der Gesamtheit verschieden waren, so bestanden doch in jeder Stadt gemeinsame Interessen; es gab gemeinsames Eigenthum zu verwalten, und von dem Begriffe einer Stadt war die Vertretung derselben durch hierzu von den Bürgern erwählte, die einen engeren Kreis bildeten, Bürgermeister und Rath, unzertrennlich. Da waren denn auch Gebäude verschiedener Art erforderlich, vor Allem als eigentlicher Repräsentant der Stadt und ihrer Freiheiten das Rathaus. Dass solche die Stadt repräsentirende Gebäude aus Stein errichtet wurden, sobald die Einkünfte es gestatteten, versteht

39.
Reihe von
Bauanlagen
des XII. Jahrh.
in Bozen.

40.
Alteste
Rathhaus-
bauten.

sich von selbst. Aber auch sie schlossen sich in ihrer Erscheinung den fürstlichen Bauten an, um so mehr, als gerade gegen Schluss des XII. Jahrhundertes sich in den Städten neben der demokratischen vor Allem eine Bewegung dahin geltend machte, die Oberherrschaft der geistlichen und weltlichen Landesfürsten abzuschütteln, sich und die Stadt frei zu kaufen oder auf dem Wege des Aufruhrs mit Gewalt frei zu machen.

Ein folcher Rathausbau war wieder im Wesentlichen ein Saalbau⁴⁰⁾. Ein mächtiger Saal, in welchem die gesamte Bürgerschaft zusammenkommen konnte, wurde errichtet, unterhalb desselben meist Marktzwecken dienende Hallen, gemeinsame Verkaufs-Locale für Bäcker, Metzger, Weber und andere Handwerker. Als zweiter Haupttheil des Rathauses wurde, wo es anging, ein mächtiger hoher Thurm errichtet, theils eben als Repräsentant, aber doch meist noch mit dem Gedanken, ihn als Burgthurm zur Vertheidigung des Rathauses zu verwenden, wie dies die Inhaber der übrigen Burgen mit ihren Thürmen thaten. Endlich sollte er die verschiedenen Glocken tragen, welche den Bürgern Zeichen zukommen ließen, vor Allem die Sturm-Glocke, welche sie zu gemeinsamem Handeln zusammenrief. Noch sind uns einige solcher Rathäuser aus dieser ersten Periode der städtischen Freiheit in Deutschland erhalten. Erst vor wenigen Jahren ist das Rathaus in Gelnhausen wieder entdeckt worden, ein den Verhältnissen der Stadt entsprechend kleiner Bau in ausgesprochener Palas-Architektur. Vom Rathause zu Würzburg interessirt uns vorzugsweise der Thurm, welcher in seiner Schmuck-Architektur ein hervorragendes Werk des XII. Jahrhundertes ist, und wir bedauern, dass wir nicht von beiden eben genannten Gebäuden Abbildungen hier beifügen können.

^{41.}
Steinhäuser
des XIII. Jahrh.
zu Cöln.

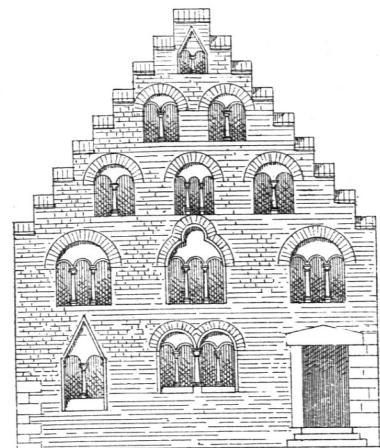
Mit dem Beginne des XIII. Jahrhundertes erst bekam der seither lediglich bei Holzbauten ausgebildete Typus des Bürgerhauses, auf welchen wir, wie oben ausgesprochen, nur aus späteren Anlagen zurückschliessen können, Gelegenheit, auf den Steinbau Einfluss zu üben.

Die schmale Anlage der Häuser bei verhältnismässiger Tiefe der Bauplätze, wie sie sich in den Städten ergab, brachte es mit sich, dass die Häuser ihre Giebelseite nach der Straße kehrten und die Dächer alsdann der Tiefe nach gegen beide Nachbarn abfallend auf dem Hause lagen, so dass die Mauern zwischen je zwei Häusern Stockrinnen trugen, in welche von den Seiten her das Wasser von den Dächern fiel, wenn nicht, wie in manchen Städten, ein enger Gang, eine »Reihe«, ein »Reihlein« blieb. Wo die Häuserbreite sehr gering war, hatten auch, wie dies später noch der Fall war, je zwei Häuser gemeinschaftlichen Giebel und gemeinschaftliches Satteldach, jedes einzelne also nur ein Pultdach. Diesen Typus des nach der Straße gekehrten Giebels zeigen denn auch die ältesten erhaltenen steinernen Wohnhäuser, die wir als vermutliche bürgerliche Häuser den anderen Bauten gegenüberstellen können.

Vielleicht noch in den Schluss des XII. Jahrhundertes ging ein in Cöln bis zum Beginne des XIX. Jahrhundertes erhaltenes Giebelhaus, dessen Front *Boisserée* giebt und das wir in Fig. 20 nachbilden. Bekanntlich sind aber dessen Aufnahmen nicht stets reine Aufnahmen, sondern auch Restaurations-Entwürfe. So flösst uns der Umstand einiges Bedenken ein, dass die Fenster des Erdgeschosses in solcher

40) Vergl. darüber das in Kap. 4 über die Rathäuser Gesagte.

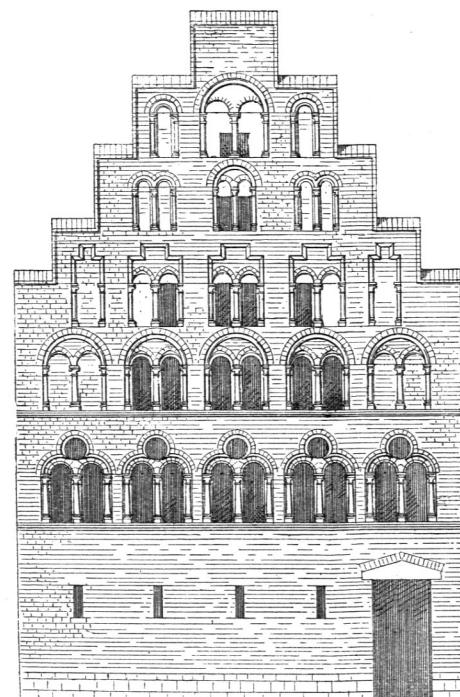
Fig. 20.

Giebelhaus zu Köln⁴¹⁾.

1/250 n. Gr.

Weise ursprünglich ausgebildet waren, falls das Gebäude, was wir allerdings nicht beurtheilen können, an offener Straße stand. Jene, welche sich im Beginne des XIII. Jahrhundertes ein solches Steinhaus, wenn es auch unbefestigt war, erbauen konnten, fassten den Begriff »Mein Haus ist meine Burg« doch nicht so auf, dass ihnen jeder Vorübergehende in das Fenster schauen oder gar einsteigen konnte, auch wenn sie die Thür verriegelt hatten. Anders stellt sich natürlich die Sache, wenn die Front nicht unmittelbar an der Straße stand, sondern durch eine Mauer gedeckt in einem Hofe. Das Fenster mit dreieckigem Schluss zu ebener Erde sieht aber doch nicht aus, als wenn es bloß eine Erfindung Boisserée's wäre. Solche hinter dem Hofe stehende Häuser schliessen an den Burgentypus an. Die späteren sog. Ritterburgen in Köln mögen die Nachfolger ähnlicher Anlagen sein, die schon im XII. Jahrhundert nicht dicht an der Straße lagen, und so mag auch dieses Haus ursprünglich einer solchen angehört haben.

Fig. 21.

Wohnhaus der Familie Overstolz zu Köln,
Templerhaus genannt⁴¹⁾.

1/250 n. Gr.

Etwas grösser in den Massen ist ein wohl nur wenig jüngeres, in der Rheinstraße zu Köln noch stehendes Haus, dessen 15 m breite Front wir in Fig. 21 gleichfalls nach den Aufnahmen Boisserée's wiedergeben; es soll das Haus der Patrizier-Familie Overstolz sein. Es liegt dicht an der Straße, und da wir wissen, dass das Erdgeschoß der Front neu ist, so nehmen wir bei diesem Hause als sicher an, dass Boisserée's Aufnahmen den Zustand des XIII. Jahrhundertes nicht wiedergeben. Hier befand sich jedenfalls nach der Straße zu ein Flur, der nicht mit grossen Fenstern versehen, sondern höchstens durch Schlitze beleuchtet war, hinter welchen der Besitzer des Hauses Armbrustschützen aufstellte, wenn seine demokratischen Mitbürger ungebärdig wurden. Ist doch ein Erdgeschoß ohne Fenster bis zum Schlusse des Mittelalters in allen Ländern das Zeichen gewesen, dass das Haus einen vornehmen Besitzer hatte.

Es waren in Köln bis in unsere Zeit etwa ein halbes Dutzend ähnlicher Häuser

⁴¹⁾ Nach: BOISSERÉE, S. Denkmale der Baukunst vom VII. bis XIII. Jahrhundert am Niederrhein. München 1833. S. 12 u. Taf. XXXIV u. XXXV.

erhalten, welche diesen ältesten Typus deutscher städtischer Steinhäuser zeigten; jetzt ist, so viel uns bekannt, außer dem *Overstolz'schen*, welches wohl stets das bedeutendste der ganzen Reihe war, da es lange schon im Volksmunde das Templerhaus hieß, also als etwas Besonderes angesehen wurde, nur noch der Mittelteil der Façade eines Hauses am alten Markte⁴²⁾ erhalten. Der Typus ist ja zum Theile aus der Natur der Sache selbst hervorgegangen. Alle älteren Häuser, so weit sie nicht als Handwerkerhäuser, die nach der Straße offene Werkstätten im Erdgeschoß hatten, anzusehen sind, sind unten möglichst fensterlos; wo wir grosse Fenster finden, sind sie später eingebrochen. Die oberen Geschosse dagegen zeigen Fenster an Fenster, um möglichst viel Licht in das Innere der tiefen Häuser zu bekommen. Es ging dies um so leichter an, als die Frontmauern nicht die Gebälke trugen, sondern die Balkenlagen parallel mit der Frontmauer gingen. Das Dach hatte eine Reihe von Stockwerken, um Wohn- und Lagerräume zu bieten; hier in unserem Beispiele, beim Hause *Overstolz*, ist über dem Erdgeschoß nur ein Vollgeschoß. Das Dach hat dagegen vier Abtheilungen. Es ist durch eine Windberge abgeschlossen, d. h. durch einen Giebel, welcher dem Wind den Zutritt in das Innere des Daches wehrt, so dass er sich nicht darin fangen kann, dasselbe also gegen den Wind birgt. Der treppenförmig aufsteigende Contour ist naturgemäß aus der horizontalen Lage der Steinschichten hervorgegangen; jeder Absatz konnte leicht gedeckt werden, ohne dass eine schräg aufsteigende Giebelabdeckung entweder nach unten schob oder eine complicirte treppenförmige Einbindung nötig machte. Während diese bei dem complicirter konstruierenden Kirchenbau massgebend blieb, hat der einfacher arbeitende Wohnbau den Treppengiebel bis zum Schlusse des Mittelalters und weit darüber hinaus bevorzugt. Es hat allerdings stets sein Bedenkliches, aus zu wenigen Beispielen Regeln ableiten zu wollen; aber wenn wir Fig. 20 mit Fig. 21 vergleichen, so scheint es uns doch nicht ganz zufällig, dass bei Fig. 20 die Absätze des Giebels viel kleiner sind, also im Ganzen noch die Schrägform mehr durchscheint, als bei Fig. 21, so dass man wohl annehmen kann, dass letztere uns schon eine weiter gehende Entwickelungsform zeigt. Wenn wir die letztere Form als die ältere zu betrachten hätten, läge es nahe, an die Ähnlichkeit mit Zinnen zu denken und die Entstehung des Treppengiebels im Kriegsbau zu suchen. Aber es sind uns doch keine nachweisbar so alten Treppengiebel auf Burgen erhalten. Wo wir sie abgebildet sehen, sind es entweder spätere Zusätze oder Restaurations-Entwürfe, deren Richtigkeit von uns nicht angefochten werden soll, aber doch nicht belegt ist. Wir glauben doch, dass der Treppengiebel dem städtischen Bürgerhausbaue entstamme, also in naturgemäßser Constructionsweise seinen Ursprung habe und nicht mit den Zinnen zusammenhänge; denn auch auf Burgen finden wir ihn ja gerade bei den unbewehrten Wohnbauten derselben, welche mit dem städtischen Wohnbau in Zusammenhang stehen. Wo wir je bei wirklich wehrhaften Bauten der älteren Zeit überhaupt ein Dach treffen, steht dasselbe nirgends in organischer Verbindung mit dem Hause; die Wehrplatte ist allenthalben die eigentliche Deckung des Hauses, das Dach nur als

⁴²⁾ Vergl.: Köln und seine Bauten. Festschrift zur VIII. Wanderversammlung deutscher Architekten- und Ingenieurvereine in Köln vom 12. bis 16. August 1888. Herausgegeben vom Architekten- und Ingenieurverein für Niederrhein und Westfalen. S. 83 u. 84, so wie Fig. 64 u. 65. — Bezüglich der letzteren Darstellung bemerken wir, dass, wie die Stellung der Fenster zeigt, ein Treppengiebel als ursprüngliche Anlage angenommen werden muss. Der oben horizontale, blinde und gezinnte Aufbau vor dem Dache an Stelle des Giebels ist in Köln wohl erst nach dem Ausgange des Mittelalters häufig geworden, als Nachahmung des im XV. Jahrhundert auch bei Bürgerhäusern, wie bei öffentlichen Gebäuden häufigen Zinnenkranses als Krönung der Façaden.

Provisorium aufgebracht, wenn auch als solches fast durchweg permanent erhalten. Ein provisorisches Dach hat aber wohl nirgends einen gemauerten Giebel erhalten.

In Italien hatte von jeher der Steinbau, anknüpfend noch an die antike Tradition, die Herrschaft gehabt; aber, was uns erhalten, mindestens was studirt ist und der Zeit vor Schluss des XII. Jahrhundertes angehört, entstammt ebenfalls nicht kleinbürgerlichen Verhältnissen. Es hatte zwar dort der demokratische Geist früher die Bevölkerung durchdrungen; die Bürgerschaft war früher zu Bedeutung gelangt; allein wie weit davon der Einzelne Nutzen zog, um die Mittel zu einem Wohnhausbau von architektonischer Bedeutung zu erlangen, können wir heute nicht beurtheilen; ja wir glauben annehmen zu müssen, dass dies überhaupt nicht der Fall war und dass auch in den demokratischen Gemeinden nur einzelne Wohlhabende in der Lage waren, ihren Häusern eine gewisse Bedeutung zu geben. Vielleicht war es etwas früher, wahrscheinlich aber noch später als in Deutschland, dass der Adel in den Städten auf seine Burgen und Thürme verzichtete. Als dies geschehen, baute er sich palasartige Anlagen, die mit Zinnen bewehrt, gegen Ueberfall ähnlichen Schutz boten, wie die Niederburg in Rüdesheim. Grofsartig war dagegen, lange bevor in Deutschland daran gedacht werden konnte, die Bauthätigkeit der Communen selbst. Die Rathhäuser und Kaufhäuser Italiens, in Massen ausgeführt, an welche man in Deutschland nicht denken konnte, gaben für alle nordischen Länder, für Frankreich und England eben so, wie für Deutschland, die Vorbilder, und es waren neben den kleineren Verhältnissen, welche solch umfangreiche Bauten nirgends in Frankreich oder Deutschland, selbst noch im Schlusse des XII. Jahrhundertes nicht in den niederländischen Handelsstädten, möglich machten, nur eigentlich klimatische Nöthigung und locale Traditionen, die zu Abweichungen von den italienischen Vorbildern nöthigten. Auch diese italienischen Vorbilder zeigen schon dasselbe Programm, wie wir es beim deutschen Rathause kennen gelernt haben, Saalbau und Thurm, zugleich aber auch die architektonische Annäherung an die dortigen Fürsten- und Adelsbauten, mit welchen sie wetteifern und die sie in Schatten stellen sollten. Auch bei ihnen zeigt sich etwas Burgenhaftes, Trotziges und Festes in der massigen Erscheinung, den einfachen grossen Linien des Ganzen, zugleich aber wieder ein Gegensatz in der leichten, theilweise phantastischen Durchbildung der Galerien-Architektur, wie sie vorzugsweise in den oberen Theilen herrschte, unmittelbar unter dem Zinnenkranze, welcher den oberen Abschluss bildete.

42.
Italien.

Ein eigenartiges Element tritt zunächst auch in Italien schon früh auf; es ist die Anordnung der Lauben, der der Straße entlang sich ziehenden offenen Pfeiler- und Säulenhallen. Es trat hier das Bedürfniss zu der von der Antike fortgeerbten Tradition der Säulenhallen vor grossen Gebäuden. Die Sommerhitze in den Straßen machte Schatten nöthig; der grosse Verkehr konnte von den engen Straßen allein nicht gefasst werden, daher die Vermehrung der Straßenbreite, welche nur auf Kosten des Erdgeschosses, nicht aber auch der oberen Stockwerke der Gebäude ging. In die architektonische Erscheinung brachten diese Lauben ungemeines Leben, und insbesondere die massigen unteren Theile der Gebäude wurden durch sie belebt. Hinter diesen Lauben war entweder die glatte, fensterlose Mauer, höchstens mit Schlitzen versehen, die für Bogen- oder Armbrustschützen dienten, oder es waren für den Marktverkehr bestimmte grosse gewölbte Räume, die außer jeder Verbindung mit dem Hause selbst standen, das nur seinen verhältnismässig kleinen und leicht zu vertheidigenden Eingang von außen hatte.

Bezüglich der Häuser aller jener, die weder eine Burg, noch einen grossen Palast ihr eigen nennen konnten, zeigt sich von Anfang an, d. h. so weit uns Reste erhalten sind, in der äusseren Gestaltung die charakteristische Erscheinung, dass man nicht danach strebte, das Haus zu einer fertigen kleineren Einheit zu gestalten, sondern eben einen Abschnitt eines grossen Palastes gab. Unter Umständen bildete bei schmaler Façade selbst ein einzelner Bogen einer Arcade und darüber in jedem Geschoße je ein galerieartiges Fenster ein Haus. Es sind uns allerdings bei der Blüthe, deren sich in späterer Zeit noch die Städte erfreuten, und den daraus sich ergebenden Umbauten kaum irgend wo solche Gebäude aus dem Schlusse des XII. oder Beginne des XIII. Jahrhundertes in derartiger Anzahl neben einander erhalten, dass wir feststellen könnten, ob etwa, wie dies heute bei uns Modernen wohl vor kommt, eine Anzahl derselben ein architektonisches Ganze bildete. Wir glauben indessen kaum, dass ein solcher Gedanke befolgt wurde, und dass die Einheit weiter ging, als sie sich eben ergiebt, wenn eine Reihe von Häusern für Leute mit gleichen Bedürfnissen, gleichen Anschaungen und gleichen Mitteln durch denselben Meister zu gleicher Zeit neben einander erbaut werden. Von den Wohnungen jener aber, die in ganz kleinen Verhältnissen lebten, wissen wir gar nichts.

^{43.}
Frankreich.
Angebliche
Bauten
des XI. Jahrh.

In Frankreich war, ähnlich wie in Italien, die Verfassung der Städte schon früher demokratisch, als in Deutschland; zudem war das Land in allen seinen Theilen vollständig mit römischen Anschaungen und mit römischen Bauwerken erfüllt gewesen, bevor Franken und Normannen davon Besitz genommen. So weit von Tradition die Rede sein konnte, gehörte diese also vom IX. bis XII. Jahrhundert dem Steinbau an; aber, ob nun die vorrömische Tradition noch tiefer gewurzelt war, oder ob die neuen Eroberer ihre Gewohnheiten mit folcher Energie zu den herrschenden zu machen wussten: der ganze nördliche Theil des Landes zeigt uns noch in späteren Jahrhunderten bei den städtischen Wohngebäuden den Holzbau in solchem Umfange angewandt, dass wir nicht daran zweifeln können, er sei dort mindestens im XI. und XII. Jahrhundert eben so heimisch gewesen, wie wir dies für Deutschland annehmen müssen, und der Steinbau sei auch dort von den höfischen und geistlichen Kreisen ausschliesslich geübt worden, bis er sich, vielleicht nur etwas rascher als in Deutschland, weitere Kreise eroberte. Vom Burgenbau wissen wir, dass er auch, wie in Deutschland, ursprünglich Holzbau war und dass erst später der Steinbau an dessen Stelle trat, und so können wir dies sicher auch beim Wohnhausbau annehmen. Es stimmt dies allerdings nicht mit den Theorien überein, welche *Viollet-le-Duc* entwickelt ⁴³⁾, der auf die gemischte Bauweise als eine Vermählung der beiden Traditionen hinweist. Indessen fehlen in Frankreich gerade so, wie in Deutschland, erhaltene Denkmäler, welche uns Gewissheit gäben. Die Reste, welche er in der Bourgogne, im Nivernais und in der oberen Champagne gefunden und sorgfältig untersucht haben will, müssten doch erst als solche des XI. Jahrhundertes nachgewiesen werden, bevor Schlüsse daraus zu ziehen wären. Es ist sehr dankenswerth, dass er es versucht hat, in seiner Fig. 3 des Artikels »*Maison*« daraus einen Typus des französischen Bürgerhauses des XI. Jahrhundertes zu konstruiren. Nur folche hypothetische Restaurierungen zeigen uns, ob unser Material wirklichen Werth hat und ob es genügt, ein Bild zu geben; wenn wir noch so viel Material in rohen Bruchstücken, wie es sich bietet, neben einander stellen, bekommen wir keinen richtigen Eindruck; wir müssen es

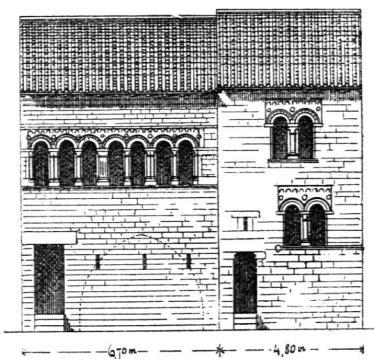
⁴³ In: *VIOLET-LE-DUC*, a. a. O., Bd. VI. Paris 1875. S. 214 ff.: Artikel »*Maison*«.

versuchen, dasselbe hypothetisch zu verbinden. Aber die Hypothese *Viollet-le-Duc's* hat nun doch keine Spur von Wahrscheinlichkeit für sich; so sah überhaupt nie ein mittelalterliches Haus aus, am wenigsten ein solches des XI. Jahrhundertes. Sie zeigt also, dass das Material bedeutungslos ist. Wozu aber überhaupt weit gehen? Frankreich ist ja in so manchen Fällen in der glücklichen Lage, dass sich dort ältere Elemente erhalten haben, als bei uns; so auch beim Holzbau für Wohnhäuser. Es war uns noch vor wenigen Jahrzehnten, wenn wir von norwegischen Beispielen abschauen, die hier kaum in Betracht kommen, gerade in Frankreich ein Exemplar von specifisch mittelalterlicher Fachwerk-Architektur in einem Wohnhause zu Dreux erhalten, von dem sofort die Rede sein wird, welches allerdings nicht mehr dem XI., wohl aber dem XII. Jahrhundert angehörte, und wenn wir in Deutschland aus Exemplaren des XIV. und XV. Jahrhundertes auf die ältere Zeit zurückschliessen müssen, so kann dies für Frankreich um so leichter aus einem Exemplar des XII. Jahrhundertes geschehen, das ja doch den Carolingischen, die wir aus den erwähnten norwegischen Traditionen kennen lernen, näher steht, als die deutschen mittelalterlichen Holzbauten. Wenn es überhaupt gelingen kann, einen Typus für ein französisches Wohhaus des XI. Jahrhundertes auf anderer Basis, als der des Hauses zu Dreux aufzustellen, so müssen die Studien von vorn beginnen. Aber wir glauben, es wird besser sein, einfach zu gestehen, dass wir vom französischen Bürgerhause des XI. Jahrhundertes eben so wenig Positives wissen, als vom deutschen.

Etwas günstiger, als in Deutschland, scheint der Vorrath des vorhandenen Materials zum Studium des bürgerlichen Wohnhausbaues für das XII. Jahrhundert in Frankreich zu stehen. *Viollet-le-Duc* kann bezüglich des Steinbaues auf eine Reihe von Häusern in der Stadt Cluny hinweisen, von welchen er in seinen Fig. 4 u. 5⁴⁴⁾

44.
Bauten
des XII. Jahrh.
in Cluny.

Fig. 22.

Wohnhäuser zu Cluny⁴⁴⁾.

1/500 n. Gr.

des gleichen Artikels ein ziemlich wohl erhalten auf uns gekommenes zur Veröffentlichung ausgewählt hat. Es ist das grössere Steinhaus von den beiden in Fig. 22 nach *Verdier* wiedergegebenen, welches indessen, nach unserer Meinung, einige nicht unwesentliche spätere Umgestaltungen erfahren haben muss, bevor es die Erscheinung erhielt, in welcher es *Viollet-le-Duc* wiedergiebt. Der grosse Spitzbogen des Erdgeschosses harmonirt durchaus nicht mit der marmornen Galerie-Architektur des Obergeschosses, von welcher wir nicht glauben, dass sie bestimmt war, das Haus eines einfachen bürgerlichen Handwerkers zu zieren, der da unten in der Werkstatt hantirte; *Viollet-le-Duc* geht offenbar von der ganz

falschen Voraussetzung aus, dass sein Handwerker dort einen Laden gehabt, unter dessen Thür er wartend gestanden, bis Kunden kamen. Wir vermuten in dem Hause das Besitzthum eines Wohlhabenderen⁴⁵⁾, an der Stelle des Spitzbogens ursprünglich eine

⁴⁴⁾ A. a. O., S. 222 u. 224.

⁴⁵⁾ Etwa eines Kaufmannes. Aber diese hatten auch keine Läden, nur geschlossene Waarenlager, wozu in erster Linie der Flur diente. Kaufläden in unserem Sinne, wenn auch sehr primitiv, hatten nur die Krämer.

Uebrigens sind die Häuser zu Cluny eingehender behandelt von *Verdier* in dem Aufsatze: *Maisons à Cluny, douzième, treizième et quatorzième siècles*. 8 Tafeln in dem nachstehend bezeichneten Sammelwerke: *VERDIER, A. & F. CATTOIS. Architecture civile et domestique au moyen-âge et à la Renaissance*. Paris 1864. Bd. I, S. 69 u. ff. Der Verfasser gibt darin 9 romanische Hausfassaden und bezeichnet im Plane etwa ein Viertelhundert mindestens damals, hoffentlich auch heute noch vorhandener Wohnhäuser des XII. Jahrhundertes.

massive Wand, hinter ihr den Flur, der nach der Straße geschlossen war. Das ganze Haus, wie es *Viollet-le-Duc* giebt, mit Vorder-, Hinterhaus und Höfchen macht durchaus nicht den Eindruck, als ob es das Besitzthum eines Handwerkers im XII. Jahrhundert gewesen sei, am wenigsten in der Stadt Cluny, wo im XII. Jahrhundert hinter den Mauern des Stiftes vorzügliche Handwerker und Künstler fassen und jene in der Stadt nur eben das zu arbeiten hatten, was für die des Stiftes zu gering war. Im XIV. Jahrhundert mögen die Verhältnisse andere geworden sein; da mag das Haus in die Hände eines Arbeiters übergegangen sein, welcher den Flur, das Waarenlager des Kaufmannes, durch den großen Spitzbogen öffnete und seine Werkstätte dort einrichtete, in derselben aber arbeitete, nicht unter der Thür stand, wenn er seine Familie ernähren wollte. Das Haus indeffen, wem es auch ursprünglich gehört haben mag, ist doch wesentlich tiefer, als breit, ohne dass versucht ist, das Dach der Tiefe nach zu legen. Es kehrt vielmehr die Traufe nach der Straße und dem Hofe; die Façade erscheint eben so, wie die italienischen Privathäuser, ein Stück eines größeren Palastes. Auf die Einrichtung mehrerer Geschoße im Dache ist verzichtet.

45.
Häuser
zu Dreux und
Montreal;
XII. (?) u. XIII.
Jahrhundert.

Man möge unsre Bemerkungen nicht so auffassen, als sei es uns darum zu thun, an den Arbeiten des von uns so sehr verehrten Meisters *Viollet-le-Duc* zu nörgeln. Wir wollen nur eben versuchen, im Interesse der Wahrheit Einzelnes richtig zu stellen, und zwar blos deshalb, weil wir nicht glauben können, dass die Verhältnisse in Frankreich schon so früh, als er annimmt, modern entwickelt waren. Wenn wir auch gern glauben, dass das Frankreich des XII. Jahrhundertes demokratischer war, als Deutschland, so glauben wir doch nicht, dass der Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich im XII. Jahrhundert schon so beträchtlich gewesen sein könne, als dies nach seiner Darstellung der Fall sein müßte. Durchaus keinen Zweifel hegen wir bezüglich eines ganz kleinen hölzernen Hauses, das 1834 in Dreux abgetragen, während dieser Zeit aber noch von *Viollet-le-Duc* gezeichnet wurde. Ob etwa statt das XII. das XIII. Jahrhundert anzunehmen wäre⁴⁶⁾? Gerade so denken wir uns, nur mit Giebel, auch die kleinen deutschen Stadthäuser jener Zeit. Er giebt nun als Fig. 6 u. 7⁴⁷⁾ ein Haus, welches aus dem Beginne des XIII. Jahrhundertes stammt, ein Doppelhaus für 2 Familien aus der kleinen Stadt Montreal (Yonne), das in deutscher Weise den Giebel nach der Straße kehrt, obwohl es nicht so tief ist als breit, sondern gerade durch diese Construction wieder der Giebel an der breiteren Seite des Daches liegt. Da es, wie *Viollet-le-Duc* angiebt, noch ziemlich wohl erhalten da steht, so wollen wir nur bemerken, dass uns die Giebel-Construction einigermaßen befremdlich vorkommt, noch mehr aber der Umstand, dass gar nicht versucht ist, durch entsprechenden Dachbau Raum zu gewinnen. Da es als Typus vorgeführt wird, so muss die Beschaffung weiteren Raumes trotz der Kleinheit der Bürgerhäuser in Montreal nicht nötig gewesen sein.

46.
Südfranzösische
Häuser
des
XIII. Jahrh.

In den südlichen Theilen Frankreichs ist eine Reihe steinerner Häuser aus der Mitte des XIII. Jahrhundertes erhalten, welche lebhaft an die italienischen Bauten erinnern. Ein in der kleinen Stadt St. Antonin (Tarn-et-Garonne) am Hauptplatze stehendes Haus, das einer Anzahl gleichartiger angehört, ist bei *Viollet-le-Duc*⁴⁸⁾ als Fig. 8 in dem erwähnten Artikel abgebildet. Es hat zu ebener Erde Lauben,

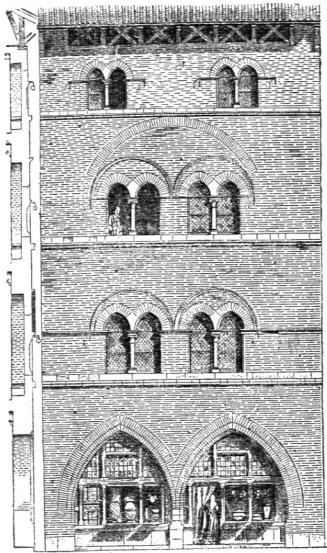
⁴⁶⁾ A. a. O., S. 225 u. 226.

⁴⁷⁾ Ebenda, S. 229.

⁴⁸⁾ Siehe a. a. O., S. 228.

von denen auf die Frontlänge des Hauses (10 m) drei spitzbogige Stellungen mit viereckigen Pfeilern treffen. Im I. und II. Obergeschoß steht je eine Fenstergalerie von 8 spitzbogigen Öffnungen, die wechselweise durch Pfeiler und Säulen getrennt sind, eine Palas-Architektur, das Ganze wie ein Stück der Front eines großen Gebäudes erscheinend, die das Motiv, etwa mit anderen wechselnd, mehrmals wiederholte.

Fig. 23.

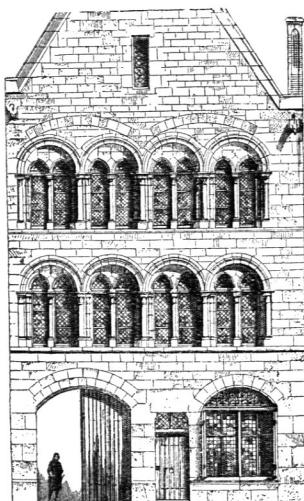
Haus zu Caussade⁴⁹⁾.

Aehnlich italienisch ist ein Haus von Caussade (ebenfalls Tarn-et-Garonne), von welchem wir in Fig. 23 die $8,5\text{ m}$ lange hohe Fronte nach *Viollet-le-Duc*⁴⁹⁾ mit seiner Bemerkung wiedergeben, dass das Erdgeschoß und das I. Obergeschoß im späteren Mittelalter umgebaut und hier nach seiner Restauration veröffentlicht sind. Obwohl er unten den Verkaufsladen eines Handwerkers annimmt, können wir doch nicht denken, dass das Haus, welches in jedem Stockwerke einen großen, nahezu quadratischen Saal und ein kleineres Zimmer, im III. Obergeschoß 3 Zimmer neben der Treppe enthält, ein Handwerkerhaus ist, so demokratisch auch die Verfassung der kleinen Stadt gewesen sein mag.

Ganz anders im Charakter tritt uns ein Haus entgegen, welches in Amiens in der Straße St. Martin steht, bei welchem allerdings, wie bei so vielen deutschen Baudenkmälern, das Erdgeschoß ebenfalls verändert ist. Wir geben in Fig. 24 das Haus wieder⁵⁰⁾; ob aber *Viollet-le-Duc's* Restauration dieses Erdgeschoßes richtig ist?

47.
Haus
zu Amiens.

Fig. 24.

Haus zu Amiens⁵⁰⁾.

Das Haus kehrt den Giebel nach der Straße, hat im I. und II. Obergeschoß je 4 dicht an einander geschobene Doppelfenster mit reizender Säulen-Architektur, wie sie ganz ähnlich, vielleicht unter dem Einflus des Hauses zu Amiens, entstanden, sich an deutschen Häusern zu Trier und anderwärts findet. Der nach der Straße gekehrte Giebel erinnert ebenfalls an deutsche Weise. Solcher Häuser finden sich manche auch in anderen französischen Städten, so in Beauvais und Soissons. Es lässt sich nicht leugnen, dass dieser Typus mit jenem der Cölner Häuser zusammenhängt und gewiss auch wie jene nicht gerade für kleinbürgerliche Verhältnisse berechnet ist. Wie kleinbürgerliche Verhältnisse in Frankreich in Bezug auf die Wohnräume aussehen, können wir nicht aus einem Hause erkennen, das solch reiche, also auch theuere Fenster-Architektur und solche Massen hat, die bei uns eben den reichen Mann anzeigen. Wenn sein Haus aus Montréal vielleicht auch in der Architektur nicht ganz richtig restaurirt dargestellt ist, so ist es doch das einzige, welches den Massen nach zu kleinbürgerlichen Verhältnissen passt.

⁴⁹⁾ Nach ebenda, S. 235, Fig. 10.

⁵⁰⁾ Nach ebenda, S. 234, Fig. 9bis.

Es trifft damit auch einigermaßen mit jenem französischen zusammen, von welchem wir unten werden zu sprechen haben, das einige hundert Jahre jünger ist, aber in den Massen etwa auch mit den deutschen Handwerkerhäusern übereinstimmt.

Wir sind auch hier am Schlusse der Periode angelangt; aber was wir in Frankreich an Wohnbauten erhalten gefunden haben, gehört den Kreisen Wohlhabender an, gerade so, wie in Deutschland und Italien.

4. Kapitel.

Die fürstlichen Palastbauten von der Mitte des XIII. Jahrhundertes bis zum Schlusse des XV. und die von ihnen abgeleiteten Rathäuser, Kaufhäuser und andere Anlagen dieser Zeit.

^{48.}
Französische
Palastbauten
des XIII.
Jahrhundertes.

Wir haben mit Art. 26 (S. 27) die Besprechung der Palasbauten in dem Augenblick abgebrochen, als gerade der Schluss der alten deutschen Herrlichkeit sich vorbereitete, als das Kaiserthum im Untergehen begriffen war, die Landeshoheit der Fürsten festen Boden gewonnen hatte, in der Zeit, als Frankreich auf dem Gebiete der Cultur tonangebend war und eben im Begriffe stand, in Kunst und Wissenschaft die glänzendsten Blüthen zu entwickeln, wo es eben auf dem Gebiete der Baukunst die herrlichsten Werke hervorbrachte. Auch Frankreich war seit *Carl des Grossen* Weltreich ein Lehenstaat; auch dort sammelten sich um den König die Vasallen, welche, gleich wie in Deutschland die Länder, mit denen sie beliehen waren, im Namen des Königs regierten, aber, wie damals Jedermann, nach Selbständigkeit strebten, wenn es ihnen auch nicht gelang, das Königthum seiner Macht und damit seiner Bedeutung zu entkleiden, wie es mit dem Kaiserthume ergangen war. Damit war auch eine gewisse Aehnlichkeit in der Anlage und Bedeutung der Königsburgen mit den Burgen der deutschen Grossen und den Kaiserburgen selbstverständlich; beruhten ja doch die deutschen, wie die französischen auf dem gemeinsamen Boden der Carolingischen und selbst antiken Vorbilder, gleich den Institutionen, welchen beide Ausdruck gaben. Es scheint jedoch nicht, dass in Frankreich ältere Bauten solcher Art erhalten sind, die als Parallelen zu den von uns betrachteten deutschen gelten könnten.

^{49.}
Palas
als
ausgesprochener
Saal.

Anders wird das Verhältniss mit dem Beginne des XIII. Jahrhundertes. Der Palast der Könige von Frankreich erfuhr gerade im XIII. Jahrhundert einen wesentlichen Umbau seiner Haupttheile. Der Palas, die grosse königliche Halle, wurde dabei zum geschlossenen Saalbau in verwandter Weise, aber grossartiger und monumental, als die vorausgehenden und gleichzeitigen deutschen. Wir verweisen auf *Viollet-le-Duc's Artikel »Palais« am Eingange des VII. Bandes seines »Dictionnaire raisonné etc.«.*

Ein anderes Beispiel giebt er uns im Artikel »*Salle*«⁵¹⁾ vom Palasbau des Schlosses Montargis, einem Bau, der in grossartigen Massen gerade jene Reihe fortsetzt, welche wir oben besprochen haben.

Auch hier im Erdgeschoß ein Saal für die Mannschaft, allerdings auch in Frankreich damals nicht mehr die Blüthe der Ritterschaft, sondern Soldaten, wie die römischen Prätorianer, aber vornehme

⁵¹⁾ Ebendaſ., Bd. VIII. Paris 1866. S. 77.

junge Männer immerhin, die eine architektonische Ausbildung des ihnen zugewiesenen Raumes als selbstverständlich verlangten, welcher denn auch auf einer Reihe von gegliederten Pfeilern, die ihn in zwei Schiffe trennen, mit Gurten und Kreuzrippen gegliederte elegante Kreuzgewölbe zeigt. Eine Freitreppe, bei welcher von drei Seiten her Läufe nach einem Podest zusammentreffen, nach der vierten aber der Hauptlauf weiter aufsteigt, führt vom Hofe zum Obergeschoß. Der Saal des Obergeschoßes, welcher noch die Bezeichnung *Malbergium* führt, ist mit Fenstern ringsum versehen, also vollständig geschlossen; er hat auch keine Untertheilung in zwei Schiffe mehr, sondern trägt auf hohen Mauern eine in das Dach gehende tonnenförmige Holz-Construction. Es ist beinahe ein Kirchenschiff, welches wir hier sehen, und wir können sagen, dass mit diesem Bau die Entwicklung des Saalbaues ihre Höhe erreicht hat.

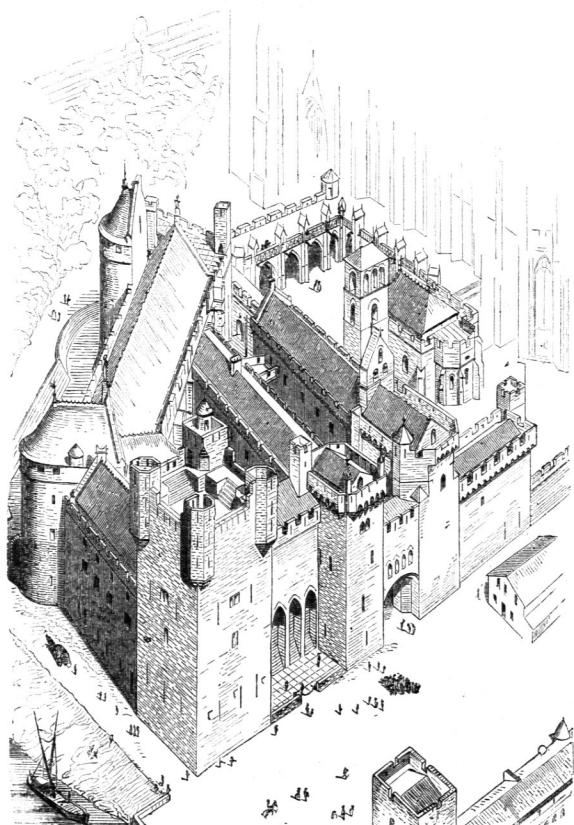
Von Vertheidigungsmärsregeln nur Andeutungen. Was in dieser Beziehung in Kap. 2 über den deutschen Palas gesagt ist, gilt auch vom französischen. So finden sich denn auch andere Saalbauten, z. B. jener bei der Kathedrale zu Sens, ohne irgend welche kriegerische Vorkehrung.

Wir haben jedoch auch in Frankreich Palastbauten des XIII. und XIV. Jahrhundertes in jenem umfassenderen Sinne, welche eigentlich als Burgen aufzufassen sind, welche wir jedoch besser feste Häuser nennen, weil eben nur einzelne

Vertheidigungsmärsregeln gegen einen Ueberfall getroffen sind, nicht die Abwehr einer langen Belagerung vorgesehen ist. So der Palast des Erzbischofs zu Narbonne (Fig. 25) neben der dortigen Kathedrale⁵²⁾, der bischöfliche Palast zu Laon⁵³⁾, welcher unmittelbar hinter der Stadtmauer lag, so dass dessen Zinnenkranz auch noch zur Vertheidigung der letzteren beitragen konnte. Von diesem Zinnenkranze aber abgesehen ist er ein friedliches Bauwerk, welches nur wieder ein befestigtes Eingangsthür hatte; es waren also auch hier bloß Märsregeln, die nur gegen einen plötzlichen Ueberfall, nicht gegen eine Belagerung schützen sollten, oder die das Gebäude nicht zur eigenen, sondern zur Gesamtvertheidigung der Stadt in Folge seiner Lage zu leisten hatte. Auch hier sei noch des erzbischöflichen Palastes zu Paris gedacht, welchen wir im vorhergehenden Hefte (Fig. 122, S. 188) dieses »Handbuches« abgebildet

50.
Burgenartige
Paläste.

Fig. 25.



Palast des Erzbischofs zu Narbonne⁵²⁾.

haben. — In solcher Art ist auch der grossartige »Palast« der Päpste zu Avignon⁵⁴⁾ ausgestattet, durchaus zwar mit Fenstern versehen, mit Sälen und Räumen aller Art,

⁵²⁾ Nach: VIOLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. VII. Paris 1875. S. 22 ff.

⁵³⁾ Siehe ebenda, S. 18 ff.

⁵⁴⁾ Siehe ebenda, S. 24 ff.

wie sie der päpstliche Hof nöthig hatte, aber doch mit Zinnen, Wehrgängen und Wehrplatten überall, vor Allem mit befestigten Zugängen und mit Vormauern.

Auch die Burgen selbst wurden zu jener Zeit in stets ausgedehnterer Weise mit friedlichen Gebäuden versehen. Sie näherten sich wieder den Palastbauten des VI. bis XI. Jahrhundertes. In diesen Palästen finden wir dann solche Palas- oder Saalbauten, wie auf den eigentlichen Burgen des XI. und XII. Jahrhundertes.

Bereits im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches« ist bei Betrachtung der Schlösser von Coucy, Pierrefonds u. a. auf dieses Verhältniß aufmerksam gemacht worden. Während dieselben nach außen noch immer Burgen sind, in welchen bloß einzelne friedliche Gebäude über die Mauer wegfsehen, sind solche gegen den Hof durchaus festliche Paläste mit grossen Sälen, deren Rückwand gerade die Vertheidigungslinie bildet und deren Dachrand den ringsum laufenden Wehrgang enthält. Es ist also die Vertheidigung in die Wohngebäude und Festräume selbst verlegt; doch ist damit der Festigkeit als solcher wenig Abbruch gethan; es sind ja nur die Mauern erhöht; Außenmauern konnten noch immer eine zweite Vertheidigungslinie bilden, wie dies auch in Pierrefonds der Fall war.

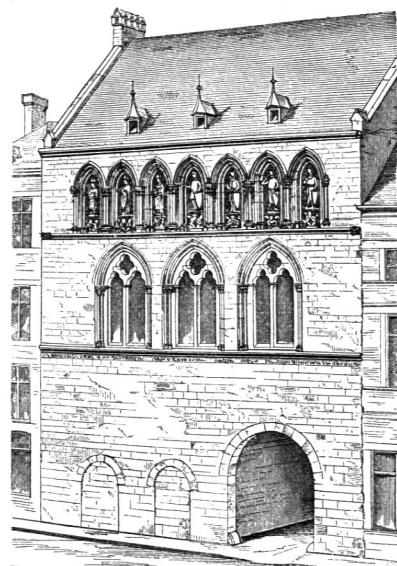
Diese glänzende Entwicklung der Saalbauten in Frankreich konnte nicht ohne Einfluss auf die gleichzeitigen deutschen bleiben. Selten zwar erreichen die Massen außergewöhnliche Dimensionen; ein deutscher Landesfürst war doch noch immer nicht König von Frankreich; sein Hof erreichte selten eine über seine Landesgrenzen hinausgehende Bedeutung.

Ja wir müssen die Betrachtung der deutschen Palastbauten mit einem sehr kleinen Bau wieder beginnen, mit der Curie des deutschen Königs *Richard von Cornwallis* zu Aachen aus der Mitte des XIII. Jahrhundertes (Fig. 26). Aber der deutsche König hatte damals solch geringe Macht, dass seine Curie, deren Saalbau noch erhalten ist, nicht über das Mass eines mittleren Bürgerhauses hinausgeht, in denen wir ja auch Säle finden; nur ist doch hier ein Saal von beträchtlicher Höhe angelegt. Die Wohnräume haben wir in einem anstoßenden Seitengebäude des Hofes zu suchen. Im Uebrigen steht die Curie wie ein bürgerliches Wohnhaus an der Straße zwischen anderen, die wenigstens heute solche sind, und hat auch ganz das Aussehen eines mittelgrossen Wohnhauses, welches ein nicht gerade ganz einfacher Bürger sich erbaut hatte. Das Erdgeschoß, der traditionelle Raum für das Gefolge unter dem Saale, ist hier fensterlos nach der Straße; der Saal des Obergeschoßes hat 3 Masswerkfenster frühester Construction; darüber stehen 7 Nischen mit den Standbildern der 7 Kurfürsten. Bemerkenswerth ist, dass der deutsche König aus englischem Geschlechte nicht den Kaiser zu den Kurfürsten stellte. Sah er die Kaiserwürde damals als erloschen an?

Im XIII. Jahrhundert hatte der Hof der Landgrafen von Hessen eine gewisse Bedeutung erlangt, als der deutsche Orden unter Landgraf *Konrad*, welcher dem-

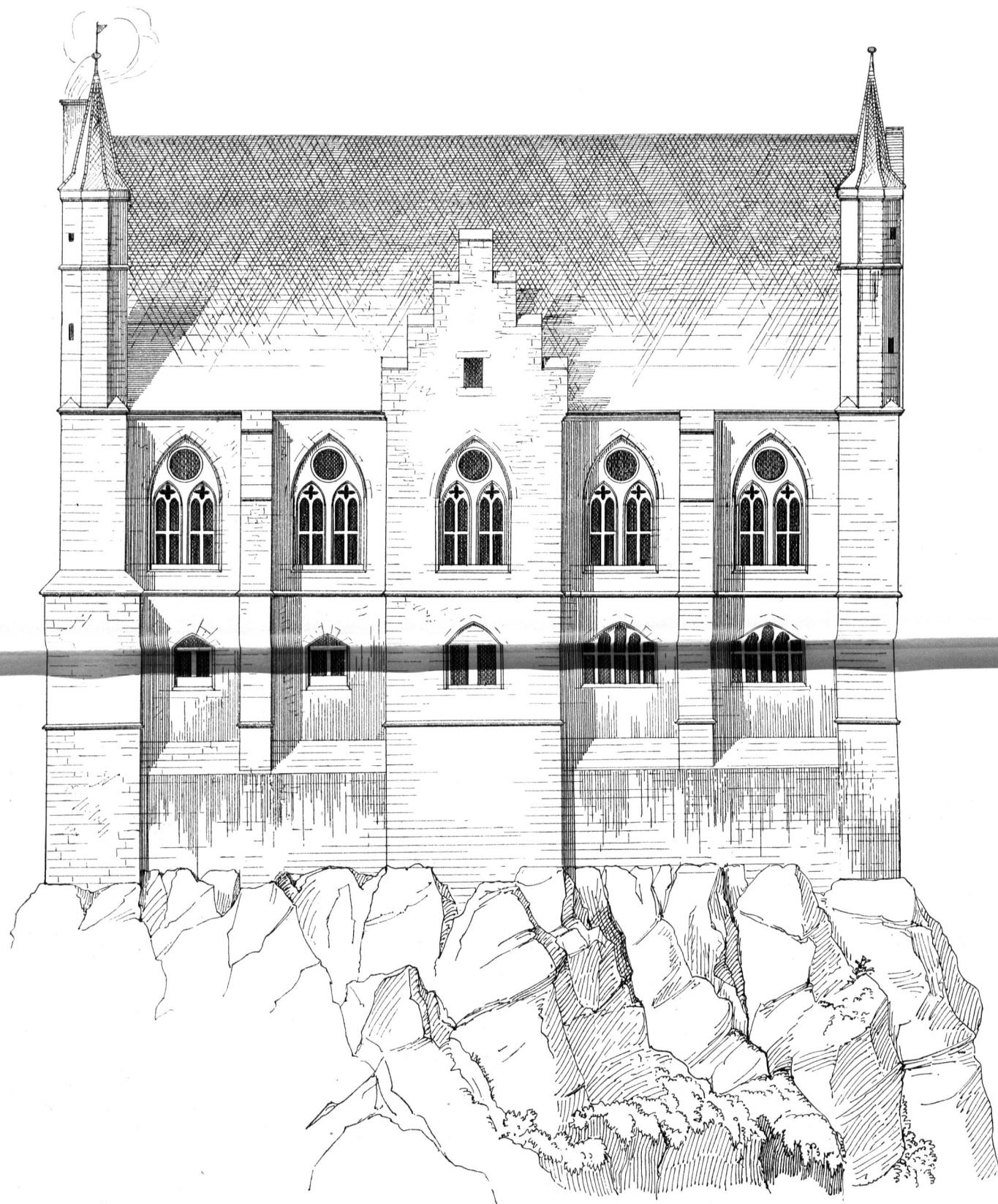
51.
Curie
des deutschen
Königs
zu Aachen.

Fig. 26.



Curie Richards von Cornwallis zu Aachen.

52.
Schloss
zu Marburg.

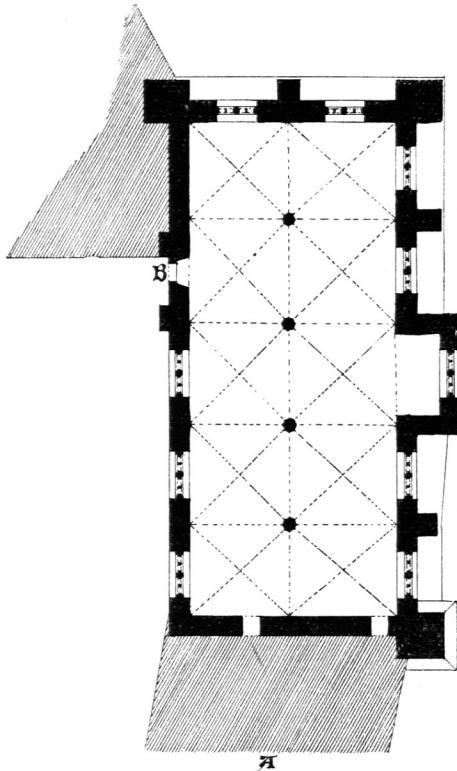


1:250
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15

Palas des Schlosses zu Marburg.

selben als Hochmeister vorstand, zu Marburg einen seiner Hauptsitze aufgeschlagen und ein glänzendes Leben dahin gebracht hatte. Landgraf Heinrich I., der Enkel der heiligen Elisabeth, errichtete daher auf der die Stadt beherrschenden Burg um

Fig. 27.

Palastbau Heinrichs I. zu Marburg⁵⁵⁾.

1:500 n. Gr.

muthen, dass es keine Brücke, sondern eine Freitreppe war, die hier emporführte, vielleicht von Holz, wie beim Palas zu Nürnberg.

Als der deutsche Orden seine Macht im Morgenlande schwinden sah, und die Verlegung seines Sitzes nach Europa nötig war, verfügte er über ein großes Vermögen. Sein Grofs- und Hochmeister war ein mächtiger Fürst, welcher in keinem anderen Fürsten Land als Unterthan leben konnte und deshalb an den Hauptort der neuen Thätigkeit des Ordens, nach der Marienburg, seinen Sitz verlegte, wo er Landesfürst war. Es fehlte ihm nicht an Mitteln, seine Residenz glanzvoll auszustatten, und wie die Burg in ihrer Anlage mit den größten Fürstenburgen wett-eifert⁵⁷⁾, so thaten es auch die Räume für den Grofsmeister und seine Ritter an Umfang und Pracht. Ein eigentlicher Palasbau ist dort allerdings nicht vorhanden. Der Ritterorden hatte eine geistliche Organisation, und wie es oben von den Klöstern ausgesprochen ist, so war es auch hier der Fall, dass zwei Räume sich in die Auf-

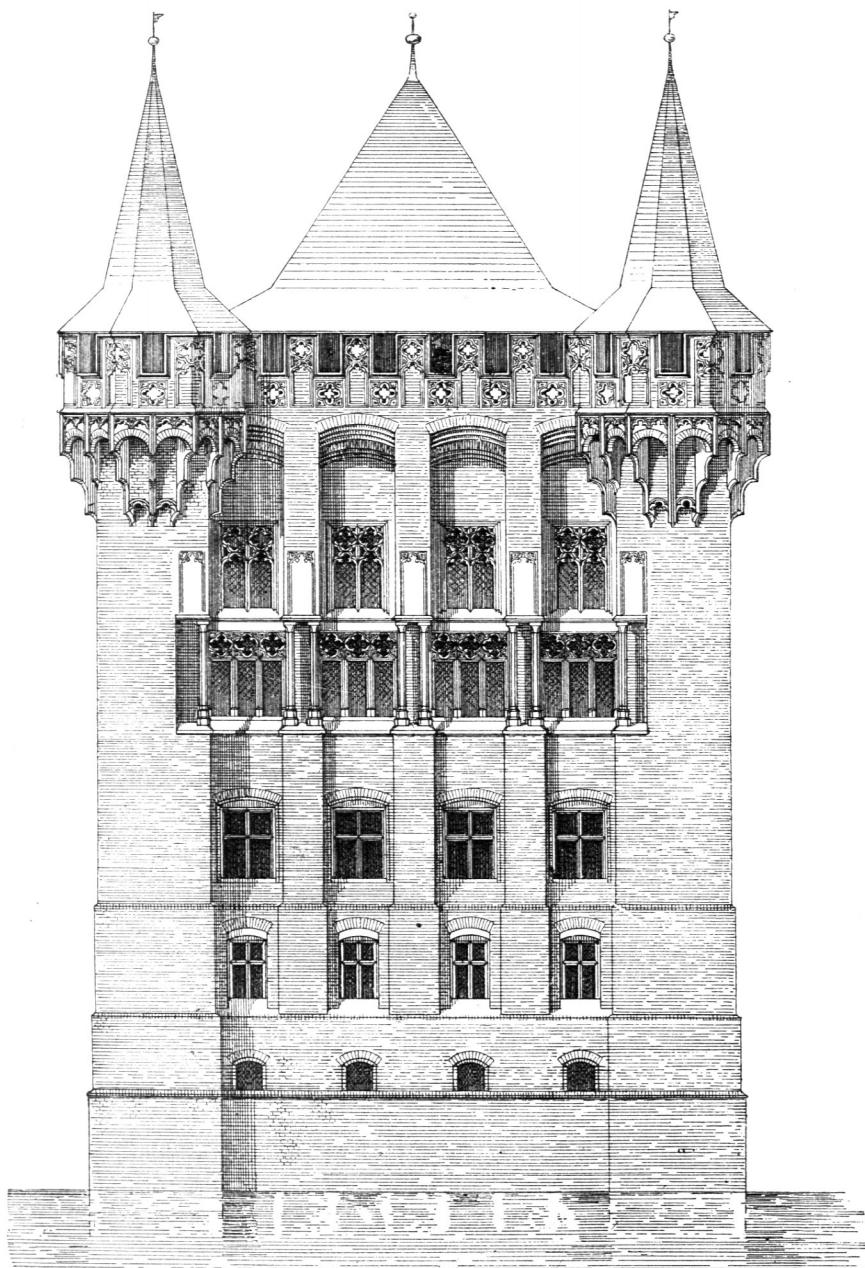
53.
Wohnbauten
der
Marienburg.

⁵⁵⁾ Nach: Mittelalterliche Baudenkmale in Kurhessen, herausgegeben von dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Lief. 1: Die Schloßkapelle und der Ritteraal zu Marburg, bearbeitet von H. v. Dehn-Rothfelser. Kassel 1862. S. 2.

⁵⁶⁾ Zum Aufzeichnen unserer Figur wurde noch benutzt: KALLENBACH, G. G. Atlas zur Geschichte der deutsch-mittelalterlichen Baukunst. München 1847. Taf. XXXIII.

⁵⁷⁾ Siehe das vorhergehende Heft (S. 136) dieses »Handbuches«.

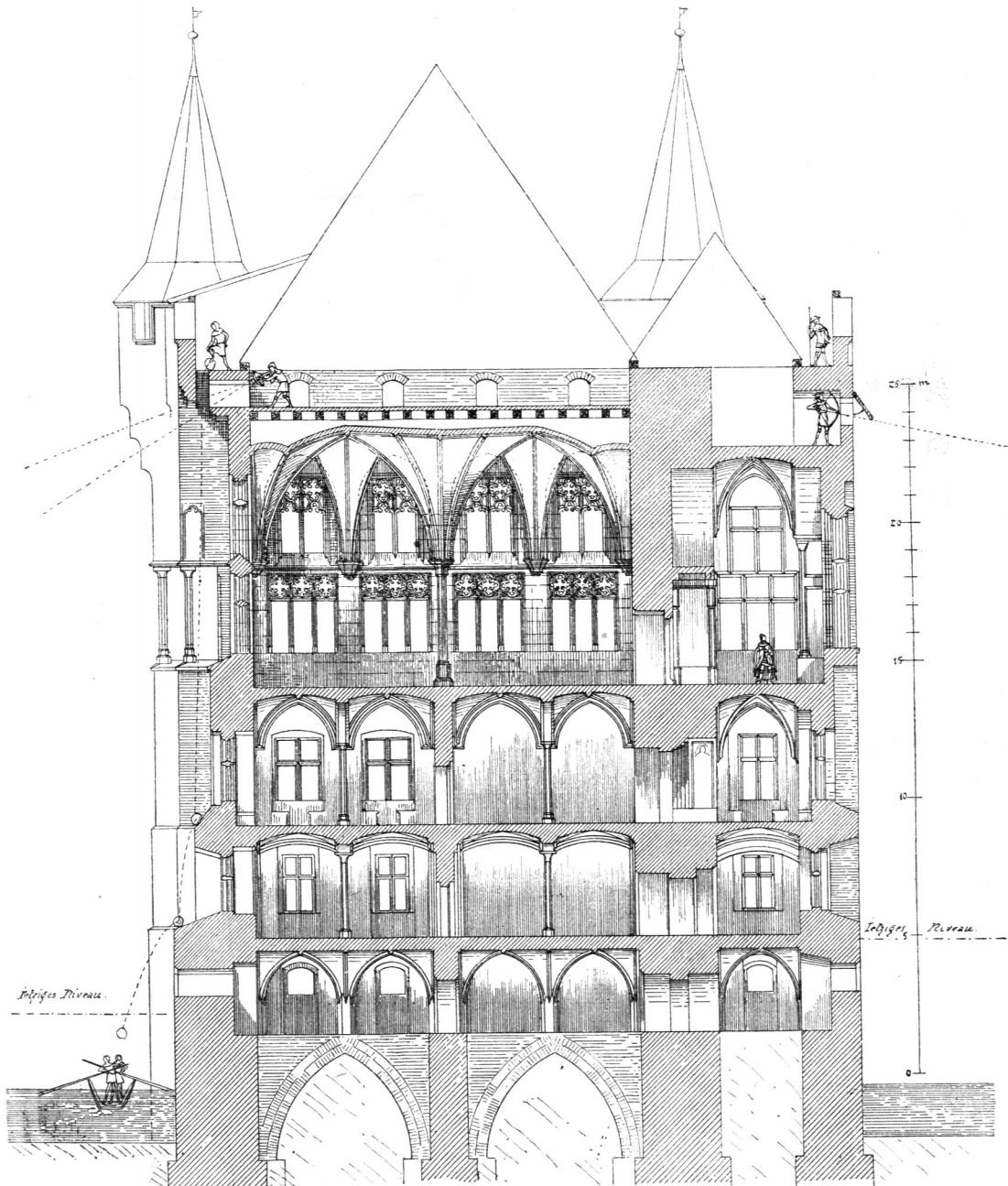
Fig. 28.



Ansicht.

Hochmeisterswohnung

Fig. 29.



Schnitt.

der Marienburg.

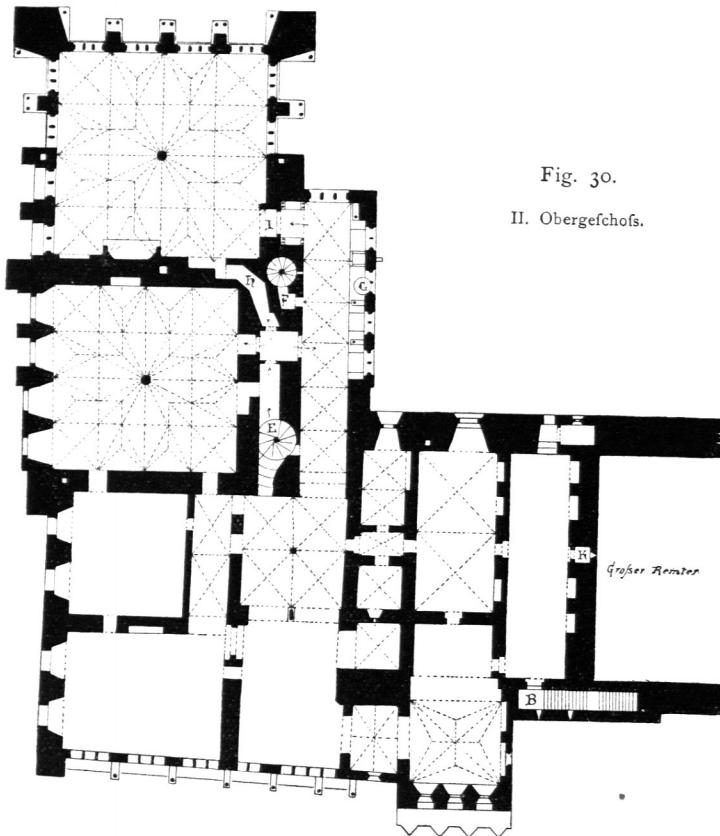
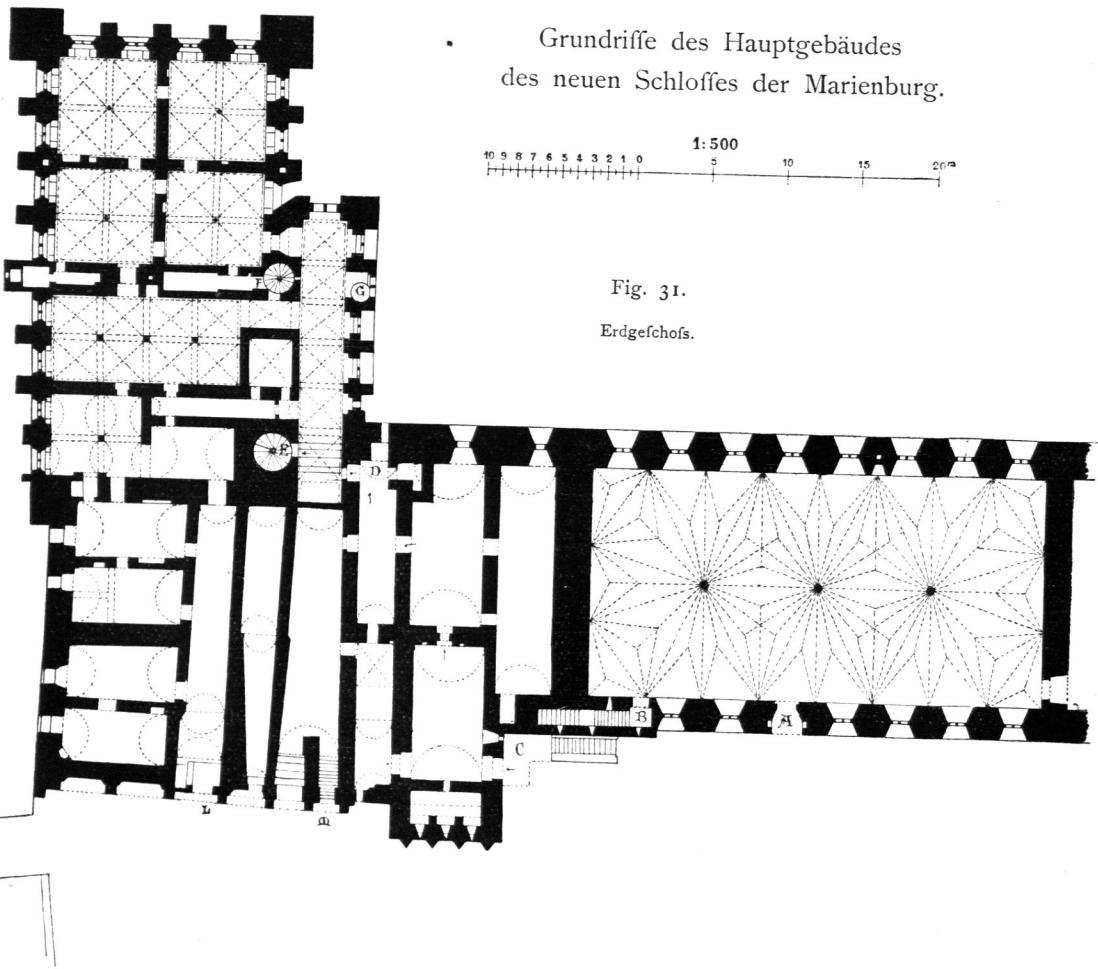


Fig. 30.

II. Obergeschoß.



Grundrisse des Hauptgebäudes
des neuen Schlosses der Marienburg.

1:500

Fig. 31.

Erdgeschoß.

gaben theilten, welche sonst die groſſe Halle des Palas hatte, der Kapitelsaal und der Remter.

Der Kapitelsaal war anschließend an die Capelle im alten Schloſſe untergebracht, der Remter im neuen, anschließend an jenen Bau, welcher des Hochmeisters Kemnate umfaßte. Der Kapitelsaal ist ein mit reichen Gewölben bedeckter kirchenartiger Raum. Der gleichfalls gewölbte groſſe Remter der Ritter dagegen hat ein rein weltlich feſtliches Gepräge. Eine Erinnerung noch an die alten Palashallen bildet die zweischiffige Anlage delfselben; doch sind die drei Säulen so dünn und so weit gestellt, daß sie kaum bemerkbar werden, daß der Raum nicht wie ein zweischiffiger wirkt, sondern eine mächtige Einheit bildet. Der Eingang zu demselben geht direct vom Hofe aus. Wenn wir uns die alten Niveauverhältnisse reconſtruiren, so muß eine, wenn auch nicht gerade bedeutende Freitreppe ſich davor befunden haben. Der Saal hat auch, was ja bei der Härte und langen Dauer eines preuſiſchen Winters nicht anders zu erwarten iſt, eine eigene Heizanlage im Keller, von welcher unten als von einer Vorgängerin der modernen Luftheizungen die Rede ſein wird. Vorzugsweise iſt es die Wölbung, welche den Eindruck beherrscht und den Saal zu einer der groſſartigsten Erscheinungen der mittelalterlichen Architektur macht. Wir haben ſchon auf S. 183 des vorhergehenden Heftes dieses »Handbuches« den Grundriß im Anſchlufſe an die Hochmeifterswohnung gegeben und wiederholen hier in Fig. 28 bis 31 die Grundrisse der letzteren nebst Anſicht und Durchſchnitt; denn wir müſſen doch auch bei den Wohngebäuden delfselben gedenken, nachdem wir ſie dort, um ihrer Vertheidigungsmafsregeln willen beſtrachtet haben.

Der Hochmeifter hatte keine Familie; für feine eigene Person und perſönliche Bedienung hatte er also nicht viele Räume nöthig; ihm genügte demnach, was im II. Obergeschoß jener Kemnate Raum fand; aber es mußten Räume darunter ſein, die zugleich als Repräsentationsräume erschienen. Es war insbesondere der Prunksaal, welcher, unter dem Namen Hochmeifters-Remter bekannt, weit über das übrige Gebäude vorspringt, nicht etwa lediglich der angenehmen Ausicht wegen, ſondern weil von dort die ganze Nogat-Seite überblickt werden kann, vom Wehrgange aus fast die gefammtē Burg, und weil bei dieser vorgeschobenen Lage auch der natürliche Hauptangriffspunkt des Feindes, die Nogat-Brücke und der Haupteingang der Burg, das Wafferthor, mit vertheidigt werden konnte. Wir dürfen überhaupt diesen Wohnbau als den Nachfolger der alten *Donjons* anſehen, die ja, eben weil ſie als letzte Zufluchtsstätte bei Eroberung der Burg dienten, die Wohnung des Burgherrn enthielten, nichts desto weniger auch an jene Stelle geschoben wurden, an der ſie von vornherein am meiſten zur Vertheidigung der Burg beitragen konnten. Aber der *Donjon* iſt hier allerdings kein fo recht trotziger Kriegsbau mehr; er iſt vielmehr ein prunkvoller und bequemer Wohnbau, nicht thurmartig erhoben mehr, wenn ſchon die Herrenwohnung hoch gelegen iſt. Was ihm in erster Linie an Bequemlichkeit abgeht, iſt wohl kaum aus kriegerischen Rückſichten fo angeordnet, vielleicht aber aus folchen der häuſlichen Sicherheit. Es iſt dies die Treppenanlage. Für uns moderne Menschen iſt es im höchſten Grade auffallend, daß der mächtige Fürſt, welcher ſich mit fo hohem entwickeltem baulichen Luxus hoch oben jene Prunkräume ſchuf, mit zwei verhältnismäßig engen Wendeltreppen ſich begnügte und alle ſeine Gäste, welche er dort zu empfangen hatte, ſich ebenfalls mit diesen bescheidenen Zugängen begnügen mußten. Diese Treppen führen von tief unten vom Keller bis zur Wohnung empor. Der Zugang vom Hofe geschah über eine Freitreppe bei C; bei D gelangte man in den Bau ſelbst zur Treppe E und weiter im Gange fort zur Treppe E. Oben trat man dort in einen Corridor aus, in welchem ſich ein Brunnen G befand, der bis in das oberfte Stockwerk hinauf reichte. Bei I iſt durch eine reich und prunkvoll conſtruirte Thür der Zugang zum Remter, bei H ein verſteckter Ausgang. Eben fo führt von dem daneben gelegenen, ähnlich reich gewölbten, nur wenig kleineren Saale, der nur von einer Seite beleuchtet iſt, ein doppelter Ausgang zum Gang und zur Treppe E. Eine Treppe B führt vom groſſen Remter unmittelbar zur Hochmeifterswohnung; eine kleine Loge K geſtattete dem Meifter, durch einen Schlitz hinab in den Remter zu ſehn, ohne ſelbst bemerkt zu werden. Des Hochmeifters eigentliche Wohnung dürfte ſich gerade auf dieser Seite in den ungewölbten Räumen nach dem Hofe zu befunden haben und die schön gewölbten Räume auf der Nogatseite ſamt dem davorliegenden prächtigen Gange nur ſeine Repräsentations- und Prunkräume, ein Palas im Kleinen, geweſen fein.

Wie bedeutend ſich ein folcher Saalbau zu Ende des XIV. Jahrhundertes auf einer doch kleineren Burg darſtellte, zeigt das Schloſſ Vayda-Hunyad, welches auf S. 140 u. 141 des vorhergehenden Heftes dieses »Handbuches« dargeſtellt iſt. Der dort in Fig. 79 (S. 140) gegebene Grundriß läßt auf der Westſeite, direct in die Vertheidigungsſtruktur eingerückt, ſüdlich vom Eingangsthurme, den Saalbau als Haupt-

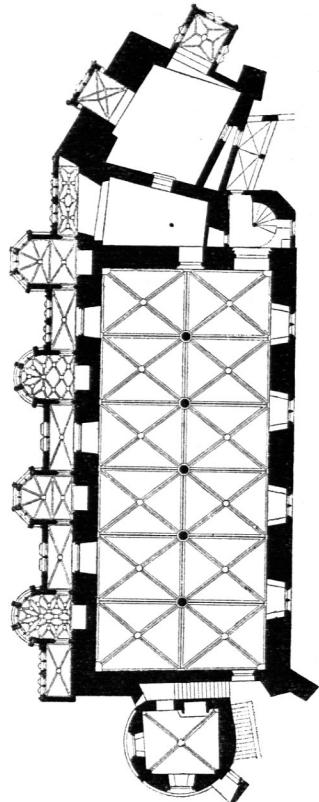
bau der ganzen Burg erkennen. Auch die Ansicht⁵⁸⁾ lässt ihn als besonders bedeutend erscheinen. Wie überall, so sind es auch hier zwei über einander liegende Säle, und wir geben hier in Fig. 32 den oberen wieder, nachdem auf dem Gesammtgrundriss der Burg der untere angedeutet ist.

Die Freitreppe ist hier gänzlich aufgegeben; eine leicht abzuschneidende Wendeltreppe führt empor, wie solche auch auf den Schlössern zu Coucy und Pierrefonds angelegt sind. Eben so wie dort ist der Saalbau mit den benachbarten Vertheidigungstürmen, hier mit dem Eingangsturm im Norden und einem runden Thurme im Süden, in Verbindung gebracht. Die Westwand ist von einem Gange begleitet, welcher einen doppelten Zweck hat. Zunächst hat er als Wehrgang zur Vertheidigung der Burg beizutragen, insbesondere mitzuhelfen bei der Vertheidigung der Brücke, welche zum Eingangsturm führte. Eine ganze Anzahl Schützen konnten von den Erkern aus die Brücke beschießen, und von den Fenstern des Ganges konnte das gegenüberliegende Ufer des Flüsschens und die Ebene, wo sich der Feind ausdehnen konnte, beherrscht werden. Dieser Gang mit seiner reizenden Architektur hat allerdings nicht den Charakter des Kriegsbaues. Ueber den Strebepfeilern, die am unteren Theile der Mauer angebracht sind, um dieselbe zu stützen, erheben sich die Erker, zwischen denselben auf Consolen der Gang mit reicher Fenster-Architektur, so dass die Schützen ohne Deckung dahinter stehen mussten. Einige Kanonenkugeln, mit welchen man ja damals, als der Saalbau errichtet wurde, schon zu rechnen hatte, mussten dem reizend ausgestatteten Wehrgange ein rasches Ende bereiten. Aber man rechnete eben nicht darauf, dass hier im fernen Osten Kanonen mit einem regelmässigen Kriegsheere erscheinen würden; man rechnete überhaupt nicht auf eine Belagerung, sondern auf die lange Zeit des Friedens. Da erfüllten denn Gang und Erker ihren Hauptzweck. Wie herrlich waren da folche Lauben an schönen Abenden! Und wenn grosse Tafel im Saale gehalten wurde, wenn man beim Trinkgelage saß, so konnte die Dienerschaft drausen auf dem Gange verkehren. Sollte man auf alle solche Bequemlichkeiten des Lebens verzichten, weil einmal ein trüber Tag kommen könnte, an welchem man sich zu wehren hatte und wo der Erfolg doch von ganz anderen Dingen weit mehr abhängig war, als von der Festigkeit der Burg? Die Ritterschaft und die Vasallen waren nur mehr Freunde und Nachbarn, welche sich zum frohen Mahle einsfanden; zur Vertheidigung war man auf Söldner angewiesen, deren Treue und Zuverlässigkeit doch oft noch geringer war, als die Festigkeit einer Burg, wenn diese auch ihre Blößen hatte. War doch auch die Marienburg vom Feinde nicht genommen, sondern von den eigenen innen befindlichen Söldnern nebst dem Hochmeister an diesen verkauft worden!

Der Saal selbst ist, wie der Marburger, gewölbt auf einer Reihe von Säulen, hat also ebenfalls noch die Tradition der Zweischiffigkeit sich bewahrt. Die Architekturentwicklung ist einfach, aber elegant. In dieser Weise wurden im XIV. und XV. Jahrhundert eine Reihe von Saalbauten errichtet. Die Wölbung war jedoch keineswegs unbedingt fest gehalten worden; im Gegentheile trugen manche jener Saalbauten Holzdecken.

Je mehr die Regierungshandlungen der Fürsten und Großen aufhörten, von ihnen selbst öffentlich vorgenommen zu werden, je mehr die Säle aufhörten, Gerichtsstätten zu sein und die eigentliche Regierungstätigkeit von Beamten an anderer Stelle besorgt wurde, je mehr also die Säle nur noch Festsäle waren, um so mehr treten dagegen andere an ihre Stelle, jene der Städte, welche nunmehr solchen

Fig. 32.



Schloss Vayda-Hunyad.
Grundriss des oberen Saales.

1:500 n. Gr.

55.
Gerichts- und
Verfammlungs-
säle der
Städte an Stelle
der fürstlichen
Säle.

⁵⁸⁾ Siehe im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches« die Tafel bei S. 140.

Zwecken grosartige Bauten widmeten, die sie mit Erwerbung ihrer Verfassung an Befugnissen errungen hatten, welche vorher den Fürsten zustanden.

Diese öffentlichen Gebäude, welche die Bürgerschaften der verschiedenen Stadtgemeinden für ihre gemeinschaftlichen Zwecke errichteten, waren denn auch im Wesentlichen Saal- und Hallenbauten, wie wir schon in Art. 40 (S. 39) gesagt haben. Die Niederlande gingen darin den oberdeutschen Ländern voran. Handel und Fabrikation, insbesondere der Tuche, hatten dort die Städte zu grossem Wohlstande gebracht, und die Quelle dieser Blüthe aufrecht zu erhalten, war deren höchstes Bestreben, obwohl sie in der Arbeiterbevölkerung sich ein sehr unruhiges Element herangezogen hatten und manche Episode in der Geschichte jener Städte im XIII. und XIV. Jahrhunderte auf ein Haar dem gleicht, was wir heute erleben.

So weit es anging, folgten ihnen dann auch die süddeutschen Städte, insbesondere die Reichsstädte.

Je mehr die letzteren an Freiheiten und Rechten erwarben, desto mehr hatten sie auch sowohl ihren Bürgern gegenüber Regierungshandlungen vorzunehmen und Recht zu sprechen, als auch gegen die Fürsten, wie gegen andere Städte Repräsentationspflichten zu üben. Gleich jenen hatten sie also einen Palas, einen Saalbau nöthig, in welchem die dreifache Bedeutung solcher Palasbauten wieder zur Geltung gelangen konnte, ihre Eigenschaft als öffentliche Gerichtsstätte, als Platz zur Vornahme öffentlicher Regierungshandlungen und als Festraum. Wie dort der Fürst »Hof« hielt, so sah man die Vorgänge im Stadthause damit als gleichbedeutend an, welches deshalb auch die Bezeichnung Curia erhielt. So bildete denn allenthalben ein grosser Saalbau von Anfang an den Hauptaum eines jeden Rathauses, wenn auch an Stelle des Fürsten der gewählte Rath den Ausgangs- und Mittelpunkt für die geschäftliche Thätigkeit, wie für die Feste bildete. Von der Grösse und Bedeutung der Stadt hing das Bedürfniss der Saalgröfse ab; denn der Begriff der Oeffentlichkeit war nur darin gegeben, dass möglichst Viele, wenn möglich Alle, welche an einer Sache Interesse hatten, auch den Raum fanden, anwesend zu sein, wenn sie verhandelt wurde oder vor sich ging. Wer freilich im Saale selbst keinen Raum mehr finden konnte, gesellte sich zu den Anderen vor dem Hause, das deshalb in der Regel an dem grössten Platze der Stadt lag. Als eigentlicher Versammlungsraum der gesammten Bürgerschaft tritt uns so der Rathausraum entgegen. Wenn auch, so viel wir wissen, bei keiner Stadtverfassung die gesammte Bürgerschaft die Rechte der Stadt *in corpore* zu vertreten hatte, so war doch bei jeder Verfassung auch Veranlassung gegeben, dass der Rath sich an die Gesamtbürgerschaft wendete, und je besser das Einvernehmen, je gröfser das Vertrauen der Bürgerschaft auf den Rath sein sollte, um so leichter musste man zum Rathe und den einzelnen Gliedern desselben gelangen können, wenn Beschwerden vorzutragen oder Anfragen, wie Bitten zu stellen waren; je gröfser also die Bewohnerzahl, um so gröfser musste der Saal der Stadt sein.

Aber nicht alle Geschäfte konnten in dem grossen Saale in Gegenwart der gesammten Bürgerschaft besorgt werden. Das Rathaus hatte daher noch eine Reihe von Gelassen nöthig. Der Rath brauchte zu seinen Versammlungen eine Stube; es mussten Briefe und Urkunden ausgefertigt werden; es war also eine Kanzlei nöthig. Die Stadt besaß ihre Briefe über die erworbenen Freiheiten und Rechte, wie über ihre Besitzthümer; sie hatte ihre Correspondenzen zu verwahren; sie hatte ihre Raths-Protocolle, ihre Rechnungen, die Originale ihrer Erlasse und so vieles Andere auf-

zubewahren; ein Archiv-Local war also unbedingt nöthig. Dann hatte sie ihre Gelder sicher aufzubewahren; sie bedurfte also für diese eines schwer zugänglichen Raumes — kurz es waren von Anfang an nebst dem grossen Saale, der aber stets der erste Raum war, welcher ausgeführt wurde, allerlei andere Räume nöthig. Wo ein Thurm errichtet wurde, konnten sie zum Theile darin untergebracht werden, und ein solcher gehörte auch noch in der Zeit, von welcher wir hier handeln, als weithin sichtbarer Repräsentant der städtischen Herrlichkeit, wenn auch kaum mehr als eigentlicher Burghurm, in welchem man sich einschließen und sich vertheidigen wollte, zu den Erfordernissen eines jeden, mindestens jedes bedeutenden Rathhauses. Da man indessen nicht Alles zu gleicher Zeit erbauen konnte, so mag bei den wenigen gröfseren Rathhäusern jener Zeit, welche ohne Thurm zur Ausführung gekommen sind, dieser und sein Bau eben nur einer späteren Zeit vorbehalten worden und sodann unausgeführt geblieben sein. Auch eine Capelle fand sich in nächster Nähe des Saales, eben so wie neben dem fürstlichen Palas. Jeder wichtigen Handlung ging eine Messe voraus, der die Nächstbeteiligten anwohnten. Ein Geschoß des Thurmes eignete sich dazu fehr wohl; aber sie konnte auch an anderer Stelle errichtet sein. Endlich kam beim Bau des Rathhauses noch in Betracht, daß der Handwerksbetrieb, wie der Handel in der Stadt zu grossem Theile vom Stadtregiment abhängig war, dieses also insbesondere für jene Gewerbe, die auf Vorrath zu arbeiten hatten, Verkaufsräume beschaffen müßte, welche, wo nicht gesonderte Gebäude dafür errichtet sind, mit dem Rathause verbunden wurden, eben so wie für fremde Waaren, die nur unter Controle verkauft werden konnten, von Seite der Stadt für Lager und Verkaufsräume geforgt werden müßte. Dann bedurfte man der öffentlichen Wage und anderer Räume zur Beschau und zur Prüfung der Waaren. So finden wir denn allenthalben mit dem Rathause solche Räume verbunden oder dafür in dessen unmittelbarer Nähe besondere Gebäude errichtet, die sich mit dem Rathause zu einer Gruppe verbanden. Insbesondere sind es die Tuchhallen oder das Tuchhaus, welche da und dort grossen Umfang annahmen und in welche theilweise der grosse Stadtfaal verlegt wurde, wenn im Rathause der Raum nicht mehr reichen wollte. So tritt wieder im Rathause die alte Basilika für Handel und Gerichtsbarkeit auf, die früher der Palas der Herrscherburg in sich geschlossen hatte. Nirgends aber ist man zur offenen Halle zurückgekehrt. Gleich den Festfalen des Herrschers sind die Rathausfale mit Fenstern verschlossen.

56.
Rathhäuser
und Kauf-
hallen der
Niederlande.

Die grofsartigsten Rathausbauten, deren ausgesuchter Schmuck von einem Selbstbewußtsein der Gemeinden zeugt, welche keinem Fürsten nachstehen wollten, so wie die umfangreichsten Kaufhallen errichteten vom XIII. bis XV. Jahrhundert die niederländischen Städte, in welchen besonders die Tuchindustrie einen grofsartigen Auffschwung genommen hatte. Die Hallen zu Ypern und Brügge zeugen von geradezu überraschendem Umfange des Betriebes, und die Rathäuser von Brüssel, Löwen, Gent, Audenaerde und mancher anderen Stadt bilden heute noch den Gegenstand der Bewunderung aller Reisenden, wie sie vor Jahrhunderten angestaunt wurden. Leider müssen wir uns bei dem beschränkten Raume, welcher uns überhaupt nöthigt, mehr anzudeuten, als zu erschöpfen, auch hier kurz fassen; aber wir können unsern Lesern das Studium dieser Bauten nicht warm genug empfehlen⁵⁹⁾.

⁵⁹⁾ Vergl. über die Hallen zu Ypern und Brügge, so wie über die übrigen, dann über die Rathäuser Belgiens: SCHAYES, A. E. B. *Histoire de l'architecture en Belgique*. Brüssel. Bd. II, S. 243 ff. — ferner Theil IV, Halbband VII (Abth. VII, Abschn. 1, Kap. 1: Stadt- und Rathäuser) dieses »Handbuches«.

Die grossartigste unter diesen grossen niederländischen Hallen, noch dem XIII. Jahrhundert angehörig, ist jene zu Ypern, mit welcher, gleich wie mit jener zu Brügge, der städtische Glockenturm verbunden ist, dessen mächtige Dimensionen mit der Länge der Halle wetteifern. *Balduin* von Constantinopel legte im Jahre 1200 den ersten Stein zum Bau, der über ein Jahrhundert dauerte; denn die Vollendung der Halle erfolgte erst 1304. Ihre Länge beträgt 133,10 m. Ein großes Untergeschoß ist in zwei kleinere Geschoße getheilt; darauf erhebt sich das Obergeschoß, aus welchem der Thurm hoch in die Lüfte emporsteigt, scheinbar nahezu so hoch, als die Front lang ist. Die Halle zu Brügge bildet ein Rechteck von 84,00 m Länge auf 43,50 m Breite, wurde 1284 begonnen, war aber 1364 noch nicht beendet. Ihr Thurm hatte eine Gesamthöhe von 107,43 m; jetzt fehlt der 19,00 m hohe Helm.

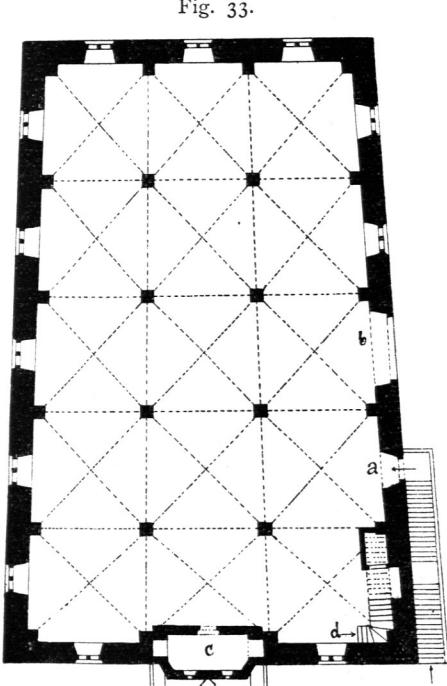
Aus den angegebenen langen Bauzeiten dürfen wir nicht schließen, daß der Bau so lässig betrieben wurde; wir werden vielmehr anzunehmen haben, daß vielleicht die Gesamtanlage ursprünglich kleiner gedacht war und auch davon zuerst nur ein Theil zur Ausführung gelangte, daß dann nach Bedarf und Mitteln im Laufe der Jahrzehnte nach und nach die übrigen Theile fertig gestellt, dann der Bau erweitert wurde, bis er endlich die heutigen Dimensionen hatte. Die niederländischen Hallen galten meist dem Tuchhandel, welcher von allen Fabrikationszweigen zuerst solchen Umfang annahm, daß das Rathaus dafür nicht mehr zureichte. Stets aber wurden sie als ein zu demselben gehöriger Bestandtheil angesehen.

Unter den Rathhäusern selbst ist das grossartigste jenes zu Brüssel, mit seinem hohen Thurme, seiner reichen Schmuck-Architektur, der Statuenfülle des Aeußersten,

an welchem gleichfalls mehrere Jahrhunderte gebaut haben, ohne dessen ursprüngliche Grundanlage, den Saalbau mit der Freitreppe, so wie einer Reihe ursprünglich dazu gehöriger Nebenräume, zu verwischen.

57.
Kaufhaus
zu Mainz.

Auch im mittleren Deutschland treten im Schlusse des XIII. Jahrhundertes und der ersten Hälfte des XIV. jene Hallen für den Handel, insbesondere den Tuchhandel auf, welcher damals geradezu die Welt bewegte. Unter den Gebäuden dieser Art nimmt zunächst die Kaufhalle zu Mainz unsere Aufmerksamkeit in Anspruch⁶⁰⁾. Wenn auch in ihren Massen nicht an jene zu Ypern reichend, war sie immerhin ein umfängliches Gebäude, dessen Grundriss ein Paralleltrapez von 42 m Axenlänge bildete, dessen größere Schmalseite 21 m mafs. Das Gebäude soll 1313 beendet worden sein. Wir möchten jedoch manche Theile für jünger halten. Leider wurde zur Zeit, als Mainz französisch war, im Jahre 1812, das Gebäude abgetragen; doch hat Moller noch sorgfältige Aufnahmen



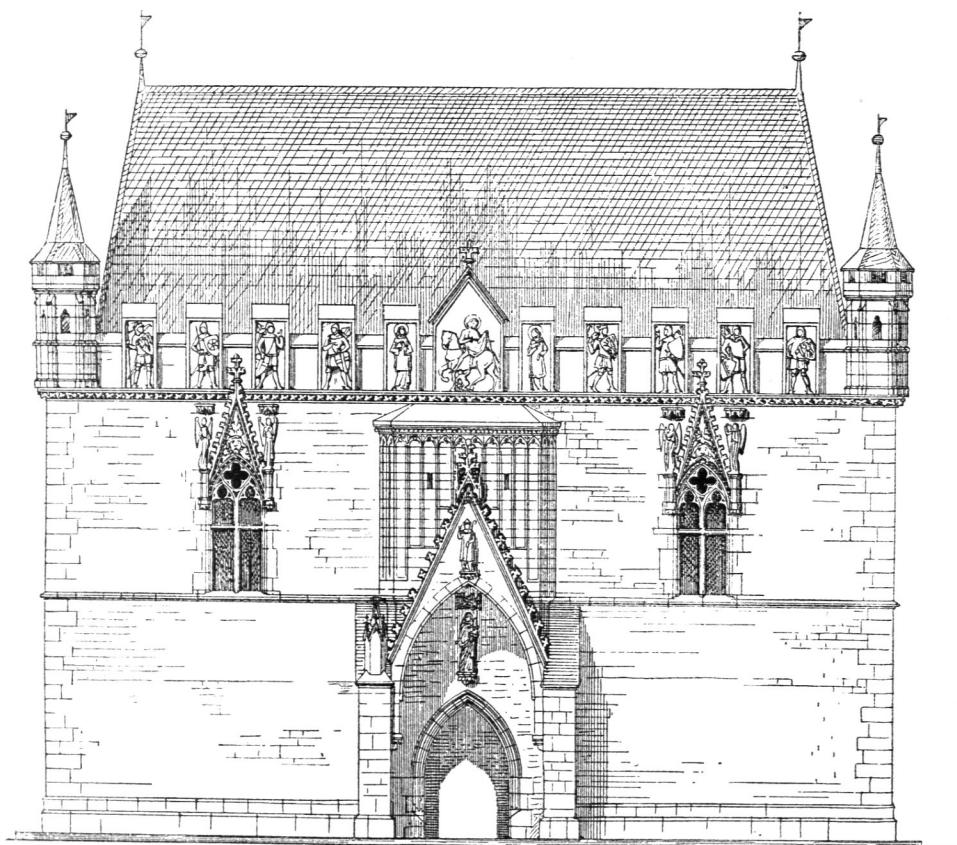
Kaufhaus zu Mainz.

Grundriss des Obergeschoßes. — 1:500 n. Gr.

⁶⁰⁾ Siehe: MOLLER, G. Denkmäler der deutschen Baukunst. 4. Aufl., herausgegeben von F. M. HESSEMER. Band I. Frankfurt 1854.

gemacht und diese später in seinem bekannten Werke veröffentlicht. Fig. 33 u. 34 geben den Grundrifs des Obergeschoßes und die öftliche, d. i. die breitere Schmalansicht wieder. Beide gleich angelegten und gleich gewölbten Stockwerke sind dreischiffig; die Kreuzgewölbe mit schmalen, schneidig profilirten Rippen ruhen auf niedrigen quadratischen Pfeilern ohne Kapitelle, in welche die sehr regelmässig gestellten Rippen scharf einschneiden, eine Anordnung, die uns eben nicht zum Jahre 1313 passen will. Im Erdgeschoß ist auf der von uns dargestellten Seite, welche überhaupt die eigentliche Schauseite ist, ein reicheres vortretendes Portal angelegt, ihm gegenüber an der Westseite ebenfalls ein großes Thor, während in der Mitte der beiden Langseiten kleine Thüren sich befanden.

Fig. 34.



Kaufhaus zu Mainz.

 $\frac{1}{250}$ n. Gr.

Der Aufgang zum Obergeschoß geschah durch eine äußere Freitreppe an der Nordseite, von welcher aus man den Saal bei *a* betrat; bei *b* war eine große bis zum Fußboden herabgehende Öffnung, die als Einlass für größere aufzuwindende Güter dienen, aber auch etwa zur Anfügung eines provisorischen Festaufganges, sei es einer Treppe oder einer Rampe zum Emporreiten in den Saal, dienen konnte; bei *c* ist ein kleines Gemach über dem Portal, dessen Lage nach Osten es wohl trotz der ungewöhnlichen Grundrisiform als Capelle charakterisiert. *d* ist der Aufgang zur Wehrplatte, welche auf dem gesamtmittigen Gebäude lag und von einem Zinnenkranze umgeben, mit vier kleinen Thürmchen an den Ecken versehen war. Als Moller im Jahre 1805 seine Aufnahmen anfertigte, trug das Gebäude ein provisorisches, niedriges

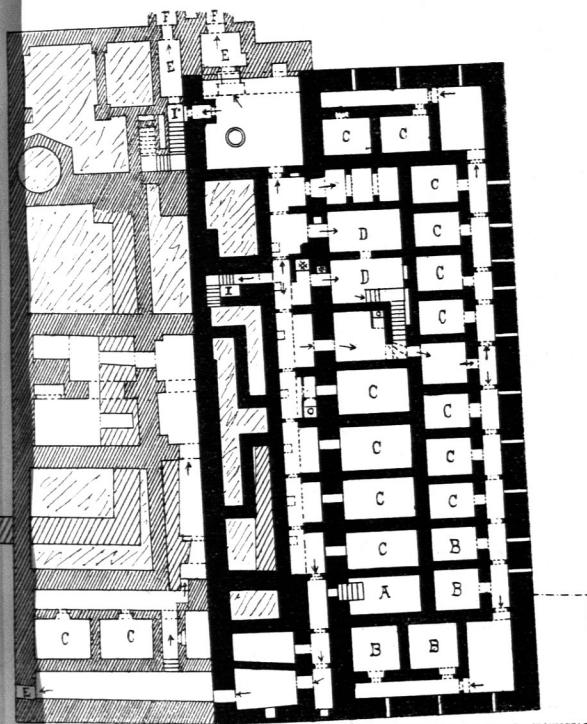
Dach. Auf der Ansicht von Mainz bei *Merian*⁶¹⁾ erkennt man neben dem Rathause das Gebäude und sieht, dass es eine Anzahl Paralleldächer hatte, jedenfalls deren fünf, den fünf Gewölbeeintheilungen entsprechend. Die äußere Architektur des ganzen Baues war sehr einfach; nur der Mittelbau der Ostseite und die zwei Fenster des Obergeschoßes derselben zeigen für einen deutschen Profanbau jener Zeit auffallenden Reichthum. Die Zinnen der Ostseite tragen sogar figürlichen Schmuck, und zwar in der Mitte den Schutzpatron der Stadt Mainz, den heil. *Martin*, zu Pferde. In Feldern, die zu *Moller's* Zeit schon leer waren, standen wohl die Mitpatrone *St. Stephan* und *St. Alban*, dann in den 8 weiteren Feldern die Figuren des Kaisers und der 7 Kurfürsten, bei welchen es bemerkenswerth ist, dass auch die 3 geistlichen nicht in priesterlichem Ornate, sondern in ritterlicher Wehr dargestellt sind; jene von Trier und Köln haben Mitren neben sich, während beim Mainzer solche fehlt.

Auf dem *Merian'schen* Bilde sehen wir neben der Halle die Ostseite des Rathauses, die eine solch auffallende Ähnlichkeit mit der heute noch erhaltenen Ostseite des ältesten Theiles des Nürnberger Rathauses hatte, und der sich als drittes verwandtes Beispiel, wie wir wohl vermuten dürfen, die ältere Ostseite des Cölner Rathauses anschloss, dass diese Form wohl als charakteristisch für eine Reihe von Rathäusern angesehen werden darf, welche in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhundertes entstanden sind, so dass der wohl erhaltene Bau zu Nürnberg als ein charakteristisches Beispiel eingehendes Studium beanspruchen darf.

Nürnberg⁶²⁾ hatte natürlich schon in älterer Zeit sein Rathaus, und zwar in Verbindung mit dem Tuchhause, nach älteren Meinungen auch mit dem Brothause.

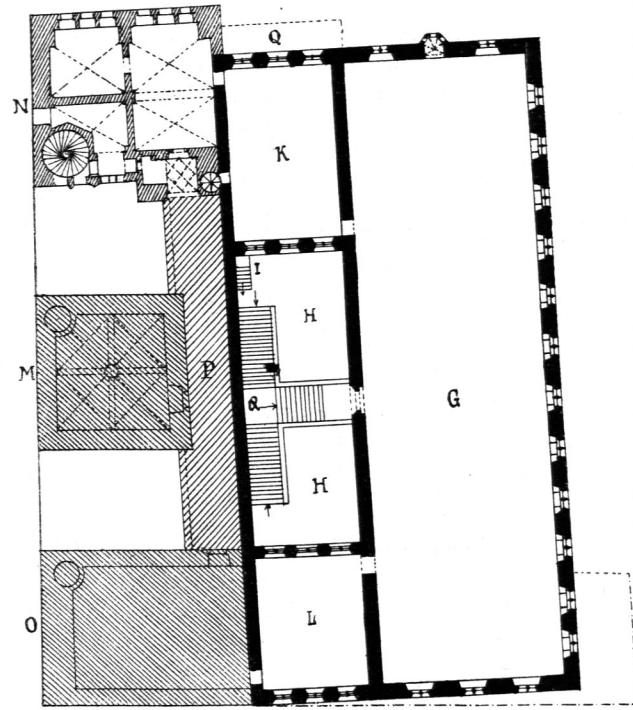
58.
Rathaus
zu Nürnberg.

Fig. 35.



Kellergeschoß.

Fig. 36.



Obergeschoß.

Rathaus zu Nürnberg.

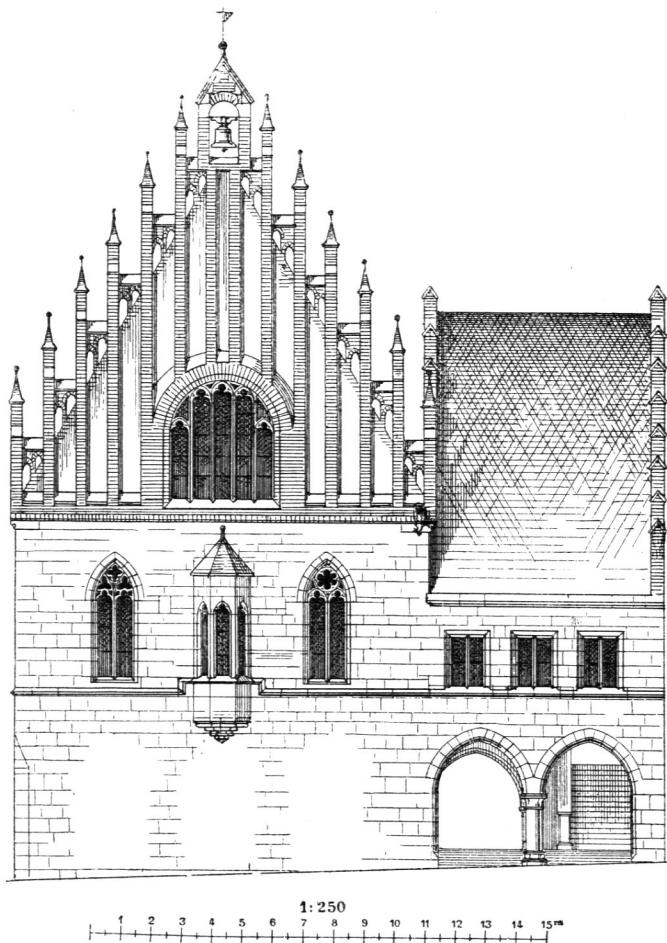
⁶¹⁾ *Topographia Archiepiscopatum Mogontinensis, Trevirensis et Colonensis ...* an Tag gegeben durch *Math. Merian* 1646. S. 5.

⁶²⁾ Vergl.: *MUMMENHOFF, E. Das Rathaus in Nürnberg. Mit Abbildungen ... von Heinrich Wallraff.* Nürnberg 1891.

Plötzlich verließ der Rath dieses Haus, ohne dass irgend ein Grund dafür ersichtlich wäre, überließ dasselbe gänzlich dem damals blühenden Tuchhandel, richtete sich provisorisch da und dort ein und begann sofort den Neubau des jetzigen Rathhauses, wozu er als Bauplatz im Jahre 1332 vom Kloster Heilsbronn dessen Haus erwarb. Das neue Rathaus wurde 1340 bezogen. Es fällt heute auf, dass dasselbe nicht am Marktplatz liegt; allein der jetzige Marktplatz ist erst eine spätere Schöpfung; der alte viel beschränktere hatte eine andere Lage, so dass damals das Rathaus an ihm stand. An Stelle des heutigen Marktes befand sich das Judenviertel, so dass zu jener Zeit von einem Zusammenhange zwischen dem Rathause und dem heutigen Marktplatz noch keine Rede sein konnte.

Die Local-Geschichtsforscher haben allerlei Vermuthungen über das plötzliche Verlassen des alten Rathauses, bevor nur der Neubau begonnen war, aufgestellt. Uns scheint der bis jetzt noch nicht angeführte Grund die Veranlassung gegeben zu haben, dass die Entwicklung des Tuchgewerbes und Tuchhandels nach dem Beispiele der Niederlande gefördert werden sollte und deshalb vor Allem für den Tuchhandel ein größerer Raum frei gemacht werden musste. Fällt doch das Verlassen des Gebäudes gerade in die Zeit, als die lebhaftesten Handelsbeziehungen zu den Niederlanden eben angeknüpft und die in den Niederlanden erworbenen Privilegien der Nürnberger durch Verträge besiegt worden waren. Das alte Rath- und Tuchhaus wurde erst 1569 abgebrochen, und eine bei dieser Gelegenheit aufgezeichnete Beschreibung schildert es als einen 118 Fuß langen und nur 24 Fuß breiten Bau, der im Erdgeschoß eine einzige Halle bildete und im Obergeschoß in zwei Räume getrennt war. Nach den Bedürfnissen, welchen bei allen Rathhäusern jener Zeit Rechnung getragen wurde, dürfen wir annehmen, dass der eine dieser Räume im Obergeschoß der Saal der Bürgerschaft war, der andere, wahrscheinlich durch Verschläge noch mehrmals unterteilt, die übrigen für den Rath nöthigen Gelasse enthielt, das Erdgeschoß aber dem Tuchhandel diente. Von einem Thurme ist nirgends die Rede. Eine Tuchhalle von den oben angegebenen Massen entsprach den Verhältnissen einer kleinen Stadt, konnte aber der stets wachsenden Bedeutung der Stadt Nürnberg nicht genügen, so dass Wandel geschafft werden musste, und da offenbar der Tuchhandel, wenn er sich nicht von Nürnberg wegziehen sollte, wenn er vielmehr dafelbst immer grössere Bedeutung annehmen sollte, mit dem ihm zugewiesenen Raume nicht auskommen konnte, da

Fig. 37.



Ansicht der Ostseite.

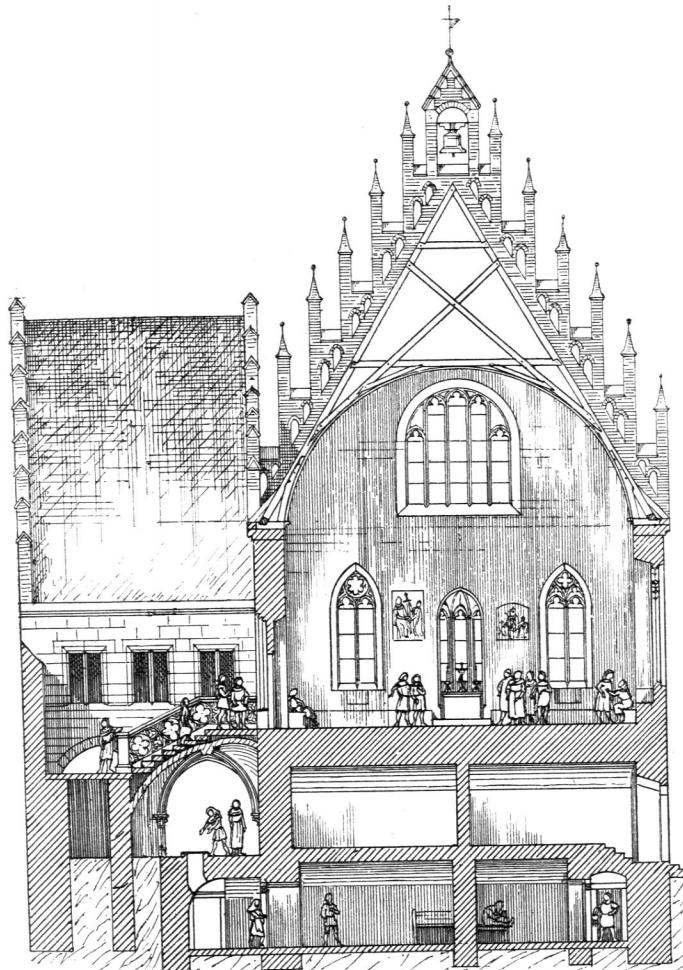
Rathaus zu

größere Vorräthe fremder steuerpflichtiger Tuche, insbesondere Niederländer, eingelagert werden mussten, so beschloß der Rath sofort das ganze Haus, von welchem er einen Theil benutzt hatte, dem Tuchhandel zu überlassen, sich auf kurze Zeit zu behelfen und ein neues Rathaus zu bauen.

Dieses wurde denn in Massen angelegt, welche den Verhältnissen der wachsenden Stadt entsprachen. Der Haupttheil war, wie allenthalben, der große Saalbau, welcher bei 43 m Länge im Aeuferen eine Breite von 13½ m erhielt (39 m lichte Länge bei 11½ m lichter Breite). Es ist dies zwar der einzige aus der Erbauungszeit übrig gebliebene Theil: Grund genug für Manche, zu behaupten, dass es auch der einzige sei, welcher damals errichtet wurde. Da es sich nun aber absolut nicht bestreiten lässt, dass schon

damals auch andere Gelasse unbedingt eben so nötig waren, wie bei anderen Rathäusern, so bleibt nichts als die Annahme übrig, dass sie auch zugleich mit errichtet wurden. Wir nehmen keinen Anstand zu behaupten, dass jene Theile an der Nordseite, von deren späterer Erwerbung nirgends die Rede ist, schon ursprünglich zu dem 1332 erworbenen Bauplatz gehört haben und dass auf diesem Territorium jene unerlässlichen Bauten errichtet waren. Es ist der kleinere Hof, in welchem sich die Freitreppe zum Saale befand, ohne die man ja nicht zum Saale gelangen konnte, nebst den beiden Gelassen an der Ost- und an der Westseite. Ein dazu gekauftes *Grundherr'sches* Haus muss auch noch im XIV. Jahrhundert, und zwar bald nach 1340, erworben worden sein; denn dann erst war der Bau anderer Gelasse möglich, von denen schon früh die Rede ist. Unser Grundriss (Fig. 36) zeigt diesen ältesten Theil schwarz ausgeführt; die Trennungsmauer im Norden besteht heute noch, während der zweite Theil bis zur Linie *NMO* jenes *Grundherr'schen* Hauses ist, an dessen Stelle noch im XIV. Jahrhundert Bauten ausgeführt wurden. Auffallender Weise ist auch mit dem jetzigen Rathause, gleich wie mit dem älteren, nie ein Thurm in Verbindung gewesen; wir haben

Fig. 38.



Querschnitt durch die Mitte.

Nürnberg.

über solchen keine urkundlichen Nachrichten, und keine Tradition, kein Chronist wissen von einem solchen. Nun ja; er ist eben nicht gleich Anfangs ausgeführt worden, und später kam man nicht mehr dazu oder dachte nicht mehr daran, ihn auszuführen; Nürnberg konnte auf einen solchen Repräsentanten seiner Macht und Bedeutung verzichten; ist doch auch anderwärts ein solcher Thurm gebau nicht der erste Theil des Rathausbaues gewesen, welcher zur Ausführung kam. So hat in Köln, dessen Rathaus in seinen ursprünglichen Anlagen, gleich dem Mainzer, mit dem Nürnberger eng verwandt ist, der Bau des Rathausthurmes erst 1407 begonnen; und der herrliche Prunkbau war dann auch in sieben Jahren beendet. Indessen müßte es doch im höchsten Grade merkwürdig sein, die Nürnberg

berger müssten nicht Kinder ihrer Zeit gewesen sein, wenn hier nie an den Bau eines Rathhausturmes gedacht worden wäre. Nun zeigen aber die Keller unter dem südlichsten Theile des jetzigen großen Rathaushofes und unter dem anstoßenden Gebäudeflügel auf dem Platze des ehemals *Grundherr'schen* Hauses einen quadratischen Raum, welcher oben keinen Ueberbau hat und nichts Anderes sein kann, als der Unterbau eines quadratischen Thurmes von etwa 10 m Seite, wie er auch den Raumverhältnissen des Saales entspricht. Wir wollen gern annehmen, dass er nie über die Erde emporgekommen ist, weil sich keine Erinnerung an denselben erhalten hat. Bezuglich der übrigen Bauten des XIV. Jahrhundertes müssen wir annehmen, dass sie im Wesentlichen weniger monumental gebaut waren, als der Saal, so dass vielleicht zu verschiedenen Zeiten daran gearbeitet wurde, bis sie wohl gegen den Schluss des XV. Jahrhundertes so baufällig waren, dass sie nicht mehr gehalten werden konnten, und der *Behaim'sche* Neubau 1502—15 an deren Stelle trat; denn dass damals die Gelasse vorhanden waren, wissen wir aus den Verhandlungen über den Umbau der einzelnen.

Der Saalbau des XIV. Jahrhundertes ist in seinem Kern nie berührt worden, wenn auch manche Auschmückung stattfand; nur der Umbau des XVII. Jahrhundertes hat den westlichen Theil abgeschnitten. Der Saal stellt einen weiteren Schritt in der Entwicklung des Saalbaues auch für Deutschland dar, da die bis dahin übliche Zweigeschoßigkeit weggefallen und das Erdgeschoß zu einem blofsen Unterbau geworden ist; daselbe ist nur niedrig und in zwei Reihen von Zellen getheilt, die Handelszwecken dienten, und zwar Anfangs auch dem Tuchhandel. Unter diesen Zellen befinden sich im Keller abermals Zellen, die so berüchtigten Lochgefängnisse. Der Saal selbst hat ringsum glatte Wände ohne architektonische Gliederung; die Ostseite hat ein Chörlein zwischen zwei spitzbogigen Maßwerkfenstern und ein rundbogiges darüber. Die südliche Langseite zeigt in gleichen Abständen 10 solche Maßwerkfenster, während deren 2 mit der Westseite abgeschnitten sind, welche einst 3 Fenster und darüber eine Rofette hatte. An der Nordseite befinden sich 3 Eingänge, der mittlere mit einer von *Behaim* gebauten, von unten aufführenden Treppe, wohl einer Nachbildung der Freitreppe des XIV. Jahrhundertes, welche vom Rathaushofe, der Fortsetzung des Marktes, direct zum Saale emporführte, die anderen beiden, welche die Gemächer an der Ost- und Westseite des Hofes mit dem Saale verbanden. Der noch erhaltene Dachstuhl zeigt die gewöhnliche, für hölzerne Tonnengewölbe damals tibliche Construction, wie sie z. B., wenn *Viollet-le-Duc's* Zeichnungen richtig sind, ganz ähnlich auf dem oben erwähnten Saale zu Montargis sich fand. Die *Behaim'sche* Freitreppe erinnert merkwürdiger Weise ebenfalls so auffallend an die dort vorhandene, dass, falls die ursprüngliche Vorgängerin die gleiche Anlage gehabt, hier ein neues Beispiel dafür gegeben ist, wie die deutschen Baumeister der gothischen Periode ihre Vorbilder in Frankreich fanden, das damals die führende Stellung auf dem Gebiete des Bauwesens, welche es im XIII. Jahrhundert errungen, noch inne hatte. Fig. 35 bis 38 erläutern diese Mittheilungen.

G in Fig. 36 ist der grosse Saal; *K* war die Rathsstube, welche im Beginne des XVI. Jahrhundertes um das Stück *Q* vergrößert wurde, *Z* die Lofsungsstube; unter *K* und *Z* war der Durchgang offen, so dass der Hof *H* sich nach beiden Seiten bis zur Gasse erstreckte, somit vollkommen frei und zugänglich war. Darin führte als einziger Aufgang die Treppe *R* zum Saale des Obergeschoßes in die Höhe, während die Treppe *J* zu den unterirdischen Gefängnissen hinabführte, deren noch heute wohl erhaltene Anlage und Einrichtung hoch interessant ist, wenn schon der Philanthrop sie nicht nachahmungswert finden wird. In Fig. 35 ist *A* die Folterkammer; *B* sind besondere Strafzellen; *C* die gewöhnlichen Haftzellen, *D* sind Gelasse für die Küche, Schmiede, ein Bad u. a.; *E* sind die Ausgänge zu dem unterirdischen Gangnetze *F*. Keine der Zellen hat auch nur das mindeste direkte Licht; nur durch die Öffnungen in den Thüren konnte der ebenfalls nur durch Lichtschächte beleuchtete Gang ein wenig Licht an die Zelle abgeben. Der Theil zur linken Seite des Besuchers in Fig. 35 u. 36 ist in feiner späteren Einrichtung gezeichnet, wobei die stärker schraffirten Theile jene der *Behaim'schen* Bauten von 1502—15 sind, die schwächer schraffirten jene des XVII. Jahrhundertes.

Wir dürfen nicht unterlassen, im Anschlusse an die ältesten Theile des Nürnberger Rathauses zu prüfen, wie weit jene zu Mainz und Köln ursprünglich ganz ähnlich waren. Für Mainz ist das *Merian'sche* Panorama von der Rheinseite, auf welchem das Rathaus mit Nr. 19 bezeichnet ist, die Hauptquelle. Es sieht über die Stadtmauer ein Giebelbau hervor. Unterhalb desselben sind zwei Fenster und zwischen denselben ein Chörlein, also genau dieselbe Ostseite des Saalbaues wie in Nürnberg; nur sind hier die Giebelanfänge mit Thürmchen besetzt. Ein kleiner Seitenbau auf der Südseite entspricht genau der in Nürnberg auf der Nordseite be-

findlichen Rathsstube. Es ist daher gewiss nicht unberechtigt, auch an der Westseite des Saalbaues südlich einen ähnlichen Anbau für das Schatzamt der Stadt Mainz anzunehmen, wie er in Nürnberg an die Westseite des Saales nach Norden angebaut war. Wenn sich nicht auf der Südseite unmittelbar der Marktplatz anschloss, was nach dem Prospect unwahrscheinlich ist, so ist auch hier zwischen diesen beiden Bauten *a* und *b* ein Höflein anzunehmen, welches die Freitreppe zum Saale enthielt. Wie sich in Nürnberg das Rathaus gegen Norden ausdehnte, so in Mainz gegen Süden, und wie wir in Fig. 36 den ersten wohl noch dem XIV. Jahrhundert angehörigen Erweiterungsbau auf dem Platze des ehemals *Grundherr'schen* Haufes angedeutet haben, so steht auch in Mainz ein gothischer Erweiterungsbau an der Südseite, und hinter demselben erscheint ein zwar einfacher Thurm, welcher aber doch recht wohl ein monumentalier Rathausthurm sein könnte, wie wir glauben, Fundamente eines solchen zu Nürnberg in dem quadratischen Baue sehen zu dürfen, welcher in der Mitte des ehemals *Grundherr'schen* Bauplatzes steht.

Auch das Rathaus zu Cöln hat seine interessante Geschichte, und es wäre wünschenswerth, dass dieselbe einmal in derselben Weise, wie jene des Nürnberger Rathauses dargestellt würde. Mehr als bei irgend einem anderen zeigt der heutige Grundriss, dass dasselbe offenbar aus einer Anzahl nach und nach zusammengekommen, an einen kleinen ursprünglichen Kern sich anschließender Theile zusammengesetzt ist, in welche alsdann der moderne Umbau rücksichtslos einschneiden musste, um etwas für die heutigen Verhältnisse Brauchbares daraus zu machen. Um so schwieriger ist es aber, ohne eine urkundliche Geschichte auf die ursprüngliche Gestalt oder wenigstens jene zu schließen, welche es wohl im XIV. Jahrhundert erhalten

60.
Rathaus
zu
Cöln.

Fig. 39.

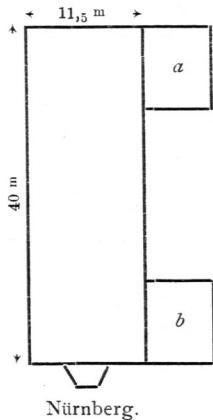


Fig. 40.

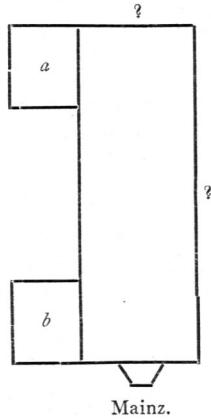
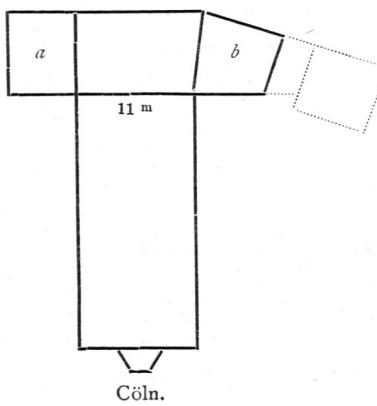


Fig. 41.



hat⁶³⁾). Der Mitteltheil der jetzigen Front nach dem alten Markt mit dem Chörchen⁶⁴⁾ dürfte den alten Saalbau bezeichnet haben, welcher jedoch grössere Tiefe gehabt haben muss, als der jetzige dort befindliche Saal, und wahrscheinlich als Langsaal, wie der Nürnberger und Mainzer, den ganzen Flügel bis einschliesslich der heutigen Treppe einnahm, wenn er nicht bis unmittelbar zum Stadthausplatze reichte. Quer vorbei lief sodann ein zweiter Flügel nach dem Stadthausplatze, dessen heutige

⁶³⁾ Vergl.: Köln und seine Bauten. Festschrift etc. Herausgegeben vom Architekten- und Ingenieur-Verein für Niederrhein und Westfalen. Köln 1888. S. 129.

⁶⁴⁾ Die ältesten Theile dieser Front sind erst vom XVI. Jahrhundert, das Innere des Saales erst vom XVIII. Aber die Theile des XVI. sind jedenfalls im Anschluss an ehemals vorhandene des XIV. Jahrhundertes gebildet.

Architektur auf das Ende des XIV. Jahrhundertes hinweist. Es mag also ursprünglich eine T-förmige Anlage gewesen sein, an deren eines Ende 1407—14 der Thurm von 13 m im Quadrat angebaut wurde.

Die Schemata in Fig. 39 bis 41 zeigen das gegenseitige Verhältniss der drei Uranlagen. Genaue Untersuchung anderer Rathhäuser dürfte ähnliche Verhältnisse für das XIV. Jahrhundert ergeben. Die Mehrzahl aber zeigt auch wie diese, dass theilweise schon bald an diesen Kern andere Räume sich anschlossen, die durch Hinzukauf von Nachbarhäusern ermöglicht wurden, weshalb so viele Rathäuser, wir erinnern z. B. an das zu Frankfurt a. M., ein Conglomerat ohne innere Einheit find, aber deshalb auch eine um so treuere Illustration der Geschichte ihrer Städte.

61.
Rathhäuser
zu Prag
und Krakau;
Tuchhalle
zu Krakau.

Wenn uns beim Nürnberger Rathause der Thurm fehlte, so tritt der Thurm-bau um so bedeutsamer beim Rathause zu Prag hervor, wo auch die schöne An-lage der Capelle mit ihrem prunkvollen Chörchen uns interessirt. Eben so bildet der Thurm einen hervorragenden Theil des im XIV. Jahrhundert erbauten Rath-auses zu Krakau. Diese polnische Königsstadt, mit ihrem vollkommen deutschen Bürgerstande und einer im XIII. Jahrhundert ganz regelmässig angelegten Neustadt, nahm im XIV. Jahrhundert durch ausgedehnten Handel einen mächtigen Auffschwung. Zur Förderung derselben diente eine Reihe von Gebäuden, welche mit dem Rath-ause eine Gruppe auf dem Marktplatz, dem »Großen Ring«, bildeten. Während sonst die Rathäuser mitten zwischen andere Häuser eingebaut stehen und nur nach der Seite des Marktes frei sind, ist dasselbe hier nach allen Seiten frei stehend in einer Ecke des quadratischen, 220 m im Geviert haltenden Platzes errichtet⁶⁵⁾. Während wir deshalb in anderen Städten stets sehen, wie zur Vergrößerung ein Bürgerhaus nach dem anderen dazu angekauft wurde, konnte man in Krakau die nötigen Vergrößerungen sehr leicht durch eine geringe Verbauung des freien Platzes vornehmen. Neben dem Rathause stand in der Mitte des Ringes der über 100 m lange Bau der Tuchhalle⁶⁶⁾, über dessen mittelalterliche Gestaltung uns allerdings wenig mehr bekannt ist, da sie im XVI. Jahrhundert einen Umbau erfahren hat, welcher nur wenige Reste von der Erscheinung des alten Baues gelassen. Dann standen in gesondertem Gebäude die Stadtwaage und in einigen anderen Gebäuden ähnliche Anlagen, während in langen Reihen, insbesondere anschliessend an die Tuchhalle, die »Bänke« und Verkaufsstände der Bäcker, Metzger, Schuster u. A. aufgestellt waren, ganz ähnlich, wie dies auch in Nürnberg der Fall war.

Die Halle ist in ihrem Neubau des XVI. Jahrhundertes zweigeschossig, und wir können annehmen, dass sie dies auch vor dem Neubau war und dass das Obergeschoss einen einzigen grossen, zweischiffigen Saal enthielt, wie dies später der Fall war. Nur die traditionelle Freitreppe zum grossen Saale, welche jetzt an der Schmalseite pompös aufgebaut dasteht, war wohl ehemals auf der Langseite, wie an den sämtlichen mittelalterlichen Saalbauten, und zwar in sehr einfacher Gestaltung. Denn nicht Raumbedürfnisse, sondern lediglich Prunkliebe veranlassten den Umbau des XVI. Jahr-hundertes. Das Rathaus dagegen bot keinen grösseren Saalbau. Was unmittelbar an den Thurm anschliessend dasteht, war wohl im XIV. Jahrhundert auch Saalbau; aber er war für die Verhältnisse wohl sofort zu klein und wurde daher in die Tuchhalle verlegt.

⁶⁵⁾ Vergl.: ESSENWEIN, A. Die mittelalterlichen Kunstdenkmale der Stadt Krakau. Nürnberg 1867. S. 142 ff. u. Taf. LVII—LX.

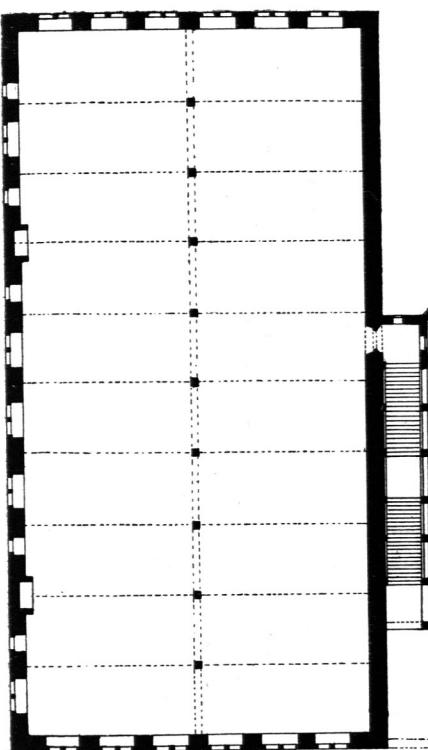
⁶⁶⁾ Siehe ebenda, S. 145 ff. u. Taf. LXI—LXIII. — Die vom Verfasser versuchte Reconstruction der mittelalterlichen Anlage (Taf. LXII) kann heute nicht mehr aufrecht erhalten werden. Im Gegentheil muss, wie hier gesagt ist, ein großer Saal im I. Obergeschoss gedacht werden.

Aehnlich finden wir die Verhältnisse in Cöln. Es war für eine Stadt wie Cöln ein Saalbau von 28 m Länge und 11 m Breite, wie ihn das Rathhaus bot, unbedingt unzureichend. Vielleicht ließ sich weiterer Baugrund nicht so rasch dazu erwerben; die Räume für die Verwaltung, welche in dem Querflügel gegen den Stadthausplatz lagen, waren wohl ebenfalls beschränkt; insbesondere mochten auch die Handelsverhältnisse Räume in Anspruch nehmen, welche das Rathhaus ihnen nicht mehr bieten konnte, und so entschloss man sich wohl schon im Beginne des XV. Jahrhundertes unmittelbar nach Vollendung des Rathhausturmes, an dem nicht sehr entfernten Quatermarkte das Haus »Gürzenich«⁶⁷⁾ zu errichten, dessen Bau 1442 in Angriff genommen wurde. Es ist im Erdgeschoß als Lager- und Kaufhaus eingerichtet, erhielt im Obergeschoß aber einen Saal von nahezu 60 m Länge auf 23 m Breite (Fig. 42). Zum Saale führte an der Nordseite eine geradarmige Treppe

62.
Kaufhaus
Gürzenich
zu
Cöln.

von außen empor; Nebengebäude waren nicht vorhanden; dagegen wurde bei besonderen Gelegenheiten das an der Westseite des Grundstückes gelegene, durch einen Hof getrennte Haus Quatermarkt, welches alsdann durch eine hölzerne Brücke mit dem Saale verbunden wurde, als Nebengelaß benutzt. So nahmen insbesondere Kaiser *Friedrich III.* und *Maximilian* bei Festen, welche die Stadt ihnen gab, durch dieses gegenüber liegende Haus und eine Holzbrücke den Eingang in den Saal durch eines der großen Fenster.

Der Saal hatte bei seiner großen Breite doch nur die verhältnismäßig geringe Höhe von etwa 7 m und nahm auch die alte Tradition der Zweischiffigkeit wieder auf. Neun hölzerne Säulen trugen den Hauptunterzug, welcher der Länge nach lief, so wie neun der Breite nach gehende Querdurchzüge, die den Saal in 10 Abschnitte theilten. Die Wände waren ringsum glatt; die Nordseite ohne Fenster hatte nur die Eingangstür; die anderen drei Seiten waren mit großen Steinkreuzfenstern in tiefen Nischen versehen. An der Ost- und Westseite stehen der Holzsäulenreihe entsprechende Wandpfeiler, welche eben so noch erhalten sind, wie die zwei Prachtkamine auf der Südseite, um derentwillen die ursprünglichen Fenster zu beiden Seiten derselben nur in der halben Breite der anderen angelegt wurden. Der im Übrigen ganz schlichte Saal wurde bei festlichen Gelegenheiten reich mit Teppichen und anderen Kunstwerken ausgestattet und ist in solcher Weise, allerdings etwas schadhaft geworden, auf uns gekommen. Unserer Zeit



Kaufhaus »Gürzenich« zu Cöln.

1. Obergeschoß^{67).}

1/500 n. Gr.

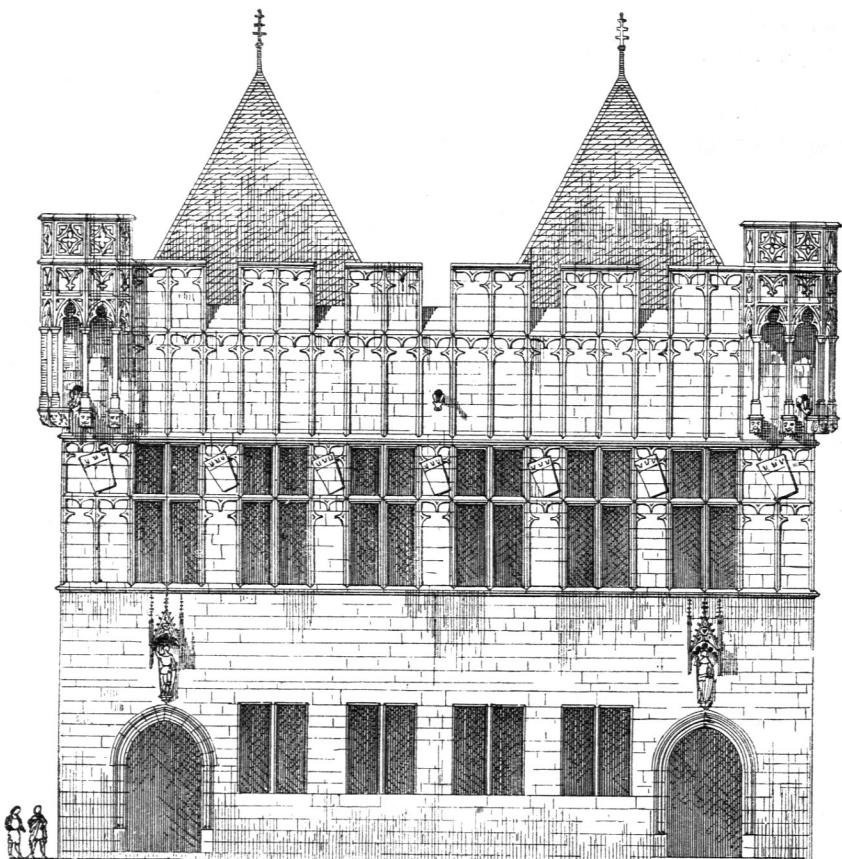
war er nicht hoch und nicht prunkvoll genug, und der mächtige Eindruck, welchen der Verfasser dieser Zeilen noch öfter empfangen hatte, reichte nicht hin, ihn vor dem Umbau zu bewahren, welcher 1858 begonnen wurde und jetzt als Werk eines tüchtigen Meisters uns gleichfalls erfreut; nur ist es eben der alte Saal nicht mehr. Glücklicher Weise hat *Wiethase* noch den alten Bestand aufgenommen^{68).} Das Erdgeschoß hatte wohl von jeher allerlei hölzerne Einbauten, welche sich nach Bedarf änderten; da es gleichfalls eine lichte Höhe von 7 m hatte, so sind auch eingebaute Zwischengeschosse sehr wahrscheinlich.

⁶⁷⁾ Vergl.: Köln und seine Bauten. Festschrift etc. Herausgegeben vom Architekten- u. Ingenieur-Verein für Niederrhein und Westfalen. Köln 1888. S. 107 u. f. .

⁶⁸⁾ Siehe ebendas., S. 107 u. 108.

Die äussere Architektur der Langseiten war sehr einfach, nur eine Reduction des Systemes der beiden kurzen Seiten, da sie für das Publicum ziemlich unsichtbar blieben, indem die Südseite gegen eine enge Straße geht, die Nordseite gegen einen durch die Erweiterung jetzt verbauten Hof sich richtete. Eigenthümlich war dagegen die Ost- und Westseite ausgestattet; sie gaben alle Elemente der bürgerlichen Architektur des XV. Jahrhundertes Cölns wieder und sind daher das Vorbild für manche andere Gebäude geworden (Fig. 43). Das Erdgeschoß ist glatt mit grossen Thoren an jeder Seite, dazwischen vier durch Steinpfosten untertheilte Fenster, welche neu sind und ursprünglich kaum die jetzige Größe gehabt haben dürften. Figuren unter reichen Bleibaldachinen stehen über jedem Thore. Im Obergeschoß sechs grosse Steinkreuzfenster zwischen schmalen Pfeilern, welche durch Reliefstäbe mit Masswerknaßen die Architektur der Steinkreuze fortsetzen. Die äusseren Pfeiler sind breiter und noch durch

Fig. 43.

Schmalseite des Kaufhauses »Gürzenich« zu Cöln⁶⁷⁾.

1/250 n. Gr.

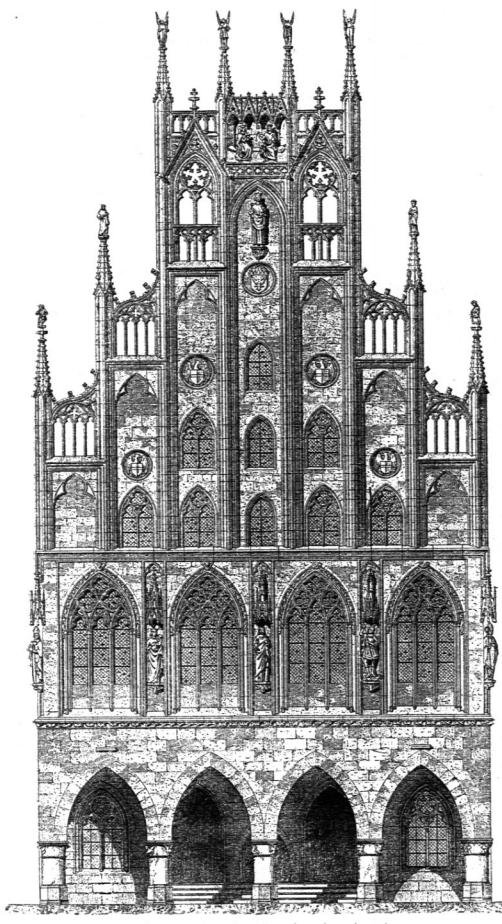
einen mittleren lothrechten Reliefstab untertheilt. Auf jedem Pfeiler liegt über dieser Stabwerk-Architektur eine Pavese (Schild) mit dem Wappen der Stadt, wie sie deren Kriegsknechte trugen. Die Wand über den Fenstern, oben in Zinnen auslaufend, ist gleichfalls mit dieser Stabwerk-Architektur überzogen; an den Ecken tragen auf Consolen stehende Säulchen je ein polygones, wenig über die Zinnen vorstehendes, mit Masswerk überzogenes Thürmchen ohne Spitze. Der Zweischiffigkeit des Saales entsprechend, lagen zwei lange parallele Dächer, zwischen welchen sich eine Stockrinne hinzog, auf dem Gebäude, welche gleich den Läufen hinter den Dächern ihre Ausgänge an der Ost- und Westseite hatte. Gerade diese Dachanlage, welche die Giebel-Architektur überflüssig machte, welche aber in ihrer Höhenentwickelung in sehr glücklichem Verhältnisse zur unteren Architektur stand, war für den Charakter des Baues bestimmend (Fig. 43). Durch den Umbau ist diese charakteristische Anlage verloren gegangen, während sonst das Meiste äusserlich getreu wieder hergestellt wurde.

Die Kaufhalle zu Constanz hat eben so, wie jene zu Cöln und zu Krakau, im I. Obergeschoß einen mächtigen Saal, der dieselbe Bedeutung hatte, wie alle erwähnten Stadtsäle; wir haben diesen Bau schon im vorhergehenden Hefte (in Fig. 86 und auf S. 243) dieses »Handbuches« berührt.

63.
Sonstige
Rathäuser
und
Kaufhallen.

Wie lange die einzelnen dieser städtischen Säle als Gerichtsstätten dienten, lässt sich nur von Fall zu Fall studiren; in Nürnberg blieb der Saal noch im XVIII. Jahrhundert Gerichtssaal. Allein der Tanz im Rathausaal, die Hochzeiten dafelbst und die Feste aller Art kamen immer häufiger vor. In mancher Stadt scheint die Erinnerung an die Abhaltung der Gerichte ganz verloren gegangen zu sein; zum mindesten hat der Verfasser nie davon reden hören.

Fig. 44.



Giebelfront des Rathhauses zu Münster⁷⁰⁾.

Eben so wie in Cöln, Nürnberg und in anderen gröfsen Städten war auch in den übrigen, von denen wir bisher noch nicht gesprochen haben, für dieselben Bedürfnisse gesorgt.

Weniger umfangreich aber, als die Rathaus- und Hallenbauten sich in den grossen Handelsstädten gestalteten, waren sie in den kleineren und kleinsten. Allenthalben aber finden wir noch in Deutschland Rathäuser, welche der Erwähnung und Betrachtung im höchsten Grade würdig wären, und sicher wird Mancher bedauern, dass er nicht über die Rathhäuser zu Aachen, Basell, Goslar, Lübeck, München, Stralsund und Ulm, über die alte Anlage des Bremer und so viele andere Auskunft in unserer Arbeit findet⁶⁹⁾; selbst das prunkvolle Rathaus in der Altstadt Braunschweig müssen wir übergehen und schließen unsere Betrachtung mit zwei eigenartigen Bauten, dem Rathause zu Münster in Westfalen und jenem der Stadt Tangermünde.

Besonders reizvoll ist jenes zu Münster⁷⁰⁾, dessen Giebelfront in Fig. 44 wieder gegeben ist. Deutlich ersichtlich tritt der Charakter des zweischiffigen Saalbaues hervor.

64.
Rathaus
zu
Münster.

Das Erdgeschoß, welches nach der Straße zu eine Laube hat, diente natürlich, wie allenthalben, Handelszwecken. Das Obergeschoß enthält den großen Saal, welcher, durch eine hölzerne Pfeilerreihe in zwei Schiffe gegliedert, eine flache Holzdecke hatte. Die Viertheiligkeit der Front entspricht dem zweischiffigen Inneren. Der darüber befindliche Dachboden mag vielleicht als gleichfalls Lagerraum dem Handel gewidmet gewesen sein; denn die kleinen Öffnungen der Mitte des Giebels, welche im Gegensatze zum

⁶⁹⁾ Wir verweisen auf Theil IV, Halbband 7 (Abth. VII, Ab schn. 1, Kap. 1) unseres »Handbuches«, wo unser College Bluntschli über Rathäuser handelt.

⁷⁰⁾ Vergl.: VERDIER & CATTOIS. *Architecture civile et domestique au moyen-âge et à la renaissance.* Bd. I. Paris 1864. S. 156 ff. mit zugehöriger Tafel.

unteren Theile nicht durch einen Pfeiler, sondern durch Oeffnungen betont ist, scheinen darauf hinzudeuten, dass Waarenaufzüge sich am Giebel befanden, von welchen allerdings auf unserer Abbildung nichts mehr zu sehen ist.

In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre unserer Zeit fand ein Umbau statt, bei welchem die flache Decke und die Pfeiler des Saales entfernt und eine hoch in das Dach eingreifende Decken-Construction hergestellt wurde, die dem Saale beträchtliche Höhe gab. Vor dem Dache steigt der Giebel, dessen Profil hoch überragend, in glänzender Gestaltung mit reichem Figurenschmuck in die Höhe. Dass die beiden Maßwerkfenster im Erdgeschoss nicht ursprünglich in dieser Weise vorhanden waren, versteht sich von selbst, obwohl in der ganzen Front die spitzbogigen Maßwerkfenster durchgeführt sind.

65.
Rathhaus
zu
Tangermünde.

Der zweite Bau, jener des Rathhauses zu Tangermünde, zeigt, diesem zur Seite gestellt, in höchst charakteristischer Weise die Verschiedenheit des norddeutschen Backsteinbaues von jenem des Haufsteinbaues. Es ist ebenfalls ein Saalbau, dessen Giebel in sehr reicher Ausstattung als reiner Schmuckbau in die Lüfte steigt und das dahinter liegende Dach weit mehr überragt, als der Giebel zu Münster. Es ist ein kleiner Bau, dieses letztere Rathaus; die Stadt selbst war ja nicht groß; aber es zeigt einen Grad von Phantasie, der sehr auffallend sein müsste, wenn nicht die ganze Schule, die sich da im Norden entwickelt hatte, dieselbe theilte. Selbst die Befestigungsbauten, auf welche im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches« hingewiesen ist, tragen ja ähnlichen Charakter.

Die Giebelfront, womit der Saalbau abgeschlossen ist, bildet einen wahren Prunkbau des norddeutschen Backsteinbaues, als folcher nur von einigen Kirchenbauten erreicht. Die Giebelseite des Saalbaues⁷¹⁾ ist durch vorspringende sechseckige Pfeiler in drei lothrechte Abschnitte getheilt. Diese aus wechselnden Schichten von rothen und schwarz glasirten Backsteinen aufgebauten, mit einer Gliederung an den Rändern versehenen Pfeiler, zwischen welche in Abständen über einander kleine gebrannte und glasirte Ziergiebelchen eingespannt sind, steigen, in Spitzen endend, hoch über das Dach empor und haben, in den beiden seitlichen Abtheilungen den unteren Theil des Daches überragend, in der mittleren hoch den Dachfirst übersteigend, drei durchbrochene Giebel mit künstlich aus kleinen Theilen zusammengesetzten Terracotta-Rosetten. Es ist ein geradezu berückend phantastischer Eindruck, welchen diese bunte, frei in die Luft auffsteigende Architektur macht; sie hat etwas so südl. Anmutendes und Beschränkendes, wenn sie sich vom blauen Himmel abhebt, etwas so Märchenhaftes, wenn sie, von dickem Schnee bedeckt, schwere graue Wolken hinter sich hat, welche sie zu umhüllen scheinen, dass sie immer wieder von Neuem anzieht.

Bemerkenswerth ist, dass die Giebelfront jetzt die Breitseite des Saales bezeichnet, der ehemals tiefer war. Der Bau hat ja, wie fast alle Rathäuser fortwährend Umbauten erfahren.

Sehr rationell kann allerdings die kalte Betrachtung diese Anlage und die phantastische Bauweise des Giebels um so weniger finden, als ja das Klima doch eine durchaus andere Weise verlangen würde. Indessen ist sie einmal so, und man wird sich durch die Kritik die Freude nicht verderben lassen. Der Bau gehört übrigens bereits der zweiten Hälfte des XV. Jahrhundertes an. Adler nimmt wohl mit Recht dafür die Zeit von 1460—65 als Entstehungszeit an.

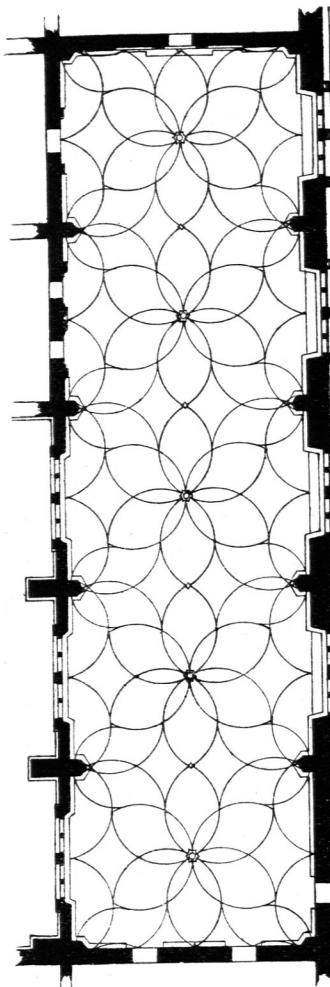
66.
Palas
auf der Burg
zu Prag.

Es ist etwas sehr Schönes um die Systematik, und systematische Eintheilung wie Behandlung des Stoffes stehen insbesondere einem Buche sehr wohl an. Aber das Leben kümmert sich nicht um die Systematik. Der systematischen Entwicklung der geschichtlichen Verhältnisse treten oft hemmende Umstände entgegen, und so muss bei Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung auch der Baukunst da und dort von strenger Systematik um so mehr abgesehen werden, als mitunter die Zwischenglieder nicht mehr erhalten sind, durch welche die noch stehenden Reste in ein System gebracht werden könnten.

So kommen wir auch jetzt erst mit einem fürstlichen Saalbau, der, weil er so viel jünger ist, sich doch trotz best gewahrter Systematik nicht so schön vor den städtischen Hallen und Saalbauten ausgenommen hätte, als wenn wir ihn erst hier,

⁷¹⁾ Siehe: Allg. Bauz. 1850, Taf. 322—325, wonach in Theil IV, Halbband 7 (S. 14 u. 15) dieses »Handbuches« Grundrisse und Giebelansicht gegeben sind.

Fig. 45



*Wladislaw'scher Saalbau (Palas)
auf der Burg zu Prag*⁷²⁾.

1/500 n. Gr.

am Schluss der Saalbauten, anführen. Es ist der erst dem Schlusse der Periode angehörige grosse Saalbau des böhmischen Königschlosses, der *Wladislaw'sche Saal* zu Prag (Fig. 45⁷²⁾), ein Werk des Meisters *Benedict Ried* von Pifting in Niederösterreich, welchen die Czechen von seiner späteren Heimat Laun in Böhmen *Beneš von Laun* nennen.

Dieser Saal ist nur einschiffig, 60 m lang und 16 m breit, mit reicher spät-gothischer Wölbung, deren Rippen nach Cirkelschlägen konstruiert sind, ausgeführt. Diese werden zu beiden Seiten von Wandpfeilern aufgenommen, an denen sie ziemlich tief herabgehen. In jedem Felde zwischen zwei Wandpfeilern steht ein großes Doppelkreuzfenster. Der Eindruck des Raumes ist, bei einer Scheitelhöhe von 13 m, ein ganz gewaltiger.

Die Reihe der Palasbauten schließt hierdurch mit einem großartigen Werke. Wie viele Gebäudegattungen haben noch ihren Entwicklungsgang, dessen Verfolgung eben so interessant ist, als jener der Hallen- und Saalbauten, welche wir im 2. und im gegenwärtigen Kapitel gerade durch 1000 Jahre verfolgt haben. Aber nicht bloß fehlen uns bei denselben so viele Zwischenglieder, dass wir nicht daran denken können, für irgend eine Gebäudegattung eine ähnliche Reihe zusammenzustellen; sondern auch der Raum fehlt uns. Das »Handbuch der Architektur« ist in seiner Einrichtung nicht darauf angelegt, dass in diesem Theile alle wichtigen Gebäude vorgeführt oder auch nur genannt werden. Es sollen nur so viele Beispiele betrachtet werden, dass der Studirende ein Bild der großartigen Mannigfaltigkeit erhält, in welcher die Periode, die wir zu betrachten haben, das Mittelalter, seine Schaffenskraft kund giebt. Es soll aber auch, und das halten wir für unsere Hauptaufgabe, nachgewiesen werden, dass weder Willkür, noch Zufall die Gebäudegattungen, die Gebäudeanlagen und die

67.
Vielseitigkeit
der sonstigen
Gebäude-
gattungen.

Gebäudeformen bestimmt hat, dass sie nicht entstanden sind, weil es irgend einem Baumeister einfiel, man könne dies so oder vielleicht auch anders gestalten, sondern, weil das Leben und seine Bedürfnisse es so verlangten, weil die Anschauungen des gesammelten Volkes bestimmte Traditionen fest gehalten haben wollten. Es handelt sich bei unserer Arbeit darum, unsere jüngeren Collegen dafür empfänglich zu machen, dass die Aufgabe aller Wissenschaft, *rerum cognoscere causas*, d. h. den Zusammenhang der Dinge zu erforschen, allein zum Verständnisse der Gebäudeanlagen, wie der Stilformen führen kann, und wenn wir dies bei einer Gebäudegattung gethan haben, so glauben es uns wohl unsere Leser, dass bei anderen dieselbe Erfahrung zu Tage tritt. Ja vielleicht findet sich sogar einer oder der andere veranlasst, andere Gebiete in ähnlicher Weise zu studiren. Es bedarf nur eines Blickes auf die

⁷²⁾ Vergl. die Aufnahmen *Hauberrisser's* in den von der »Wiener Bauhütte« veröffentlichten Blättern.

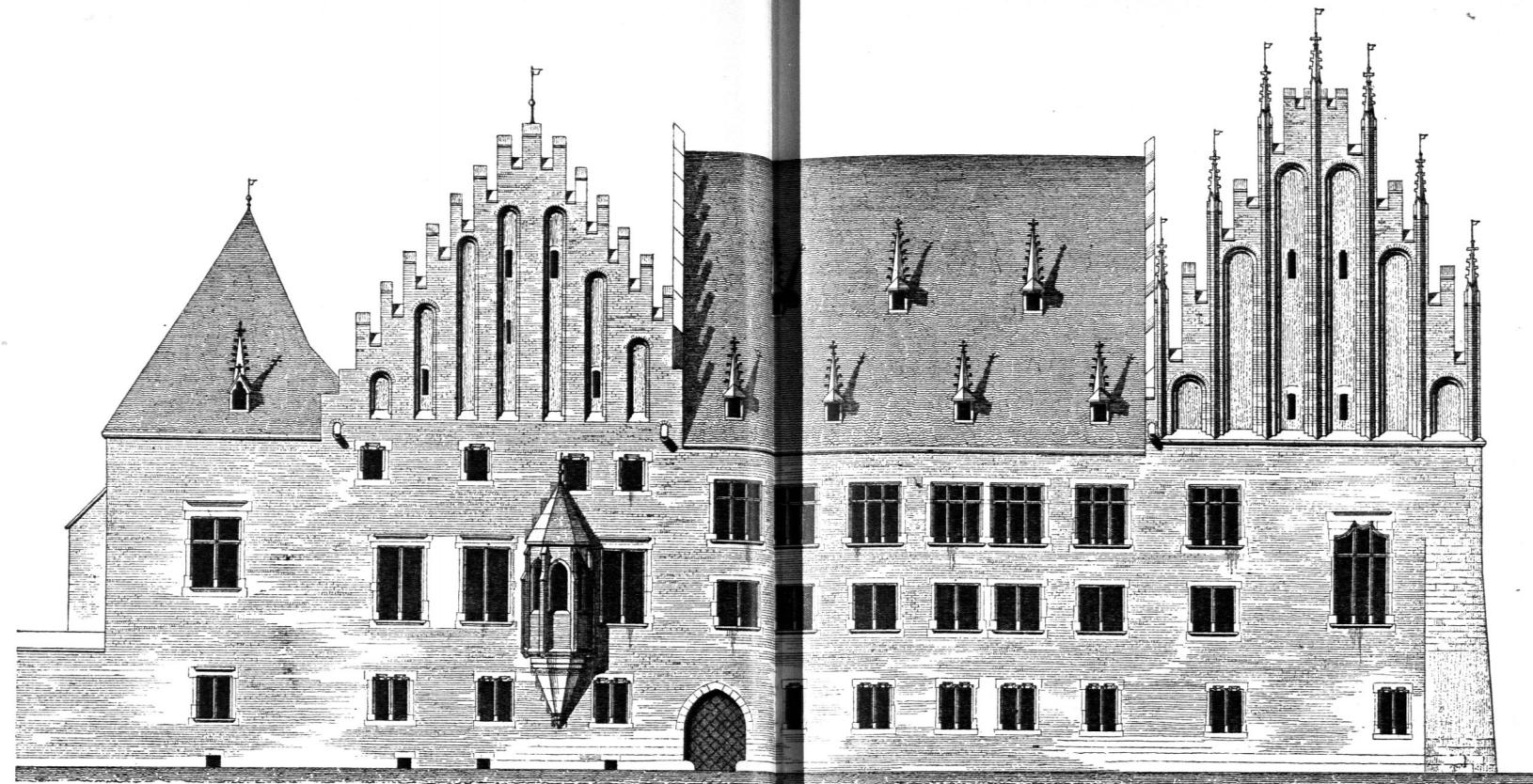
Titel der Auffsätze in *Viollet-le-Duc's Dictionnaire*, um zu fehen, welchen Gebäudegattungen wir noch Worte hätten widmen müssen, wenn wir eine systematische Darstellung der gesammten Wohnbaukunst geben wollten. Wir müssen es jedoch ablehnen, auf dem uns zur Verfügung gestellten engen Raume dies zu thun. Nur auf einen Repräsentanten einer Gebäudegattung wollen wir hier hinweisen, da ja doch eine systematische Behandlung gerade dieser Gattung nicht möglich ist und sich das, was wir zu sagen haben, immer besser noch hier anschliesst, als an jedem anderen Punkte unserer Arbeit; denn auch hier bildet ja ein Saalbau das Hauptelement.

68.
Universitäten.

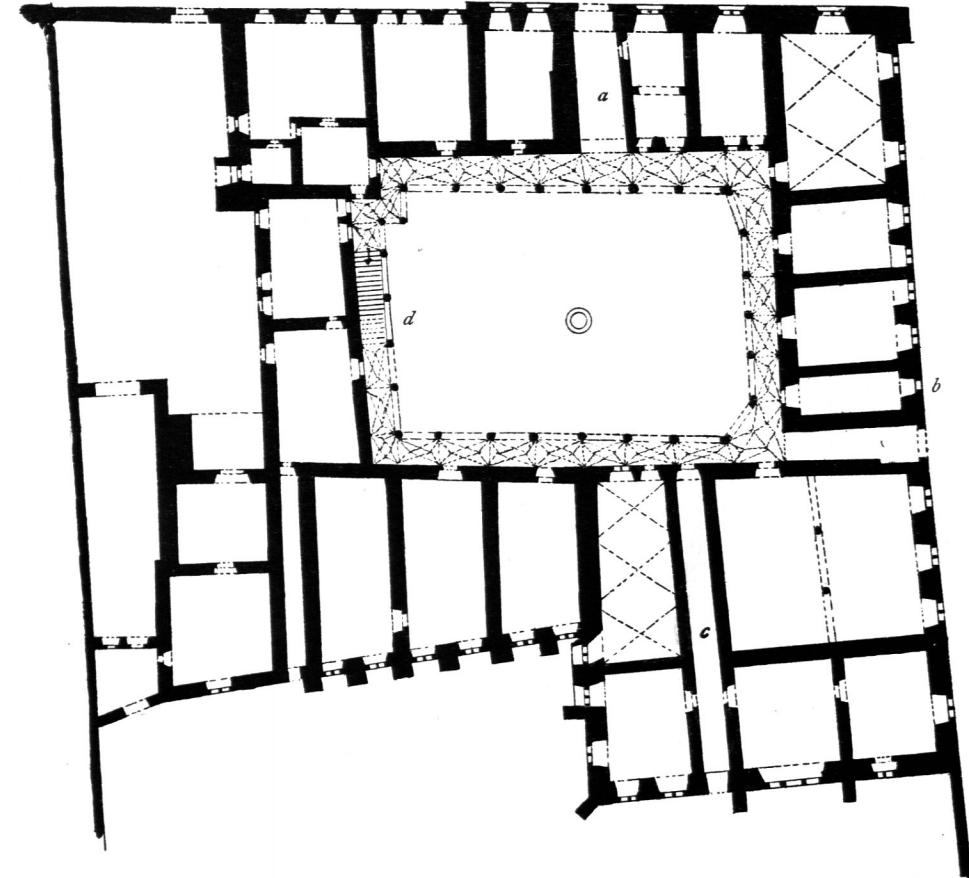
Der Pflege der Wissenschaften legte das Mittelalter grofse Bedeutung bei. In den früheren Jahrhunderten waren die Klöster die Hüter derselben; durch sie wurde insbesondere bewahrt, was an Werken des classischen Alterthumes auf uns gekommen ist, durch sie die Verbindung mit dem Alterthume fest gehalten. Als im XII. Jahrhundert das Klosterleben in Italien und bald in Frankreich überhaupt eine andere Richtung annahm, erhoben sich die Universitäten, zunächst von den Bischöfen und weltlichen Fürsten unter den Auspicien der Päpste und auf deren Veranlassung gegründet, als Stätten der Wissenschaft, theils um Gelehrten Ruhe und Mufse zur Beschäftigung mit denselben zu gewähren, theils um jungen Leuten Gelegenheit zur Lehre und Ausbildung im Umgange mit den Leuchten der Wissenschaft zu bieten. Sie waren selbständige Stiftungen, unabhängig von jedem äusseren Einflusse, mit eigenem Vermögen und dem eigenen Rechte der Aufnahme. Jeder *Civis academicus* hatte Theil am Vermögen und an den Rechten der Stiftung. Jeder, ob Schüler oder Meister, war berechtigt, in allen die Gesamtstiftung betreffenden Angelegenheiten mitzureden. Der Rector, von Allen gewählt, und der Rath hatten Regierungs pflichten in dieser Republik auszuüben, wie Bürgermeister und Rath in den Städten, wie die Fürsten in ihren Ländern. Schon im XII. Jahrhundert hatte sich die Universität zu Paris unter allen des höchsten Ansehens zu rühmen, welches noch mit dem XIII. Jahrhundert wuchs und wesentlich dazu beitrug, die führende Stellung Frankreichs im gesammten Culturleben aufrecht zu erhalten und zu fördern; denn eine grofse Zahl wissensdurstiger junger Männer aus allen Theilen Deutschlands, wie aus den übrigen Ländern der Welt strömte nach Paris und lernte neben der Wissenschaft Frankreich mit seinen Einrichtungen und Zuständen, seiner entwickelten Kunst, seiner reichen Literatur kennen und lieben und verbreitete, nach seiner Rückkehr in der Heimath, die dort gewonnenen Anschauungen und das Interesse für dieselben, so dass das Frankreich des heiligen *Ludwig* und *Philipp Augusts* die Welt weit mehr beherrschte, als je dasjenige *Ludwigs XIV.* und *XV.* es vermochte. In Deutschland erschienen die Universitäten erst im XIV. Jahrhundert. Die erste war die von Kaiser *Carl IV.* zu Prag gegründete; kurze Zeit darauf gründete *Casimir der Große* jene zu Krakau, die wir unter den übrigen Universitäten gerade deshalb besonders nennen, weil sie ausgeprochenemassen gegründet ist, um Polen auch auf dem Gebiete der Wissenschaft vom Auslande unabhängig zu machen.

Was die Gebäude betrifft, in welchen die Universitäten hausten, so ist wenig darüber bekannt. Es müssen ursprünglich wohl Gebäudegruppen gewesen sein, etwa den Stiften ähnlich, von einer Mauer umfasst, innerhalb deren es keine andere Obrigkeit gab, als jene des Rectors. Der Rector hatte als Regent eben so seinen Palas nöthig, wie Fürsten und Große und später die Städte den ihrigen im Rathhaussaale, und wenn das Rathaus um der Bedeutung seines Saales willen als *Curia* bezeichnet wurde, so hiefs der Palas des Rectors ebenfalls, um ihn mit dem fürstlichen Hof-

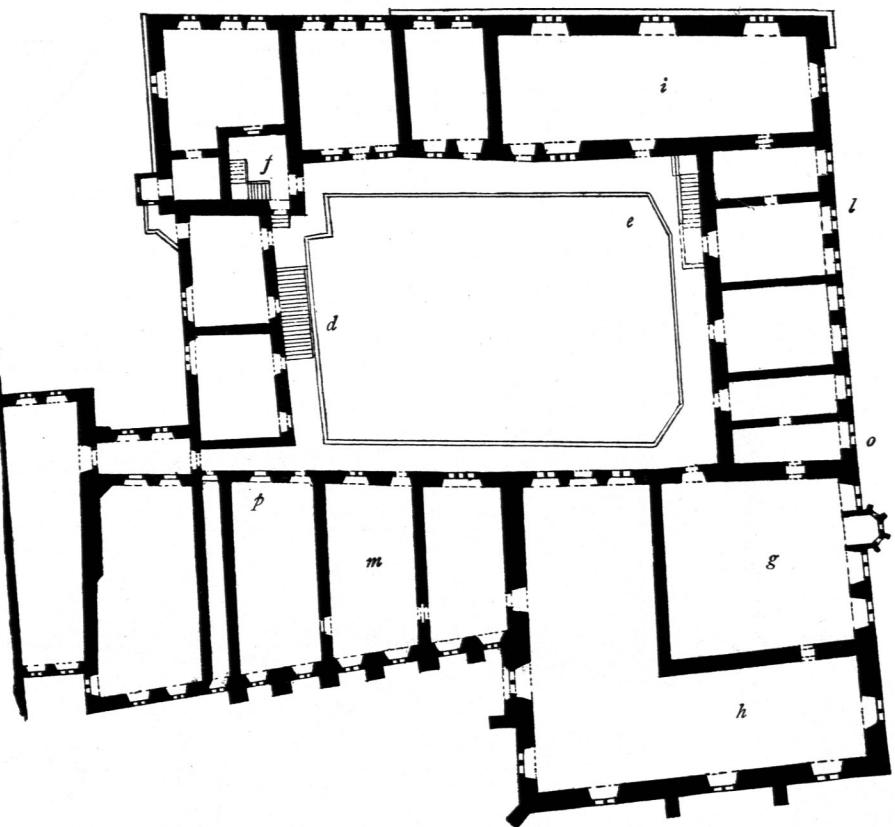
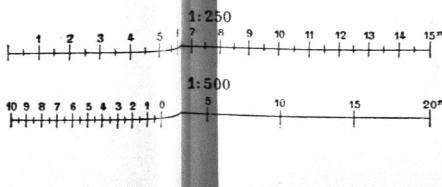
Collegium
Jagellonicum



Ansicht & Ostseite.



Erdgeschoß.



I. Obergeschoß.

halte zu vergleichen, *Aula*. Ohne Zweifel war auch die *Aula* ursprünglich ein gesonderter Bau innerhalb der Mauer, welche die Universität umschloß, die in ihrer ganzen Anlage vielleicht abermals an die Fürstenpaläste der älteren Zeit erinnert haben mag. Doch find uns Gebäude aus jener Zeit nicht mehr erhalten. Später aber erwarben die Universitäten allenthalben in der Stadt Grundstücke, auf denen sie Gebäude errichteten, da auch die Zahl der Studenten so zunahm, dass nicht alle innerhalb der Mauer Raum finden konnten. So finden wir denn gesondert die Collegienhäuser, in welchen auch die *Aula* Raum fand, und getrennt davon, da und dort in der Stadt, die Wohnungen der Professoren und die Burse, in welchen die Studenten wohnten und die, von größerem oder geringerem Umfange, meist wieder besondere Stiftungen für bestimmte Landsmannschaften waren.

In Krakau ist, so viel uns bekannt, das einzige mittelalterliche Collegienhaus, das *Collegium Fagellonicum*, erhalten geblieben, von welchem wir deshalb, obwohl es erst dem Schlusse des Mittelalters angehört, auf der neben stehenden Tafel zwei Grundrisse, die östliche Front und einen Durchschnitt geben. Die Gebäude gruppieren sich wie ein Kloster um einen rechteckigen mittleren Hof, welcher von einer Säulen-halle umgeben ist, die einen offenen Corridor im I. Obergeschoß trägt. Die Räume mögen theilweise schon früher Umgestaltungen erfahren haben; theilweise aber erhielten sie folche, als sie in den fünfziger Jahren zur Universitäts-Bibliothek eingerichtet wurden.

Der Hauptzugang befindet sich auf der Nordseite bei *a*, ein anderer auf der Ostseite bei *b*, ein Durchgang vom mittleren nach einem südlich gelegenen Hofe bei *c*. Die schmale einarmige Treppe, welche zum Obergeschoß empor führt, liegt bei *d* in der Halle; bei *e* im I. Obergeschoß liegt eine nach dem II. Obergeschoß emporführende, ebenfalls geradarmige Treppe. Doch findet sich ein folches II. Obergeschoß nur über einzelnen Räumen, so dass bei *f* eine zweite Treppe empor führt. Die Haupträume haben eine beträchtliche, zwei gewöhnlichen Stockwerken entsprechende Höhe, etwa 7 m. Im Allgemeinen überrascht uns die Kleinheit der meisten Räume. Wenn wir indeffen mittelalterliche Auditorien abgebildet sehen, so finden wir stets nur wenige Schüler zu Füßen der Lehrer sitzen, und wir müssen daher annehmen, dass solch kleine Räume als Auditorien genügten und die größeren Säle nur für andere Zwecke in Anspruch genommen waren. Zunächst wird es wohl die Aula sein, welche wir suchen. Das Chörlein an der Giebelseite zeigt uns, dass es kein anderer Raum als *g* gewesen sein kann; doch war jedenfalls die dem Chörchen gegenüber liegende Wand nicht vorhanden, dagegen die Seitenwand verlängert, wie sich dies aus dem Grundriss des Erdgeschoßes reconstruiren lässt. Der daneben liegende Saal *h* war nicht hakenförmig. Vielleicht waren es, den Strebepfeilern entsprechend, auch im I. Obergeschoß drei Gemächer, die eben so als Nebengemächer des Saales zu denken sind, wie jene Nebengemächer neben den Rathausfälén⁷³⁾. Vielleicht ging aber auch der Saal *h* bis zur Rückmauer des Gebäudes durch, hatte gleiche Grösse mit *i*, und die beiden Säle *h* und *i* mögen, gleich der Aula, Versammlungsfäle gewesen sein, etwa für einzelne Facultäten, da auch ihre Höhe darauf zu deuten scheint.

Die architektonische Construction giebt uns zu verschiedenen lehrreichen Bemerkungen Anlafs. Was lag unter dem Palas des Rectors, der Aula? Der Gebieter der Universität, welchem die Scepter vorangetragen wurden, hatte keine Soldaten, deren Aufenthalt ein Saal unter dem oberen Saal gebildet hätte. Die geringe Höhe des Erdgeschoßes erinnert uns daran, dass im Mittelalter bei vornehmen Häufern, und ein folches sollte doch das Collegienhaus sein, das Erdgeschoß nur untergeordneten Zwecken diente. Nach der Strafse war jedes vornehme Haus im Erdgeschoß fensterlos. Hier ist es jedoch durchgängig mit Fenstern nach der Strafse versehen. Auch dessen einzelne Räume geben sich als Auditorien kund und tragen theilweise noch die Namen berühmter Lehrer; dies würde, wenn es ursprünglich war, zeigen, dass eben nur die Ansprüche, welche man an eine gewöhnliche bürgerliche Wohnstube machte, an ein folches Auditorium gestellt wurden. Es ist jedoch recht denkbar, dass alle diese Auditorien erst einem späteren Umbau, etwa des XVII. Jahrhundertes, ihren Ursprung verdanken. Unter den ursprünglich dort befindlichen Räumen ist jedenfalls der Carcer zu suchen, dann Magazine, Holzlagen, Dienerräume etc. Auch die Fenster des Erdgeschoßes sind doch wahrscheinlich erst später entstanden, theilweise wohl erst

69.
*Collegium
Fagellonicum*
in
Krakau.

⁷³⁾ Siehe Art. 60 (S. 65).

bei der letzten Restauration. Natürlich ist bei der geringen Stockwerkshöhe des Erdgeschoßes die gewölbte Säulenhalle, welche den Hof umzieht, so niedrig, dass ein großer Mann eben noch unter den Ankern wegkommen kann. Um die darauf befindliche Galerie unter Dach zu bringen, ist das Hauptdach so viel breiter angelegt als die darunter befindlichen Mauern, dass es über die Galerie vorschiesst. (Vergl. den Querschnitt.) Ein ganzes Drittheil des Daches schwebt also gerade in der Luft. Es hatten sich denn auch die Balken mit ihren Köpfen abwärts gebogen, und der Verband des Dachstuhles hatte sich gelockert, so dass man bei dem Bau in den fünfziger Jahren eine Streben-Construction zur Feststellung des Dachrandes hat anlegen müssen. Charakteristisch ist auch, dass jeder Flügel sein besonderes Dach hatte, welches zwischen zwei Giebel gestellt ist; über dem Nordflügel liegt ein von *k* bis *l* gehendes Dach, dessen Construction gerade in unserem Querschnitte gegeben ist. Ein eigenes Dach mit Giebeln lag auf der ehemaligen Aula *g*, ein anderes auf dem Saale *h* und ein drittes auf dem Gebäudeflügel *m*. Während vom Dache über *g* die Bedeckung der Galerie im Giebel nicht zum Ausdrucke kommt, ist sie bei den übrigen Räumen deutlich ausgesprochen. Der Giebel über dem Saale *i* geht an der Ostfront bis *l*; über den Mauern in den Linien *el* und *no* stehen jene des eigentlichen Ostflügels, bei *k* und *p* jene des Westflügels. Allenthalben waren zwischen diesen einzelnen, vollständig getrennten Dächern Stockrinnen, welche man im Mittelalter durchaus nicht scheute, eingelegt. Heute allerdings sind sie sehr unbeliebt, und man hat sie auch am *Collegium Jagellonicum* durch Verlängerung der Dachfirste bis zum nächsten Dache zu beseitigen gewusst; aber dadurch ist der Charakter des Gebäudes vollständig verändert. Man betrachte die Ostseite. Sie erscheint wie eine Gruppe von vier neben einander stehenden Gebäuden, was ja auch vollständig zutrifft; jetzt, wo zwischen den beiden äusseren Giebeln ein Dachfirst deren beide Spitzen verbindet, erscheinen die Giebel als ein vollständig blinder Aufbau, an moderne Risalite erinnernd, ohne deren von unten aufgehende Motivirung.

Uebrigens war der Wiederhersteller des Hauses, Baudirektor *Kremer*, ein außerordentlich liebenswürdiger Herr und hat des Verfassers Studien in Krakau sehr gefördert; ihm verdanken wir insbesondere auch die Mittheilung von Zeichnungen des Gebäudes vor dem Umbau; mit uns aber danken ihm alle Kunstmänner, dass er eine grosse Zahl von Bruchstücken mittelalterlicher Architektur, welche nach dem grossen Brande Krakaus im Jahre 1850 nicht wieder beim Aufbau der Häuser, denen sie ursprünglich angehört, verwendet worden waren, bei diesem Bau wieder verwendet und so aus dem Gebäude ein wahrhaftes Architekturmuseum gemacht hat. Wenn nun auch heute nicht mehr Alles ist, wie ursprünglich, und auf unseren Zeichnungen einzelne Thüren und Fenster stehen, die nicht zum ursprünglichen Bau gehörten, so freuen wir uns doch, dass sie heute dort sind, und der Verfasser schliesst dieses Kapitel mit einer sehr angenehmen persönlichen Erinnerung.

5. Kapitel.

Der Wohnhausbau in den Städten von der Mitte des XIII. bis zum Schlusse des XV. Jahrhundertes.

^{70.}
Drei Gruppen
von
Localschulen
in
Deutschland.

Kehren wir zur Bauweise der bürgerlichen Wohnhäuser in den Städten Deutschlands zurück, deren Entwicklung wir in Kap. 3 bis zur Mitte des XIII. Jahrhundertes geführt und nun durch das XIV. und XV. Jahrhundert zu verfolgen haben, so treten uns vor Allem, der Stammesverschiedenheit der Deutschen, aber auch der politischen Gliederung entsprechend, eine ganze Anzahl von Localschulen entgegen, die allein schon ein höchst mannigfaltiges Bild der Lebensgewohnheiten und der dadurch bedingten Vielseitigkeit des Hausbaues geben. Nun tritt aber in jeder Stadt wieder die Verschiedenartigkeit der Lebensstellungen und Stände im Wohnbau auf. Allenthalben macht sich neben dem Standesbewusstsein auch eine reiche Fülle von Individualitäten geltend; kurz das Bild gewinnt eine Mannigfaltigkeit, welcher wir innerhalb des Rahmens, der uns hier vorgezeichnet ist, unmöglich genügend Rechnung tragen können. Wir müssen uns begnügen, nur einzelne

der vielen Typen, welche uns entgegen treten, und der vielen Varianten folcher gleichsam als Proben der Mannigfaltigkeit vorzuführen.

Da ergeben sich denn nach dem Baumaterial, welches zur Verwendung gekommen ist, einzelne grosse Gruppen. Das im Ganzen häufigst verwendete Material blieb immer das Holz, und zwar in der Verwendung als »Fachwerkbau« oder »Riegelbau«. Innerhalb des Holzbau-Gebietes zeigen sich zunächst wieder zwei grosse Gruppen, die sich beinahe nach der Verwendung der beiden Ausdrücke von einander trennen, welche wir soeben dafür gebraucht haben: eine grosse südwestdeutsche Gruppe, in welche wir noch die hessische einschliessen und welche ihren Sitz in jenen Gegenden hat, wo heute noch, wie in Schwaben, der Ausdruck Riegelbau vorherrscht, und eine grosse nordwestdeutsche Gruppe, in deren Bereiche man von Fachwerkbau spricht, welche vorzugsweise im Harze, überhaupt in Niedersachsen ihren Sitz hat. Aber auch in allen anderen deutschen Städten finden sich vereinzelt Holzbauten, theils vielleicht bestimmten individuellen Anschauungen der Besitzer entsprechend, theils aber auch ihren Mitteln; denn zum grossen Theile sind es Gebäude von untergeordneter Bedeutung, mitunter selbst Provisorien, die man in anderen Gegenden aus Holz errichtet. Auch die Thatsache, dass allenthalben auf dem Lande auschliesslich Holzbauten ausgeführt wurden, deutet darauf hin, dass bei dem grossen Holzreichtume Deutschlands, insbesondere bei dem grossen Waldbesitze der Städte, so wie der Herren, deren Eigenthum die Dörfer waren, der Holzbau doch selbst da billiger war, wo das Steinmaterial nicht fehlte.

Nur wo solches leicht und nicht zu theuer zu beschaffen war, konnten ja auch der Mittelstand und die Kleinbürger daran denken, sich Häuser aus Bruchstein oder Quadern zu errichten. Die Ausdehnung, welche der Steinbau in Süd- und Mitteleutschland, vor Allem am Rhein, dann aber auch mitten in den Gegenden des Holzbaues, so in den westphälischen Städten, nahm, hing also wesentlich von der Nähe geeigneter Steinbrüche, dann aber auch von der Wohlhabenheit der Bewohner ab. So sehen wir denn auch vereinzelte Steinhäuser, und nicht die unbedeutendsten, welche uns erhalten sind, in Städten errichtet, wo sonst der Holzbau Regel war. Wir brauchen nur an einzelne Häuser in Frankfurt a. M. zu erinnern, welches ganz der Gruppe der süddeutschen Holzbauweise angehörte; wir brauchen nur daran zu erinnern, wie sich in einzelnen Städten Hessens, z. B. in Marburg, Holzbau und Steinbau ungefähr die Wage hielten. Es würde dieses Verhältnis noch viel bestimmter hervortreten, wenn uns allenthalben mehr mittelalterliche Häuser erhalten wären. So aber hat in Deutschland vorzugsweise im letzten Viertel des XVI. und im ersten des XVII. Jahrhundtes, durch Wohlhabenheit begünstigt, ein Umschwung in der Lebensweise wie der Geschmacksrichtung stattgefunden, welcher den Abbruch der mittelalterlichen Häuser und den Neubau in damaligem Geschmacke in solchem Umfange veranlasste, dass drei Viertheile des Gesammtbestandes an »alten« Bürgerhäusern aller deutschen Gegenden zusammen jenem halben Jahrhundert angehören und von dem Reste noch ein erheblicher Theil auch der späteren Zeit, so dass vom Mittelalter nur verhältnismässig wenig mehr übrig war, bevor das XIX. Jahrhundert, theilweise aus reiner Barbarei, theilweise aus wirklichem Bedürfniss noch aufräumte. Wir find also heute genöthigt, unsere kunstgeschichtlichen Regeln theilweise aus sehr wenigen Beispielen abzuleiten und manches heute doch vereinzelt dastehende Bauwerk als Typus anzusehen, weil wir aus den erhaltenen späteren immerhin schliessen können, dass auch die verschwundenen früheren ähnlich construirt gewesen sein müssen.

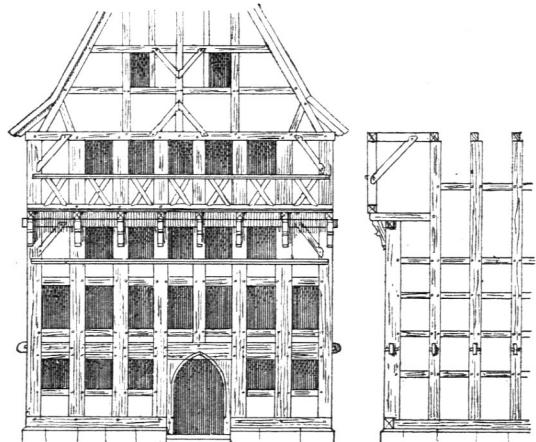
Es hat sich aber im Mittelalter neben dem Holz- und Steinbau noch eine andere Bauweise auch für das Bürgerhaus dort entwickelt, wo an Stelle des natürlichen Steines der künstliche, in kleinen Stücken hergestellte fast ausschließlich das Baumaterial bietet. Der Ziegel- oder Backsteinbau hat einer nordostdeutschen Gruppe, aber auch einer süddeutschen, vorzugsweise in Bayern, theilweise auch in Schwaben, die Grundlage gegeben, welche sich ebenfalls mit localen Variationen ausbildete und charakteristische Werke uns hinterlassen hat. Auch diese Gruppe hat vereinzelte Ausläufer in andere Gegenden entendet, und wir finden z. B. in Nürnberg, wo der Steinbau die Herrschaft gehabt, nicht bloß einzelne Holzbauten, sondern auch manche Reste von mittelalterlichen Backsteinbauten.

7.
Holzbau:
Haus
in Münden.

Wir müssen zunächst mit dem Studium des Holzbaues beginnen, und da treten uns um die Wende des XIII. und XIV. Jahrhundertes die ersten erhalten gebliebenen Holzbauten Deutschlands entgegen, allerdings kleine Objecte, wie eben die Häuser der Kleinbürger es zu allen Zeiten waren. *Schäfer*⁷³⁾ hat sich gerade um das Aufsuchen und Auffinden einiger hierher gehöriger Bauwerke grosse Verdienste erworben, die er noch wesentlich erhöht haben würde, wenn er den veröffentlichten Zeichnungen auch nur einige Worte beigefügt hätte. Das älteste Object dürfte vielleicht das Haus sein, welches er aus Hannoverisch-Münden veröffentlicht hat. Ob es noch steht, in welchem Theile der Stadt, ob historische Nachrichten darüber vorhanden sind, erfahren wir leider nicht. Wir geben in Fig. 46⁷⁴⁾, was er giebt, wieder mit der Bemerkung, dass uns der vorspringende Giebelaufbau jünger zu sein scheint, da er sich in das System des übrigen Baues nicht fügt.

Das ganze Constructionsystem beruht auf den lothrechten, durch alle Stockwerke von unten bis oben gehenden Säulen der Umfassungswände (Fig. 47⁷⁴⁾). Dieselben sind so enge gestellt, als die Gebälke gelegt sind, so dass sämmtliche über einander liegende Balken auf jeder Seite von folch einer Säule getragen werden und mit diesen Säulen einen Querbund durch das Haus bilden. Die Balken sind in die Säulen eingezapft, außerdem auch die neben den Zapfen stehenden Theile in schräge Ausschnitte eingelegt. Bei der untersten Balkenlage greifen die Zapfen durch die Säulen hindurch, stehen noch weit hervor und sind durch eingeschobene Holzkeile verklammert, so dass das ganze Haus der Quere nach eine feste Spannung erhielt. Solcher Bünde steht eine ganze Anzahl hintereinander. Der Tiefe nach ist die Verbindung derselben unter sich nur durch eine Anzahl in die Säulen eingezappter und mit Holznägeln befestigter Horizontalriegel hergestellt, so dass der gesammte Längenverband auf Holznägeln beruht; nicht einmal unter dem obersten Gebälke ist ein Kappholz über die Säulen gelegt. Auch die Front ist nur durch solche Nägel an den beiden Seitenwänden des Hauses fest gehalten. Jedes Schrägholz fehlt, so dass das Einfügen des ausgeladenen Giebels, welcher Bügen und Kreuzriegel hat und auf Stichen ruht, die mindestens zum ersten Balken hinter der Front gehen, eine wesentliche Befestigung bedeutete. Die Säulen selbst sind durch die Zapfen der Balken natürlich geschwächt; um nicht zu viele solche schwache Stellen am selben Punkte zusammenzutreffen zu lassen, sind die Horizontalriegel nirgends in der Balkenhöhe genommen, sondern in beliebiger Höhe dazwischen angebracht. In der Front sind sie so angeordnet, dass die Fenster die nötige Höhe erhielten. Ueber das Innere fehlt jede Angabe. Ob Durchzüge in der

Fig. 46.

Holzhaus zu Hannoverisch-Münden⁷⁴⁾.

1/250 n. Gr.

⁷⁴⁾ In: CUNO & SCHÄFER, C. Holzarchitektur vom 14. bis 18. Jahrhundert. Berlin.

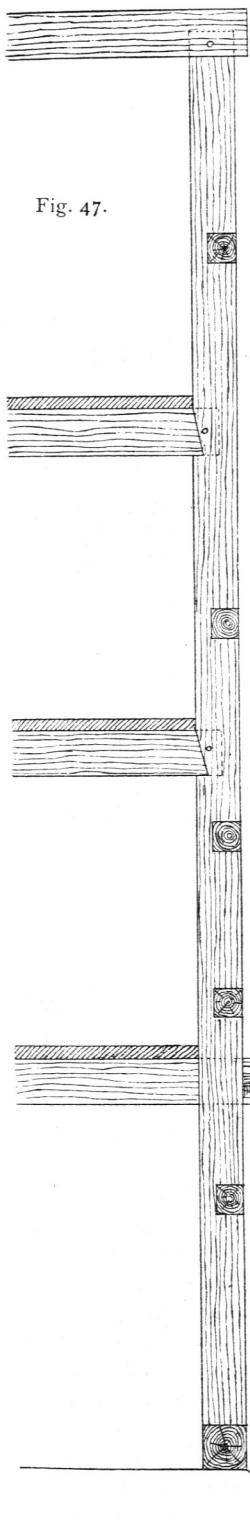


Fig. 47.

Mitte eines jeden Stockwerkes, deren ja die Balken bedurften, um sich nicht einzuschlagen, eine Längenverbindung bildeten, ob und wie auch hier durch alle Stockwerke durchgehende oder nur von Durchzug zu Durchzug reichende Säulen sie trugen, ob etwa der alte Innenbau nicht mehr vorhanden ist, ist Schäfer's Geheimnis.

Wir dürfen übrigens zweifeln, dass wir in diesem Gebäude einen Typus vor uns haben, der uns berechtigte, daraus weitere als etwa ganz locale Geltung beanspruchende Schlüsse, insbesondere auf vorausgegangene und nachfolgende Constructionsweisen, zu ziehen; denn wenn wir auch in benachbarten Gegenden Westphalens ländliche Gebäude in ähnlich schlechter Construction von späteren, selbst noch modernen Zimmern ausgeführt sehen, so zeigt uns doch ein Blick auf das erwähnte französische Haus einerseits und auf jene die alt-nordische Tradition fortsetzenden norwegischen Bauten andererseits, von welchen im nächstfolgenden Hefte wenigstens kurz die Rede sein wird, dass eine derartig mangelhafte Construction nicht das ausschließliche Resultat einer damals doch schon mindestens zwei Jahrtausende alten Uebung in der Holz-Construction war⁷⁵⁾. Wir dürfen eben nicht glauben, in diesem Hause etwa ein allgemein gütiges Schema der Holz-Construction vom Schlusse des XIII. Jahrhundertes vor uns zu haben.

Wesentlich entwickelter ist die Construction eines anderen gleichfalls von Schäfer⁷⁴⁾ veröffentlichten Holzbaues, der auch zu den ältesten in Deutschland erhaltenen gehört, eines kleinen Doppelhauses zu Marburg in Hessen (Fig. 48⁷⁴⁾), welches als dem Jahre 1320 entstammend wiedergegeben ist, natürlich ohne dass Schäfer angegeben hätte, ob diese Jahreszahl irgend wo am Hause eingeschnitten ist, ob sie urkundlich fest steht oder ob es eine Schätzung ist, welche wir in folcher Genauigkeit seinem Formengefühle verdanken.

^{72.}
Haus
in Marburg.

Jedes der beiden Einzelhäuser hat eine Frontlänge von ungefähr 4,5 m, das ganze Doppelhaus also von 9 m. Wenig grösser ist auch die Tiefe der Häuser, sie haben außer dem 3 m im Lichten hohen Erdgeschoß noch 2 Stockwerke, von denen das erste 2,5 m, das zweite gar nur 2,0 m lichte Höhe hat. In jedem Stockwerke ist für jeden der beiden Einzelbesitzer ein Raum nach der Straße angeordnet, dahinter ein kleiner Gang mit der geradarmigen Treppe, dahinter noch ein Raum. Im Erdgeschoß ist es die Werkstatt, in welche der einzige Eingang zum Hause führt und von der aus man in die Wohnräume gelangt. Nur ein einfaches bürgerliches Hauswesen sollte in solch einem Häuschen Unterkunft finden. Der Hauptraum war die von der Straße aus zugängliche Werkstatt. Neben der Thür war die ganze übrige Wand durch Fenster eingenommen, so dass möglichst viel Licht in das Innere fiel. Dort sass am besten Platze, aber doch so, dass er sich leicht erheben und eintretende Kunden begrüßen konnte, der Meister, neben ihm die Gefellen und der Lehrling. Sie arbeiteten auf Bestellung der Kunden und nur, wenn solche einmal fehlten, nebenbei auf Vorrath. Einen grossen Vorrath zu halten, erlaubten weder die Betriebsmittel, noch die Zunftregeln, und sämmtliche fertige

Constructions-Detail
zu Fig. 46⁷⁴⁾. — 1/50 n. Gr.

⁷⁵⁾ Vergl. auch die Halle *Wilhelm des Eroberers* in Fig. 4 (S. 16).

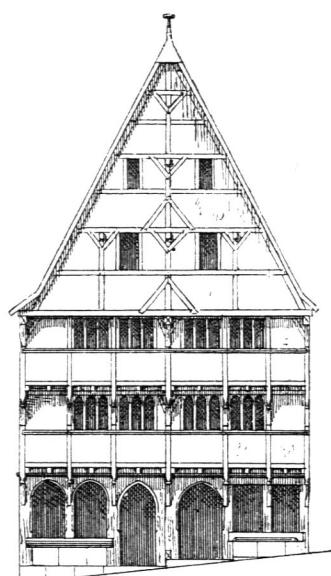
Waaren fanden meist auf dem Fensterbrette, höchstens noch in einem Schranke im Inneren der Werkstätte Platz. Einen Laden mit Vorräthen der verschiedensten Art hatte nur der Krämer, dessen Haus vielleicht um ein Weniges gröfser war, als die Hälfte folch eines Doppelhauses, in welchem des Meisters Werkstätte den Hauptraum bildete.

Der nächft wichtige Raum war die Stube im I. Obergeschoß über der Werkstätte, wo die Familie um die Meisterin versammelt war, wo Vater und Mutter schliefen und auch die gemeinsamen Mahlzeiten mit Gefellen und Magd genommen wurden, falls nicht der Tisch in der Küche gedeckt war. Wo in unserm Häuschen ursprünglich die Küche gewesen, ob in dem rückwärtigen Locale zu ebener Erde oder jenem des I. Obergeschoßes, geht aus Schäfer's Zeichnung nicht hervor, nach welcher wir unsre Fig. 49⁷⁴⁾ in dem auch sonst von uns fest gehaltenen Maßstabe wiedergeben. Die Kleinheit kommt daher, dass eben das Haus so klein ist.

Was uns vorzugsweise interessirt, ist die Construction dieses einfachen Hauses, welche in einem gewissen Gegensatze zu der später üblichen steht. Das Doppelhäuschen besteht nämlich aus fünf hinter einander aufgestellten Bünden, durch welche es in vier Abtheilungen gegliedert ist, von denen zwei die Werkstätte bilden, eine den erwähnten Gang mit der Treppe und eine das hintere Zimmer oder die Küche. Jeder Bund ist ein einfaches Gerüst, welches aus je drei lothrechten Säulen aufgerichtet ist, die vom Boden bis zum Dache durchgehen und durch eingezapfte Durchzüge verbunden sind (Fig. 50). Unter sich find die fünf Gerüste durch eingezapfte horizontale Riegel verbunden, welche tiefer liegen, als die Durchzüge, so das nicht vier Zapfenlöcher an derselben Stelle der Säule zulammentreffen und diese zu stark schwächen. Bemerkenswerth ist, dass sowohl für diese Verbindungsriegel als für die Durchzüge bei der Bearbeitung der viereckigen Säulen aus dem Rundholze consolenartige, flache Ansätze stehen geblieben sind, auf welchen die eingezapften Hölzer noch ein Auflager finden. Eingeplattete Bügen und gleichfalls verplattete schräge Windhölzer in den Seiten des Hauses stellen die verticalen und horizontalen Hölzer fest, so das in der ganzen Construction, die unten nicht auf hölzernen Schwellen ruht, sondern auf den in die steinerne Basis eingestellten 15 Säulen, eine Verschiebung oder Drehung nicht stattfinden kann. Auf den Durchzügen dieser 5 Gerüste liegen der Tiefe nach die beiden unteren Gebälke. Sie schiesen nach der Giebelseite, das untere 50, das obere 90 cm vor; einzelne der Balken haben Zapfen an der Stirnseite, an welche die Säulen der Fassade angehängt sind; mit diesen Hängesäulen sind die Schwelle, der Brüstungsriegel und ein Kappholz verplattet. Die verplattete Schwelle liegt auf den übrigen Balkenköpfen auf, so das auch diese die Front-Construction des I. Obergeschoßes tragen. Der Giebel selbst hat nochmals einen geringen Vorsprung; das Gebälk über dem II. Obergeschoß liegt querüber, so das es die Construction des Daches trägt, welches noch 2 Stockwerke hat, die zu Schlaf- oder Vorrathsräumen benutzbar waren. Verzierungen kommen, außer den gestochenen Hängesäulenköpfen, nicht vor.

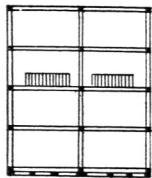
War so vom Zimmermann das Gerippe des Hauses hergestellt, so konnte der Besitzer dasselbe mit Hilfe seiner eigenen Leute fertig stellen, indem er mit unabgeschälten Zweigen und Aststücken, die mit Lehmstroh umwickelt wurden, sich Wände in dieses Gerüste einflocht. Nur für wenige Theile musste der Maurer sorgen, so für die Schlotte und Feuerstellen. Die Deckung des Daches mit Stroh, Schindeln oder selbst etwa Ziegeln konnte der Besitzer gleichfalls selbst besorgen; doch war Ziegel- oder gar Schieferdeckung auch in den Städten ursprünglich nur auf den Häusern reicher Leute zu finden. Der ehrsame Handwerksmeister begnügte sich mit Stroh. Er erhielt, wenn er das Holz aus dem Stadtwalde bezog, ein billiges Haus, das er leicht bezahlen konnte. Wenn dann die gewickelten Felder zwischen den Hölzern der Front aus freier Hand mit Lehm sauber glatt gestrichen und mit Kalkmilch getüncht waren, das Holzwerk aber mit Röthel gestrichen, so hatte die Straße, wo sich ein solches Haus an das andere schloss, jedes mit einem besonderen Zeichen versehen, nach welchem es benannt wurde, ein freundliches Aussehen, und das Leben in derselben war ein sehr idyllisches, wenn Meister und Gefellen in den offenen Werkstätten fleißig arbeiteten, der irgendwo angestimmte Gesang sich von Werkstätte zu Werkstätte fortpflanzte, wenn Kinder die Straße füllten und, von den Müttern an den Fenstern beobachtet

Fig. 48.



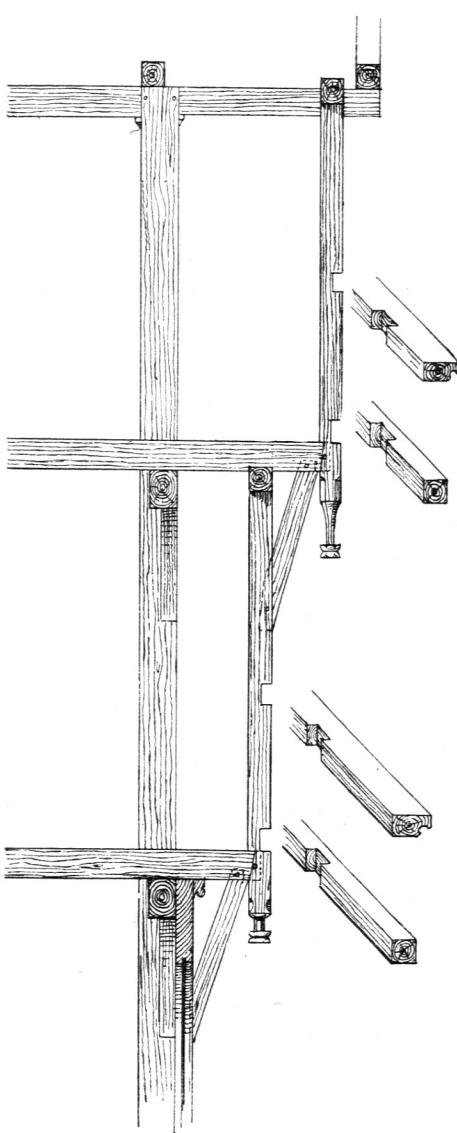
Kleines Doppelhaus zu Marburg⁷⁴⁾,
1/250 n. Gr.

Fig. 49.



Grundriss
zu Fig. 48⁷³⁾.
1/500 n. Gr.

Fig. 50.

Constructions-Detail zu Fig. 48⁷⁴⁾.

1/50 n. Gr.

und beaufsichtigt, spielten, die Nachbarinnen bei der Arbeit von den Fenstern aus ihre Neugkeiten eintauschten, die Alten auf der Bank vor den Häusern sassen, Kunden durch die Straße gingen. Es bot sich ein Bild stillen bescheidenen Glückes, bis trübe Ereignisse auch ihr Recht geltend machten, bis gar Feuer entstand, welches trotz eben so eifriger als ungeschickter Hilfe ganze Stadttheile rasch in Asche legte. Nun, ein großes Kapital war gerade an einem solchen Hause nicht verloren, und wenn die Bewohner ihre beweglichen Habeligkeiten nicht retten konnten, so half die Wohlthätigkeit ihnen aus. Die Nächstenliebe konnte sich geltend machen. Stadtverwaltung und Stadtwald boten neues Holz. Meister Zimmermann aber und seine Gefellen hatten nicht umsonst um das tägliche Brot gebetet. Die Zunftgenossen in und außer der Stadt unterstützten die Ihrigen, bis wieder neue Häuser standen, eben so einfach und nett, wie die alten und eben so vergänglich.

Die Construction des Marburger Hauses giebt erst jener aus Münden eine gewisse Wahrscheinlichkeit, ohne welche wir die Mündener überhaupt nicht anerkennen würden; so scheint es aber, dass zu früherer Zeit in Deutschland allgemein oder mindestens in gewissen Gegenden die großen Verticalhölzer die Grundlage der Construction bildeten. Wie weit dies ging, sowohl räumlich als zeitlich, können wir heute nicht feststellen.

In Hessen selbst finden wir schon zu Beginn des XV. Jahrhundertes sie nicht mehr.

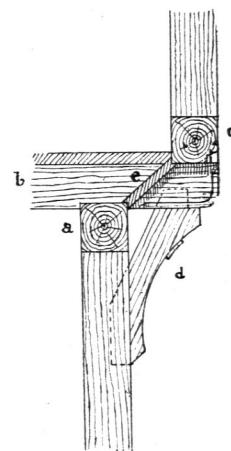
Schon im Pfarrhause zu Hersfeld⁷⁴⁾, welches

73.
Haus
in Hersfeld.

im Cuno-Schäfer'schen Werke veröffentlicht ist, ist jedes Stockwerk vollständig für sich construirt, wie dies vor Allem die gesammte Reihe der aus dem Schlusse des XV. Jahrhundertes erhaltenen Bauwerke zeigt. So konnten Stock auf Stock errichtet werden, so viel man deren eben wollte; es konnte schon auf das erste das Dach gelegt werden, oder man konnte drei und noch mehr über einander aufrichten. Wir geben in Fig. 51 den Kern der Construction des Hersfelder Hauses.

Sie ist sehr einfach und klar. Ueber den tragenden Säulen liegt das Kappholz *a*, welches das Gebälk *b* trägt, auf den Balkenköpfen die Schwelle des oberen Geschosses *c*; zur Unterstützung des Balkenkopfes dient die Büge *d*; ein eingeschobenes Brett *e* bildet den Abschluss der Stückung, welche, aus gespaltenen in Falze eingeschobenen, mit unten glatt gestrichenem Strohlehm umwickelten Hölzern gebildet, den Zwischenraum der Balken ausfüllt.

Fig. 51.

Constructions-Detail von
einem Hause zu Hersfeld^{74).}

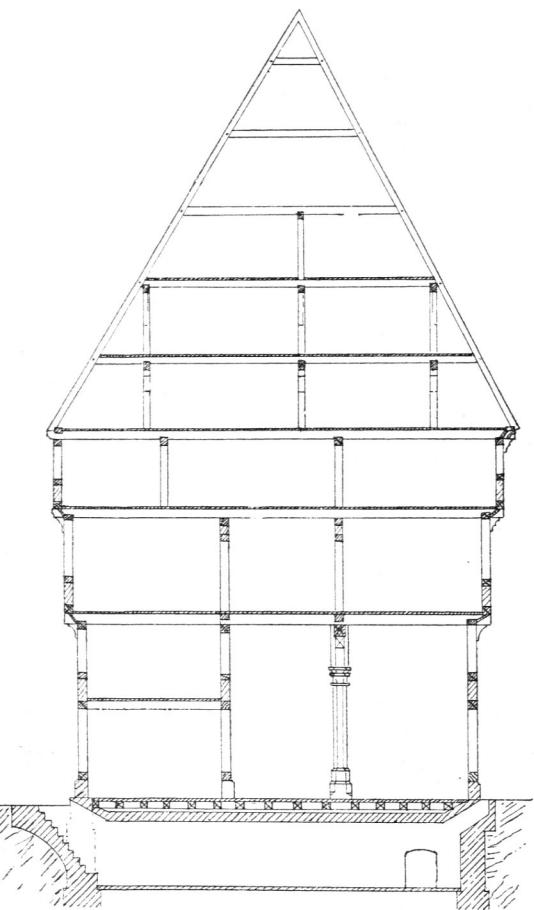
1/50 n. Gr.

74.
Haus
in
Hildesheim.

Als Beispiel des norddeutschen Fachwerkbaues vom Schlusse des XV. Jahrhundertes geben wir das Knochenhauer-Amthaus in Hildesheim wieder. Das »Amt« ist eine Bezeichnung für die Gesammt-Corporation; das Wort kann nicht als gleich bedeutend mit »Zunft« angesehen werden, weil allenthalben die Organisation eine verschiedene war, wie die Bezeichnungen. Aber es ist doch wesentlich dieselbe Sache. Das Haus, welches wir in Fig. 52 bis 55 den Lesern in zwei Grundrissen und zwei Durchschnitten vor Augen führen, ist ein außerordentlich charakteristisches Beispiel. Es hat zwar vor einigen Jahren durch Feuer gelitten, ist aber ganz in alter Weise wieder aufgebaut worden; zudem sind die *Cuno'schen* Aufnahmen, welche unserer Darstellung zu Grunde liegen, so viel wir wissen, schon vor dem Brände gemacht worden.

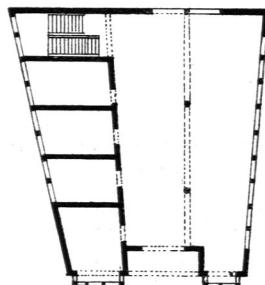
Das Haus besteht aus einem fast 6 m hohen Erdgeschoß, das einen großen Flur enthielt, zu welchem ein Zugang an der Schmalseite führte; später ist dieser Flur auf einen Mittelcorridor reduziert worden, zu dessen beiden Seiten eine Reihe von Zimmern in Halbgeschossen eingerichtet waren. Wenn nicht gleich ursprünglich auf der einen Seite in dieser Weise erbaut, dürfte es doch bald dazu gekommen sein, den Flur einerseits zu verbauen, da er in der Größe, wie sie in Fig. 54 erscheint, immerhin groß genug gewesen sein mag, um das Handwerk dort zu versammeln, und da man dabei kleinere Räume, insbesondere auch Trinkstuben, nötig hatte. Dass gerade zwei Säulen den Durchzug im Flur trugen, wie wir dies gezeichnet haben, geht aus der Eintheilung des darunter befindlichen Kellers hervor. Das I. Obergeschoß ist durch 2 Langwände in 3 Theile getheilt, dazwischen in der Mitte ein Flur *F* erhalten, die Seitentheile durch Wände in Zimmer geschieden. Es konnten nun allerdings solche Fachwerkwände, ohne der Festigkeit des Ganzen zu schaden, herausgenommen und an anderer Stelle wieder aufgerichtet werden; allein ein Saal, wie *s*, war jedenfalls von Anfang an für die Zusammenkünfte der Amtsvorsteher, Aufnahme und Freisprechung von Gefellen und Lehrlingen und andere Geschäfte vorhanden; denn auch die Zunft oder das Amt hatte seinen »Palas« nötig, wo vor geöffneter Lade mit gewisser Feierlichkeit die Geschäfte besorgt wurden. Schon das II. Obergeschoß ist nur durch Säulen gestützt, welche das Gebälke tragen, auf dem sich das Dach aufbaut, ein einfacher stehender Stuhl, dessen unterer Theil, drei Stockwerke,

Fig. 52.



Querschnitt. — 1/250 n. Gr.

Fig. 53.



Erdgeschoß. — 1/500 n. Gr.

Knochenhauer-Amthaus

Fig. 54.

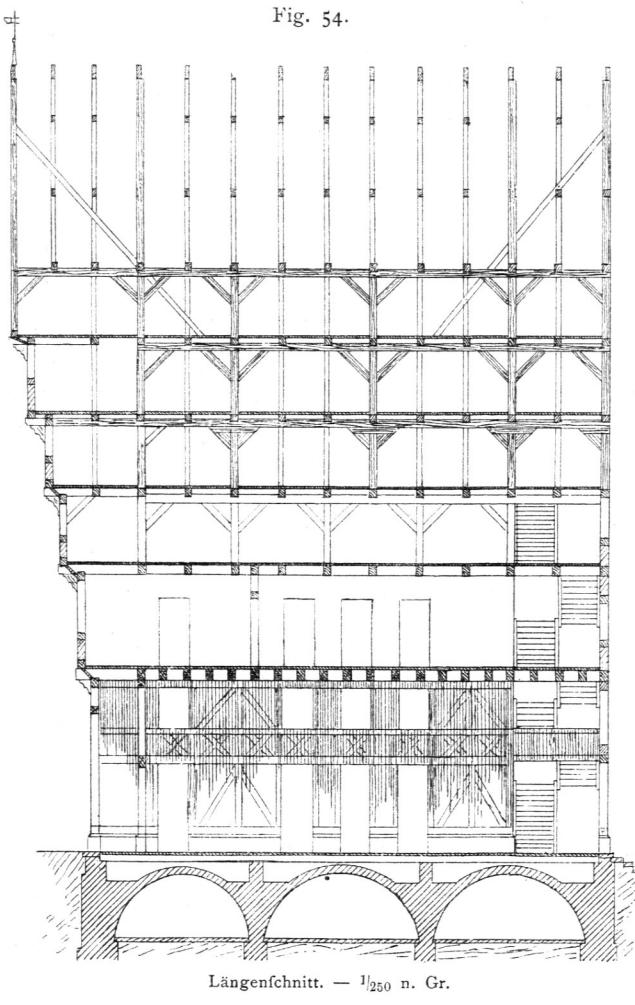
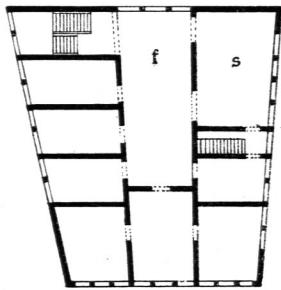


Fig. 55.



I. Obergeschoß. — 1:500 n. Gr.

zu Hildesheim^{74).}

gewinn erzielt; es ist aber auch in der vorderen Belastung der Balkenköpfe eine wesentliche Erhöhung der Festigkeit und eine Verminderung der Neigung der Gebälke, sich einzuschlagen, erzielt. Diese war aber auch um so nothwendiger, als man im Inneren, wie der Querschnitt zeigt, durchaus nicht Säule auf Säule gestellt hat, sondern den Balken an beliebiger Stelle belastete. Die Hauptschattenseite dieser

mit Böden versehen, als Lagerräume eingerichtet waren, während deren noch zwei nach Bedarf hergerichtet werden konnten, jeder allerdings immer kleiner werdend, als der nächst untere.

In ähnlicher Weise waren auch die großen Kaufmannshäuser eingerichtet, in deren unterem Flur die Waaren beim Ankommen und Abgehen auf- und abgeladen, gewogen, geöffnet und wieder verpackt wurden, im oberen Geschofs und auf den Dachböden lagerten, wo etwa im Zwischengeschoß die Schreibstuben, im I. Obergeschoß die Familienwohnung sich befand.

Während das Marburger Haus keinerlei Schnitzwerk zeigt und auch die ganze süddeutsche Holzbaugruppe noch im Schlusse des XV. Jahrhundertes mit Schnitzwerken sehr kargt, ist die norddeutsche Gruppe damit sehr freigiebig, und das ganze Knochenhauer-Amthaus ist, wie die verwandten Bauwerke, reich damit bedeckt. Die Construction ist noch dieselbe, wie bei Fig. 51. Die Ausladungen eines Stockwerkes über das andere sind an den verschiedenen Seiten verschieden groß, zum Theile recht beträchtlich, so dass z. B. das oberste Geschoß des Giebels 2,7 m über die Sohle des Gebäudes hervortritt. Es ist so ein recht beträchtlicher Raum

75.
Eigenschaften
der
Holzbauten
des
XV. Jahrh.

Holz-Constructionen besteht trotzdem in dem Einschlagen so mancher Hölzer und in den Krümmungen, welche dadurch die gerade sein sollenden Linien annehmen. Das Einschlagen an den Fronten kommt übrigens zu grossem Theile daher, dass die verschiedenen Holzverbindungen nicht mit mathematischer Genauigkeit hergestellt werden können, daher sich durch die Last, welche auf ihnen ruht, verschieden in einander pressen. Ist dann noch z. B. eine Schwelle an einzelnen Stellen weich, fängt sie durch das Wasser, welches in die Zapfenlöcher eindringen konnte, zu faulen an, so drücken sich auch die Säulen ungleich ein; das betroffene Stockwerk und alle folgenden werden schief und krumm, und kein noch so reiches Schnitzwerk kann diesen Uebelstand ausgleichen.

Wenn wir Fig. 51 (S. 79) betrachten, so müssen wir finden, dass der Verschluss durch das Brett *e* doch ein recht dünner und unzuverlässiger ist. Um den Schluss des Mittelalters fand man es daher entsprechender, einen Riegel, eine Art blinder Schwelle, statt dieses Brettes zwischen die Balkenköpfe einzuschieben und demselben ähnliche Profilirung zu geben, wie der Schwelle selbst. (Siehe *e* in Fig. 56, wo *a* ebenfalls das Kappholz bedeutet, *b* den Balken, *c* die Schwelle und *d* ein kurzes Holz, gleich dem Balkenkopf profilirt und in die Säule, wie in den Balken eingezapft, so dass wie die Schwelle, so auch der Balkenkopf gedoppelt erscheint.) Das Profil der Schwelle und des darunter liegenden Riegels erhalten an jedem Balken einen Auslauf.

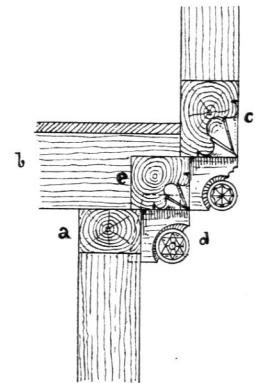
So hat die Renaissance die Construction der Holzhäuser übernommen und bis in das XVII. Jahrhundert fortgeführt. Unser Beispiel ist einem Haufe aus Wernigerode entnommen, welches erst dem Jahre 1583 entstammt.

Der norddeutsche Holzbau hat in Folge der glanzvollen Ausstattung nicht ausschliesslich für kleine Verhältnisse Anwendung gefunden. Die Construction des Daches ist daher nicht allenthalben so, dass der Giebel der Straße zugekehrt ist. Nicht um einer Giebel-Architektur willen war die Anordnung gewählt, wie wir dieselbe in Fig. 46 u. 48 sehen, sondern weil es stets das Natürliche ist, das Dach nach der Länge des Hauses zu legen und dem Giebel die Schmalseite zuzuweisen. Wo daher das Haus länger ist als tief, gehören die Giebel an die beiden den Nachbarn zugekehrten Seiten. Größere Häuser zeigen daher nur ausnahmsweise den Giebel nach der Straße, sondern meist die Dachtraufe.

Wenn wir die Entwicklung des Wohnhausbaues aus Stein während dieser Periode betrachten wollen, müssen wir übrigens doch vom Giebelhause ausgehen; denn auch, wo der Steinbau die Regel bildete, hatte der Kleinbürger, der ja zu allen Zeiten den Wohlhabenden gegenüber in der Mehrzahl war, kein großes Haus, und bei kleinen, insbesondere schmalen Häusern war stets die Richtung des Giebels nach der Straße das Naturgemäße.

Sehen wir uns wieder Köln an, so waren noch vor 40 Jahren dort die Straßen der Stadt gefüllt mit kleinen Häusern von 4 bis 5 m Front, welche sämmtlich im Anschlasse an die Giebelhäuser der vorigen Periode einen Treppengiebel hatten, den sie nach der Straße kehrten, meist viel einfacher als jene älteren, aber doch so, dass sie in zwei Stockwerken, da der Dachraum benutzt ist, Fenster über einander hatten.

Fig. 56.



Constructions-Detail
zu Fig. 52 bis 55⁷³⁾.
1/70 n. Gr.

In der Front darunter sind nur einige Fenster mit Steinkreuzen und das Eingangsthör. In dieser Form überdauerte der gleichmäfsige Wohnhausbau das Mittelalter, selbst das XVI. und XVII. Jahrhundert, und wenn nicht Einzelheiten es merken ließen, würde man kaum daran denken, dass es eine ganz andere Culturperiode ist, in welche die Welt inzwischen eingetreten, wenn man die kleinen Hausbauten Cölns noch im Beginne des XVIII. Jahrhundertes sieht. Es finden sich Häuschen, welche überhaupt nur die Breite eines Fensters haben, dafür aber eine ganze Anzahl Geschoisse. Mitunter sogar gab man etwas breiteren Häusern, z. B. von 10 m Front, zwei solcher Giebel neben einander mit einer Stockrinne zwischen beiden Dächern, so dass sie wie zwei Häuser ausschauten⁷⁶⁾. Jetzt hat man mit denselben furchtbar aufgeräumt.

Typisch für Cöln ist auch eine Reihe anderer nicht gerade sehr grosser Häuser. Sie lagen nicht direct an der Straße, sondern hinter einem Hofe und ließen nur eben einzelne Flügel hervorgehen. Als besonders charakteristisch für dieselben, welche in der auf uns gekommenen Erscheinung frühestens dem Ende des XV., größtentheils aber dem XVI. Jahrhundert und noch späterer Zeit angehören, ist ein schlankes, hoch über das Dach aufgehendes Thürmchen, meist ein Treppenthürmchen in der Ecke zweier Flügel. Sie mögen zum grossen Theile im XV. und XVI. Jahr-

77.
Zweiter
Typus:
Ritterburgen.

hundert umgebaut sein, sind in ihrer Anlage aber zweifellos theilweise viel älter. Sie gehen in das XII. und XIII. Jahrhundert zurück und waren zu jener Zeit Burgen der Geschlechter. Später, als Cöln demokratisch geworden war, mögen auch Andere sich ähnliche »Ritterburgen«, so hiessen sie in Cöln, erbaut haben; denn deren Anzahl war noch um die Mitte unseres Jahrhundertes größer, als ja die Zahl der Geschlechter je gewesen sein kann. Heute hat man auch mit ihnen gründlich aufgeräumt.

Noch ein dritter Typus hat sich für die Häuser vornehmer Bürger ausgebildet.

78.
Dritter
Typus:
Kaufmannshäuser.

Der Gürzenich scheint grossen Anklang gefunden zu haben oder ganz vollständig aus den heimischen Anschauungen hervorgegangen zu sein, so dass eine Anzahl Häuser, wie er mit einem Zinnenkranze am Fusse des Daches ausgestattet und mit Eckthürmchen versehen wurde, die ganz derselben Familie angehören, wie jene des Gürzenich. Auch davon sind heute manche verschwunden. Wir geben in Fig. 57 nach *Wiethase*⁷⁷⁾ das Haus wieder, welches die Ecke »Unter Taschenmachern« einnimmt, das *Etzweiler'sche* Haus, dessen

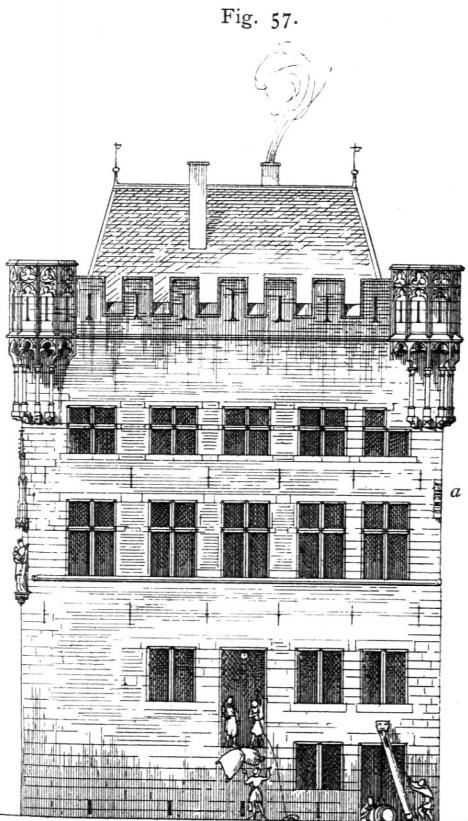


Fig. 57.
*Etzweiler'sches Haus in Cöln*⁷⁷⁾.

1:250 n. Gr.

⁷⁶⁾ Siehe: Köln und seine Bauten. Festschrift zur VIII. Wanderversammlung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieurvereine in Köln vom 12.—16. August 1888. Herausgegeben vom Architekten- und Ingenieurverein für Niederrhein und Westfalen. Köln 1888.

⁷⁷⁾ Siehe ebenda, S. 116 ff. Fig. 91.

Erdgeschofs vor einiger Zeit modernisirt wurde, ohne dadurch hässlich geworden zu sein. Allerdings für die geschichtliche Betrachtung ist es nicht mehr da, und gerade die harmonische Erscheinung könnte uns leicht irre führen, Neues für Alt zu nehmen. Das Erdgeschofs war aber auch schon vor dem letzten Neubau geändert. Wir finden an dem Hause außer den bereits erwähnten Anklängen an den Gürzenich⁷⁸⁾ noch das Madonnenbild unter einem schlank aufsteigenden Baldachin an der Ecke, welches nicht blos in Köln, sondern allenthalben in ganz Deutschland eine lieb gewordene und weit verbreitete Zierde der Häuser bildete und heute noch in mancher deutschen Stadt wechselnd mit anderen Heiligenfiguren den Straßen einen allgemein verehrten künstlerischen Schmuck giebt. Eine zweite Eigenthümlichkeit, welche vorzugsweise Köln zugehört, sind die sichtbaren Schliesen der Ankerköpfe, welche an einzelne Balken befestigt sind und so dazu beitragen, den Querverband des Hauses zu sichern. Sie kommen außerhalb Kölns vorzugsweise in den Niederlanden vor; sie überdauerten das Mittelalter, sind häufig reich ornamental ausgestattet oder in Form von Buchstaben und Ziffern hergestellt, um Namen des Besitzers oder Jahreszahl der Erbauung damit anzugeben. An der Ecke des Hauses befindet sich hoch oben ein scheinbar räthselhafter großer Kragstein α , wie ähnliche sich mehrere an anderen Häusern befinden. Hier erklärt er sich aus dem Nachbarhause, einem mit einem Giebel versehenen wesentlich niedrigeren Hause. Dasselbe hatte ohne Zweifel, wie dies in Aachen durchgängig Sitte war, einen vorspringenden Holzgiebel, der auf diesem Kragsteine auflag.

Die ursprünglichen Grundrisse solcher steinerner Häuser sind uns noch seltener erhalten geblieben, als jene hölzerner. Es war in solch größerem Steinhouse stets ein nicht unbeträchtliches Kapital niedergelegt, welches nach den Verhältnissen jeder Zeit ausgenutzt werden sollte. Die Häuser waren auch im Besitze von Leuten, die in ihrer Lebensweise stets auf der Höhe der Zeit stehen wollten und die Mittel zu Umgestaltungen besaßen. Sie richteten sich also nach den Anforderungen der Zeit und änderten im Hause, was ihnen nicht passte. So würde es sicher auch für Köln schwer fallen, zu bestimmen, wann und ob schon im Mittelalter die Erdgeschoße der größeren Häuser, welche eine beträchtliche Höhe hatten und theilweise mit Halbgeschoßen in Verbindung standen, in der Weise eingerichtet wurden, daß sie, wie die kleinen Handwerkerhäuser, Fenster nach der Straße erhielten. Das Kaufmannshaus, welches immer noch zu den vornehmeren gerechnet wurde, hatte den großen Flur zum Geschäftsbetriebe nötig; aber er war trotzdem, wie anderwärts, so auch in Köln fast durchweg schlecht beleuchtet, so lange man die Fenster im Erdgeschoß nicht liebte, wenn er auch vom Hofe aus Licht bekam oder etwa durch das in ruhigen Zeiten während der Arbeit im Flur offen stehende Hausthor. Dagegen waren hölzerne Gerüste in den Flur eingebaut, welche das Lagern der Waaren auf zwei oder noch mehr Böden gestatteten. An irgend einer Stelle im

⁷⁸⁾ Wir haben der Versuchung widerstanden, in Fig. 57 die hölzernen Spitzen auf die beiden Thürmchen zu setzen; es scheint in der That, daß man in Cöln dieses anderwärts allgemein übliche Provisorium, welches ja zudem auf solchen Thürmchen dauernd bleiben konnte, zum mindesten höchst selten verwendete. Aber wir laden die Leser ein, es selbst zu thun. Sie werden überrascht fein, welche Familienverwandtschaft das Haus sofort mit dem in Fig. 58 dargestellten erhält. Es ist gut, solche Versuche mitunter zu machen; man sieht daraus, daß nicht immer die localen Schulverschiedenheiten so tief gehend sind, als Jene glauben, die nur den verstümmelten Zustand ansehen, in welchem die Werke auf uns gekommen sind und den sie, weil sie unter den verstümmelten Werken aufgewachsen sind, sie in diesem Zustande lieb gewonnen haben, als den ursprünglichen ansehen und nicht zugeben wollen, daß er einmal anders gewesen. Weist man sie auf anderwärts erhaltene vollständige Bauten hin, so meinen sie, ihre Localschule habe eben die Werke so gebildet. Wenn nicht heute noch die alte Dach-Construction auf dem Nürnberger Hause stände und noch dazu deutlich als Provisorium bezeichnet, würde man uns auch dort sicher nicht glauben, daß die Alten solche Provisorien aufsetzten und daß auch zeitweilig das Haus ohne Dach und ohne Spitzen auf den Thürmchen, also in ganz anderer Erscheinung dastehen konnte und dann ganz Cölnisch ausfahre.

Flur war die Wendeltreppe, welche zu den oberen Geschossen führte. Einzelne Theile der Gerüste trugen förmliche Kammern, sog. »Hängestuben«. Gegen den Hof befanden sich wohl die Aufzüge, welche es gestatteten, die Waaren zu den oberen Geschossen und den Dachräumen aufzuwinden. Irgend ein nach der Straße gehender »Ausleger«, der in das Mittelalter hinaufginge oder auch nur andeuten würde, dass schon früher ein solcher an der Stelle war, ist uns in Köln nicht bekannt. Ob die später allenthalben in Handelsstädten heimisch gewordene Sitte, im Inneren des Hauses einen durch alle Stockwerke hindurchgehenden Aufzug anzulegen, in Köln schon in das Mittelalter reicht, lässt sich nicht nachweisen. Die Kleinheit der Höfe lässt es annehmen. So mag die Einrichtung auch im *Etzweiler*'schen Hause gewesen sein.

Es hat nach der anderen Seite um die Ecke herum ungefähr dieselbe Breite, wie nach der hier gezeichneten. Dort mag der Haupteingang gewesen sein. Der Kopf über unserer in der Ecke befindlichen Thür deutet darauf hin, dass diese vormals die Kellerthür war; denn der Keller war nicht blos in Köln, sondern auch während des ganzen Mittelalters allenthalben nicht vom Inneren des Hauses, sondern von der Straße zugänglich, von wo eine steile Treppe hinabführte. Da hatte man denn über der Thür, etwa auch in grösserer Höhe, als hier gezeichnet ist, jene breiten, unten ausgehöhlten Fratzenköpfe, in Köln »Gringkopf« genannt, mit zwei grossen eisernen Fangzähnen, welche es gestatteten, einen starken Baum mit Rolle unter diesen Eisen einzustemmen und daran mittels eines Seiles die Fässer auf- und abzubewegen. Man konnte aber für die Schreibstuben im Halbgescchos, für die Hängestuben, recht wohl Licht gebrauchen, und die Manipulation mit den Waaren im Flure selbst ging auch leichter vor sich, wenn man dazu sehen konnte. Es bedurfte also nur der Absicht, weniger vornehm zu erscheinen und des Aufgebens der Scheu vor den Plebejern drausen, um auch diesen Flur durch ordentliche Fenster gut zu beleuchten. Irgend einmal müssen also die Fenster im Erdgeschoß zuerst angelegt worden sein. Krämergeschäfte allerdings mit einer Ladeneinrichtung oder Werkstätten mit geöffneten Läden waren während des Mittelalters in den grösseren Steinhäusern Kölns so wenig als irgend wo anderwärts in den Häusern von solcher Bedeutung zu suchen. Der Besitzer eines solchen Hauses sah in demselben immer seine Burg. Und so glauben wir, dass, so nahe es lag, solche Fenster anzulegen, doch alle, auch wenn sie noch die mittelalterliche Form und die Steinkreuz-Construction oder steinerne Pfeilern haben, nachmittelalterlichen Ursprungs sind und nur ganz vereinzelt der Erbauungszeit der Häuser angehörten. Wenn wir daher in Fig. 57 bei der außergewöhnlichen Höhe des Erdgeschoßes von 7^m, *Wiethase* folgend, der übrigens nicht die Absicht hatte, das Haus gerade so darzustellen, wie es im Mittelalter, also vor dem Jahre 1500, sondern überhaupt vor der Modernisirung des Erdgeschoßes ausfah, wenigstens einzelne der von ihm angegebenen Fenster in das Zwischengeschos, theilweise sogar zu ebener Erde gezeichnet haben, wenn wir die grosse Öffnung zum Aufziehen der Waarenballen gezeichnet haben, so wollen wir durchaus nicht sagen, dass das noch vor dem Jahre 1500 so gewesen sein müsse.

Zur ursprünglichen Erbauungszeit war es sicher nicht so; denn gerade dieses Haus hatte mehr Burgenartiges in feiner Anlage, als viele andere. Jedenfalls diente nur das I. Obergeschoß mit den grossen Steinkreuzfenstern als Wohnung der Familie. Da das II. Obergeschoß ähnlich ausgestattet ist, so mögen einzelne Stuben auch noch hier zwischen den gesonderten Kammern gewesen sein, in welchen besondere Waarengattungen ihren gesonderten Aufbewahrungsort hatten. Das Dach bot für andere Raum, doch nicht so viel, wie die süddeutschen Giebelhäuser; denn wie beim Gürzenich ist das Dach in zwei Theile zerlegt,

welche parallel mit einander gehen und, wie auf der Zeichnung zu sehen, verhältnismäsig wenig hoch sind. Es mag damit die Höhe und Einrichtung des Erdgeschoßes zusammenhangen. Interessant ist daher der Vergleich mit dem Nürnberger Kaufmannshaufe, von welchem bald die Rede sein wird.

79.
Wohnhäuser
in
Nürnberg.

Etwas Anderes und doch vielfach wieder Aehnliches zeigt der Wohnhausbau in Nürnberg. Auch da hatten naturgemäß die kleinen Leute kleine Häuser. Die wenigsten der daselbst erhaltenen Handwerkerhäuser reichen bis in das Mittelalter zurück. Einzelne hölzerne, welche noch stehen oder erst in den letzten Jahrzehnten gefallen sind, gehen so weit hinauf, und es scheint wohl, dass deren im Mittelalter recht viele vorhanden waren. Im Mittelpunkte der Stadt allerdings und an den Hauptstraßen hatten die Kaufleute ihre Häuser, unter welchen jene der Patrizier, die zum größten Theile auch vom Handel lebten, nur wenig hervorragten. Bemerkenswerth ist dabei der häufige Wechsel im Besitze, so dass auch unter den Patrizierhäusern verhältnismäsig wenige durch ihren Bau zeigen, dass sie als Familienhäuser auf ferne Generationen kommen sollten. Burgencharakter haben die Häuser der *Imhof* u. A. nicht. Ein besonderer äusserer Luxus allerdings lag nicht im Sinne der vornehmen Nürnberger, und auch der Rath liebte es nicht, dass zu viel geschah, um die Wohlhabenheit nach außen zu zeigen.

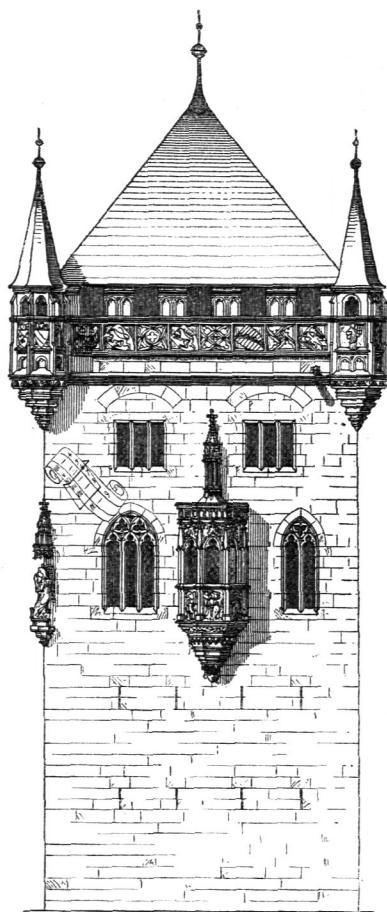
80.
Eine
Stadtburg.

Es ist daher kein normales Patrizierhaus, welches wir in Fig. 58 den Lesern vorführen, das *Schlüffelfelder'sche* Haus, welches der Erbauer so recht als feine Burg der *Lorenzer*-Kirche gegenüber stellte, welches im Besitze der Familie bis zu deren Aussterben blieb und jetzt noch, wie für künftige Zeiten im Besitze der *Schlüffelfelder'schen* Stiftung zu bleiben hat, die aus dem Vermögen der ausgestorbenen Familie gebildet ist.

Es ist ein festes Haus, ein *Donjon* im vollsten Sinne des Wortes, und nur, weil diese Thürme den Besitzern sichere Wohnung bieten sollten, haben wir auch unter den Wohngebäuden derselben zu gedenken.

Es war von demselben schon im vorhergehenden Hefte die Rede und unsere Fig. 58 ist eine Wiederholung der dort in Fig. 129 (S. 187) gegebenen Abbildung. Wir haben dort auch auf den etwas älteren Vorgänger dieses Thurmes, jenen zu Friesach, hingewiesen. In den Thürmen zu Friesach, wie Nürnberg, ist über zwei Geschossen von Vorrathskammern die Capelle, darüber der eigentliche Wohnraum und dann die Wehrplatte. Unterhalb beider befindet sich ein Keller, welcher nur in Friesach in Folge der Terrainverhältnisse teilweise zu Tage tritt. Wie allenthalben in den Städten, hat er beim *Schlüffelfelder'schen* Haufe seinen Zugang durch eine kleine Thür und eine steile Treppe von der Straße aus auf der Südseite. Die Capelle des *Schlüffelfelder'schen* Hauses diente jedenfalls gleichzeitig als Palas; denn die Scheidung des religiösen Lebens vom häuslichen war nicht so ausgesprochen, dass nicht auch die häuslichen Feste an der Stelle hätten gefeiert werden können, wo man die häusliche Andacht verrichtete. Eine öffentliche Capelle war es ja nicht. Die Wohnung im obersten Geschoss war bescheiden und klein, wie man sie sonst nur im Falle

Fig. 58.



Schlüffelfelder'sches Haus zu Nürnberg.
1:250 n. Gr.

und für die Dauer einer vorübergehenden Gefahr genügend fand. Das Auffallendste an der ganzen Wohnung bleibt immer die Frage nach der ursprünglichen Treppe. Im Inneren des Hauses war sie nicht; das zeigt die Capelle, durch welche sie ja hindurchgegangen sein müßte. An der Nordseite stieß von jeher ein fremdes Haus an; das jetzt dazu gehörende Haus an der Westseite wurde erst vor Kurzem dazu erworben und hatte früher ebenfalls nie dazu gehört. Der Anschluß dieses Hauses an den Thurm zeigt jedoch, daß ursprünglich eine jetzt dazu gezogene kleine Reihe sich dazwischen befand; in dieser muß, so lange sie noch geöffnet war, etwa an der Stelle, wo jetzt die neue liegt, die Treppe gelegen haben; ohne Zweifel eine Holztreppe, welche der Erbauer zu befeitigen gedachte, sobald sein Thurm angegriffen werden follte, so daß alsdann, wie bei den Burghäusern, nur ein Aufzug noch den Eintritt in das Innere gestattete.

Doch war ja dieses Haus in jeder Beziehung eine Ausnahme vom städtischen Wohnhause überhaupt und den in Nürnberg gebräuchlichen insbesondere. Wir geben auf der umstehenden Tafel ein Beispiel, welches als Typus gelten kann, wie die Kaufleute bei dem lebhaften Auffchwunge des Handels in Nürnberg sich große Lagerräume beschafften, ihren Häusern aber zugleich eine gewisse Elastizität gaben, wie wir dies auch bei dem Hildesheimer Hause beobachteten, d. h. sie so einrichteten, daß leicht Umgestaltungen und Veränderungen vorgenommen werden konnten. Es ist das Haus Bergstraße Nr. 7, welches gerade in den Jahrzehnten von der Mitte unseres Jahrhundertes an, als allenthalben Umgestaltungen vorgenommen wurden, einem Kunstfreunde gehörte, welcher seinen Stolz darein setzte, es ungeändert gerade in dem Zustande zu belassen, wie er es um die Mitte des Jahrhundertes erkaufte.

81.
Ein
Kaufmanns-
haus.

Noch war in allen Theilen die Anlage des XV. Jahrhundertes vollständig erkennbar erhalten; nur hatte man um die Wende des XVI. und XVII. Jahrhundertes die alten Räume mit neuen Täfelungen ausgestattet. Vielleicht waren auch erst damals einige Wände neu eingezogen worden, welche aber, wenn man ihrer früher bedurft hätte, schon im XV. Jahrhundert eingezogen worden sein könnten; denn was wir soeben als Elastizität bezeichnet haben, geht darauf hinaus, daß man, ohne den Kern des Baues zu berühren, allenthalben Wände einziehen und herausnehmen konnte, daß im gesammten Hause keine einzige stabile Innenwand vorhanden war. Ein wenig decorativer Schmuck im Flur, eine kleine Umgestaltung der Treppe, welche im XVIII. Jahrhundert stattgefunden hatten, änderten am Charakter nichts, und wenn auch der frühere Besitzer vor unserem Kunstfreunde nach seinen bescheidenen Mitteln alle Jahre eine Kleinigkeit für die »Verschönerung« des Hauses gethan, d. h. irgend ein Zimmer hatte tapetiren, oder ein altes Getäfel anstreichen, oder einige Täfelwerke herausreissen und die Riegelwände putzen lassen, so war doch der letzte Besitzer um so conservativer, dabei ein abgefagter Feind der Architekten und jeder Restaurationstätigkeit, so daß im Hause nichts geändert werden durfte, als etwa das Entfernen einiger Tapeten, mit denen der Vorbesitzer das Haus verschönert hatte. Ließ er auch aus Reinlichkeitsrücksichten, wie er den Architekten sagte, alljährlich einige ihrer »Collegen« in sein Haus, d. h. einige Tünchergesellen, um die seit alter Zeit weiß getünchten Theile seines Hauses, ob solche nun von Anfang an getünkt waren oder dies erst im XVIII. Jahrhundert geschah, neu tünen zu lassen, so pflegte er doch in gewissen Theilen des Hauses mit Vorliebe seine Spinnen, duldet das Wegwischen des Staubes nicht, so daß sein Haus stets auch das Gepräge des unberührt Alterthümlichen behielt. Doch *tempora mutantur*; er starb und, was er am meisten gefürchtet hatte, trat ein: sein Haus ging in die Hände eines Architekten über, welcher die gesamme innere Einrichtung desselben modernisirte, so daß es nun seit einigen Jahren einen dem Kapitalwerthe entsprechenden Zins bringt. Doch dieser neue Besitzer hatte volles Verständniß für das, was er zu diesem Zwecke verändern mußte. Die schönste Täfelung ist jetzt im Germanischen Museum; Anderes wußte er wieder zu verwenden, und vor Allem machte er genaue Aufnahmen des Bestandes, nach welchen unsere Abbildungen gezeichnet sind.

Das Haus besteht aus zwei vollständig getrennten Gebäuden, einem an der Straße gelegenen Vorderhaus und dem durch einen Hof davon getrennten Hinterhause. Das Vorderhaus ist unterkellert, der Eingang zum Keller in der Hausecke von der Straße genommen. Nur ein Aufbau im Flur, zu welchem eine Treppe in die Höhe führt, in der Ecke links vom Beschauer, erinnert im Inneren an den Keller. Dieser Aufbau bildet eine Art Empore, auf welcher ein Bediensteter des Kaufmannes sitzen und über die aus- und eingehenden Kaufmannsgüter Aufschreibungen führen konnte. Wurde ein Fest im Flur des Hauses gefeiert, so fassten dort die Musikanten. Ein Fenster, das von der Gasse aus auf diese Empore ging, mag ursprünglich vorhanden gewesen sein; die anderen drei gehörten der ersten Anlage nicht an. Im Uebrigen war das ganze Erdgeschoß Anfangs eine große Halle mit einem Einfahrtstor in der Front,

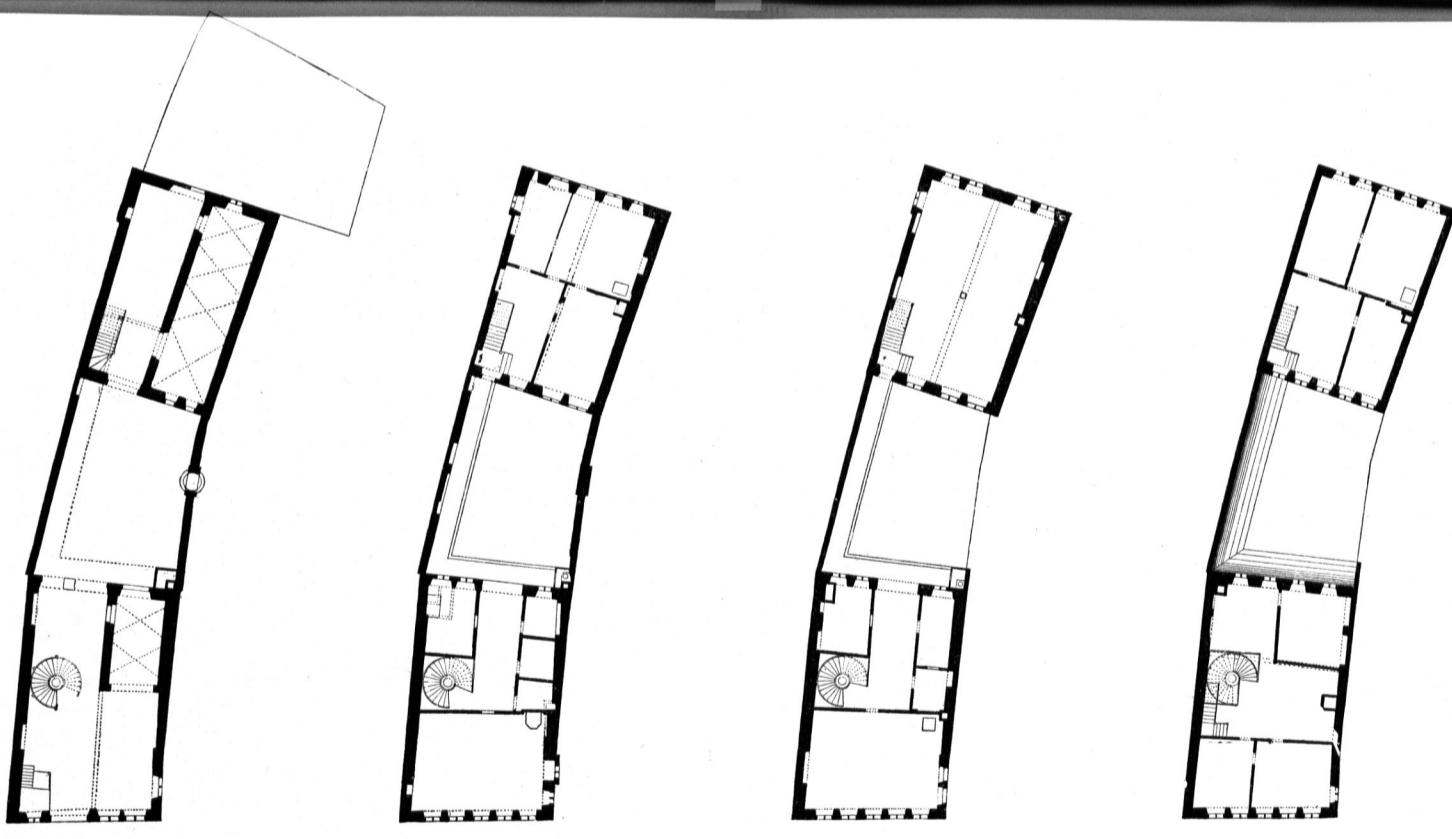
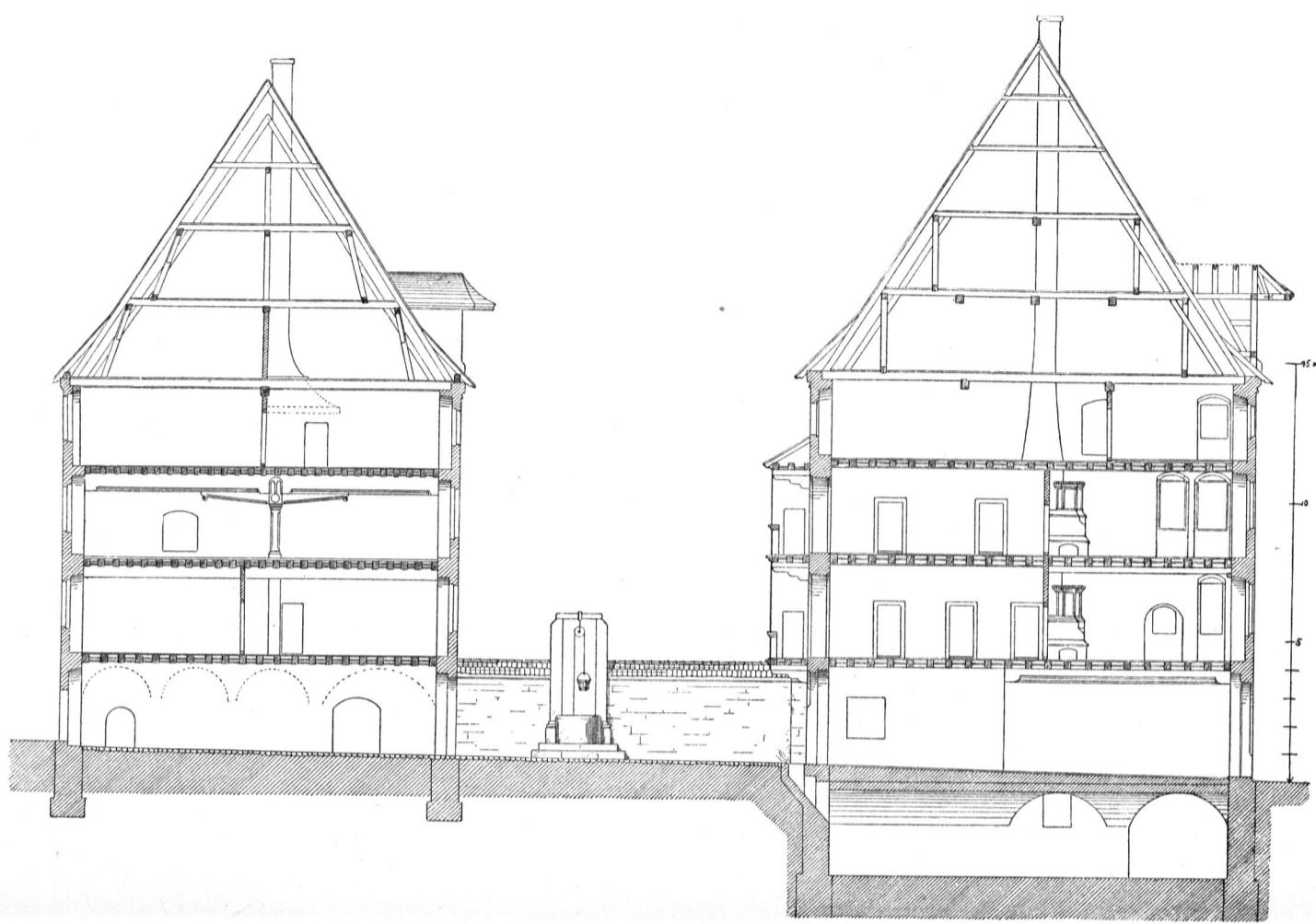
nach dem Hofe zu offen. Eine mächtige Wage, an der Wand an grossem beweglichem Arme hängend, gestattete, die grössten und schwersten Ballen zu wägen. In etwa ein Viertheil der Halle ist später ein gewölbter Raum eingebaut, in welchem besondere Güter eingelagert werden konnten. Eine hölzerne Wendeltreppe führte in die Höhe. Der Hof konnte auch mit Waaren voll gelagert werden; er enthielt in der einen Trennungsmauer vom Nachbarn einen den beiden Häusern gemeinschaftlichen Ziehbrunnen.

Das Hinterhaus war der Länge nach in zwei Theile getrennt; der eine, gewölbt, diente etwa als Pferdestall oder zur Einlagerung besonderer Güter, der andere als Durchfahrt nach einem hinteren Hofe, welcher in der Breite über das Grundstück hinausgriff und der, wenn der Raum nicht auch vom Geschäfte in Anspruch genommen war, als Gärtnchen angelegt werden konnte, wie er es seit langer Zeit war. Eine eigene geradarmige Treppe führte im Hinterhause in die Höhe. Der Flur hatte nicht die Höhe, wie dies in Cöln üblich war; dagegen war das gesammte I. Obergeschoß offenbar noch für das Geschäft bestimmt, und zwar nahm ein Saal im Vorderhause, auf der Straßenseite gelegen, durch eine Riegelwand, welche sich leicht herausnehmen ließ, vom übrigen Flure getrennt, die kleinere Hälfte des I. Obergeschoßes ein. Hierin befand sich die Schreibstube des Kaufmanns, der wohl viele Gehilfen hatte; der Flur selbst dürfte ursprünglich nicht weiter in diesem Geschoß, wo Bedienstete und Fremde verkehrten, unterteilt gewesen sein; doch ließ sich das Alter der theilenden Wände nicht fest stellen, und so sind sie in unsrer Zeichnung wiedergegeben, da ja der Kaufmann stets eine Anzahl gesonderter Räume für besondere Waaren, namentlich aber in der Nähe des Comptoirs für Waarenmuster, nötig hatte. In dem Raum neben der Treppe befand sich seit langer Zeit eine Küche. Ein fliegender hölzerner offener Gang stellte die Verbindung mit dem Hinterhause her, dessen I. Obergeschoß ursprünglich ein ungetrennter Raum mit einer grossen Säule in der Mitte war. Doch waren schon früh Wände eingezogen; denn die so gebildeten drei Zimmer trugen Täfelungen aus dem XVII. Jahrhundert. Im II. Obergeschoß des Vorderhauses war die Familienwohnung, deren großes Zimmer jene hervorragend schöne Täfelung hatte, welche sich nun im Germanischen Museum befindet. Die zwei kleineren Räume dienten als Schlafzimmer; der Raum neben der Treppe mag die ursprüngliche Küche gewesen sein, so dass der Tisch dort auch im Vorplatze gedeckt werden konnte. Das auch in diesem Stockwerk durch einen fliegenden Gang verbundene Hinterhaus war als einheitlicher Lagerraum mit einer hölzernen Säule in der Mitte bis zuletzt erhalten. Bis hierher liegen die Gebälke nach der kurzen Seite über Vorder- und Rückgebäude. Im obersten Geschoß liegen sie der Tiefe nach und sind vorn durch zwei Durchzüge, im Hinterhause durch einen einzigen unterstützt. Eine Verbindung zwischen Vorder- und Rückgebäude besteht in diesem III. Obergeschoß nicht mehr; die Durchzüge sind schwach, und so scheint es, wenn nicht eine ganz große Umgestaltung stattgefunden hat, als ob die Wände im Hinterhause schon ursprünglich angelegt waren und sich dafelbst Zimmer für das Personal befunden haben. Auch im Vorderhause dürften die zwei nach der Straße gelegenen Zimmer ursprünglich als Wohnung für die Kinder vorhanden gewesen sein. Der Dachboden hat im Vorderhause fünf, im Hinterhause vier Geschoße; doch hat man nur drei als Lagerräume benutzt. Ein Aufzug von der Straße für das Vorderhaus und vom Hofe für das Hinterhaus sind zwar jünger, dürften aber nur die Nachfolger älterer sein; denn durch das Aufziehen der Waaren müsste ja häufige Beschädigung der Aufzüge eintreten, welche alsdann öftere Erneuerungen nötig machen.

Im Gegensatz zum Cölnischen Kaufmannshause konnte man in Nürnberg, wo die Kaufmannshäuser sämmtlich an breiten Straßen lagen, ohne den Verkehr zu stören, die Waare von der Straße hinaufwinden. Ein Gegensatz gegen das Cölnische liegt aber auch in der Ausnutzung des Daches, welches so hoch als möglich aufgebaut ist, deshalb auch nicht, wie es naturgemäß gewesen wäre, nach der schmalen Seite den Giebel kehrt, sondern nach der langen. Man brauchte in Nürnberg mehr Lagerräume im Hause, da hier nicht grosse öffentliche Lagerhäuser einen Theil der Waaren aufnehmen konnten.

Die äußere Architektur unseres Beispiele, wie folcher Häuser überhaupt, ist die denkbar einfachste. Aus glatten Quadern sind die Fronten, sowohl nach den Höfen, als nach der Straße aufgerichtet, und zwar durchgängig aus solchen, welche durch die ganze Mauerstärke hindurchgriffen, also aus bloßen Bindern. Aus diesen Mauern sind einfach das Thor und die Fenster ausgeschnitten, ohne dass die Fassade auch nur ein vorspringendes Gefims zeigte. Nur das einfach profilierte Hauptgefims, auf welches meist noch drei bis fünf Schichten Backstein aufgemauert sind, schliesst die Front ab. Die Liegsparren (Schifter) des Daches treten darüber vor. Das Eingangsthür ist mit einem etwas reicherem Profil eingefasst, die Fenster, durch lothrechte Pfosten in zwei Theile getheilt, sind bloß mit einer Hohlkehle gegliedert. Steinkreuze kommen bei den geringen Stockwerkshöhen in Nürnberg nicht vor, nur lothrechte Pfostentheilungen. Die Giebelwände und Trennungswände zwischen zwei Nachbarn sind von Backstein gemauert.

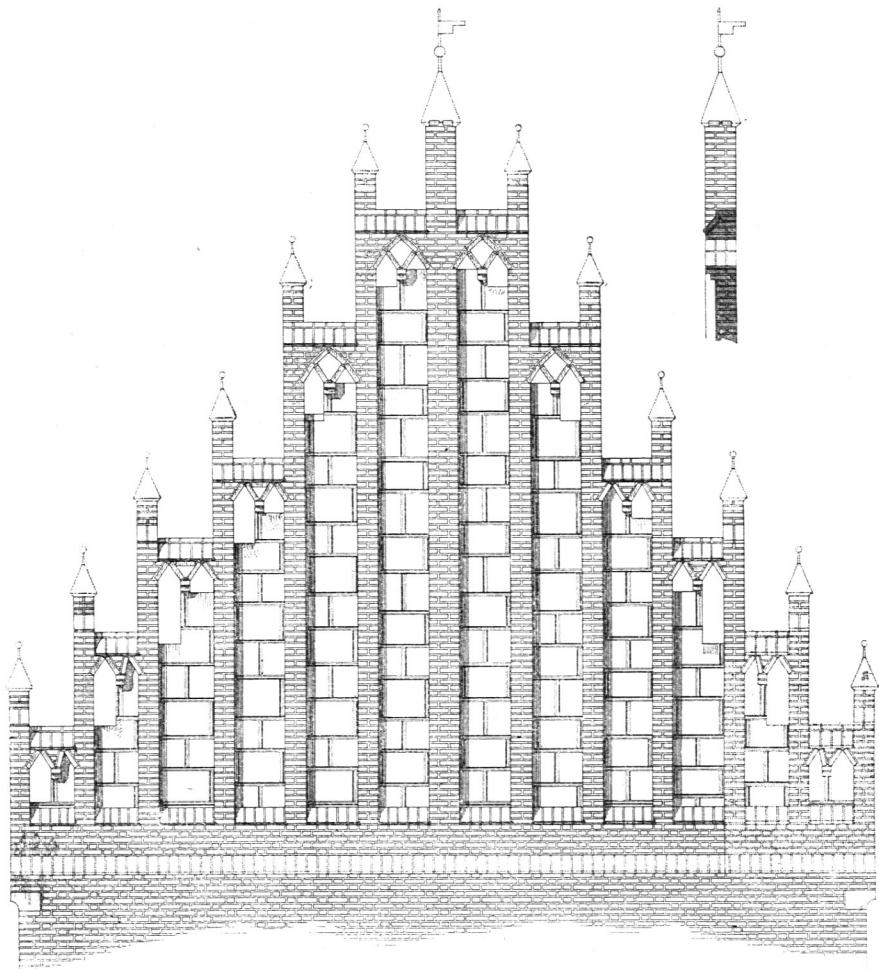
So wie dieses hier vorgeführte Haus standen auch die übrigen schlicht und recht in den Straßen, ohne darum philisterhaft zu erscheinen; denn da und dort belebte doch



Kaufmannshaus in Nürnberg, Bergstrasse 7.

ein Chörlein die Fläche; an einer Ecke steht eine Figur unter dem Baldachin; mitunter erscheint an der Dachecke ein kleines Thürmchen zur Erinnerung daran, dass man auch das Haus zu vertheidigen bereit sei; denn auch hier ließ der Herr des Hauses keinen Unbefugten eindringen; hier lebte er als Oberhaupt aller mit ihm Wohnenden. Sein Haus war seine Burg. Was aber die Häuser Nürnbergs und damit die Straßen der Stadt besonders belebte, war die Anordnung, dass jedes Haus über das neben stehende so weit vorsprang, dass man nach der Seite noch ein oder

Fig. 59.

Von einem Hause in der *Theresien-Straße* zu Nürnberg.

1/100 n. Gr.

selbst mehrere Fenster anlegen konnte, wie dies auch auf neben stehender Tafel zu ersehen ist. Im I. Obergeschoß ist dort ein Fenster und ein kleines Chörchen, im II. Obergeschoß sind zwei Fenster angelegt, im III. Obergeschoß zwar nur eines; aber es ist vom Flur aus eine Nische durch die Mauer geschoben, welche noch wenigstens ein Schlitzfenster ermöglicht, welches auch vom Flur einen Ausblick nach der Straße gestattet. Der Vorsprung beträgt hier nahe an 5 m und ist bei anderen Häusern oft noch wesentlich grösser. Da sprang denn auch ein Theil des grossen

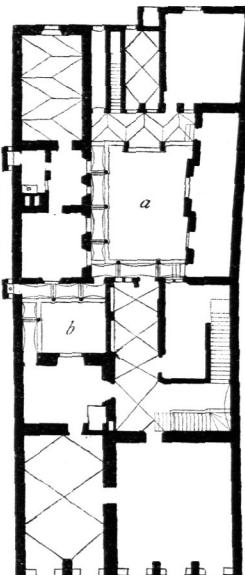
Giebels über das Nachbarhaus hervor, und die lebendige Architektur dieser Giebel belebte die Straße ungemein. Der untere Theil des Hausvorsprungs war zwar bis zur Gesimshöhe im Anschluß an die Front aus Quadern errichtet; aber im Anschluß an die Backsteinmauer, welche tiefer innen das Haus von jenem des Nachbarn scheidet, ist für diese Giebel der Backsteinbau üblich geworden. Sie sind in einer eng an die norddeutsche Weise anschließenden Art aus Pfeilern gemauert, zwischen welchen sich geputzte Nischen befinden, die, so weit sie über das Dach vorstehen, Durchbrüche zeigen und oben von Pfeiler zu Pfeiler reichende Verbindungen haben, so daß auch hier der Treppengiebel wieder erscheint. Da an unserer gewählten Beispiele der alte Giebel nicht mehr erhalten ist, so geben wir in Fig. 59 jenen des an das Rathaus anstoßenden Hauses in der *Theresien-Straße*, so viel wir wissen, unter den vielen verstümmelt übrig gebliebenen der besterhaltene, welcher auch noch die Malerei der geputzten Nischen, rothe und schwarze Quaderlinien auf weißem Grunde, zeigt.

Wenn unser Beispiel auch einen verbreiteten Typus giebt, so erschöpft dasselbe doch nicht Alles, was der Wohnhausbau in Nürnberg Interessantes zeigt. Insbesondere müssen wir noch eine Reihe von Häusern wenigstens erwähnen, in welchen statt der fliegenden Holzgänge steinerne, gewölkte, auf dünne Säulen sich stützende Gänge größere Höfe umziehen, Gänge, welche zum Theile reizende Architekturbilder ergeben. Die schönsten finden sich in einigen Häusern, die sämmtlich der Familie *Imhof* gehörten, am schönsten, einen sehr großen Hof umschließend, in dem jetzt *Kraft'schen* Hause der *Theresien-Straße*, dann in einem Hause der *Tucherstraße* und endlich in dem Hause an der Ecke der Brunnengasse der *Lorenz-Kirche* gegenüber, das in letzter Zeit allerdings verbaut worden ist.

^{83.}
Wohnhäuser
in
Oberösterreich.
In anderen Städten zeigten die Anlage und die äußere Architektur der Häuser wieder andere Motive, von denen

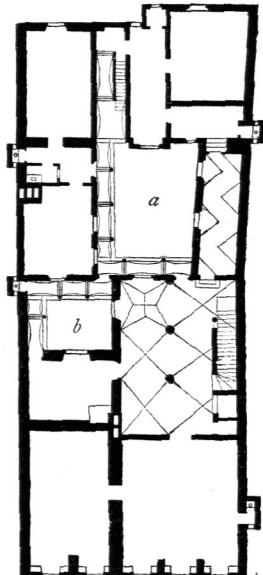
man ohne Noth oder besondere Veranlassung nicht abging. Wir müssen leider über so viele solche Localschulen hinweggehen. Am meisten bedauern wir dies von jener Schule, die zu Münster in Westphalen wurzelte und das Giebelhaus in reichster Weise in Stein ausbildete, theilweise in Verbindung mit Lauben im Erdgeschoß⁷⁹⁾. Wir können dagegen auf jene Gruppe, welche im deutschen Südosten eine charakteristische Schule entwickelte, hindeuten und das Beispiel eines Giebelhauses, das sich zu Steyr in Oberösterreich befindet und in Fig. 60 bis 64⁸⁰⁾ dargestellt ist, herausgreifen. Die beiden Grundrisse find jene des I. und

Fig. 60.



I. Obergeschoß.

Fig. 61.

1/500 n. Gr.
Haus in Steyr⁷⁹⁾.

⁷⁹⁾ Vergl. darüber: LÜBKE, W. Die mittelalterliche Baukunst in Westfalen. Leipzig 1853.

⁸⁰⁾ Nach den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.

Fig. 62.

Ansicht

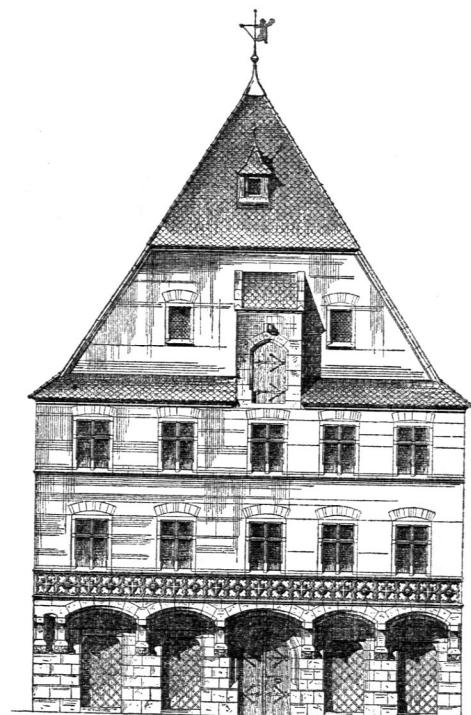
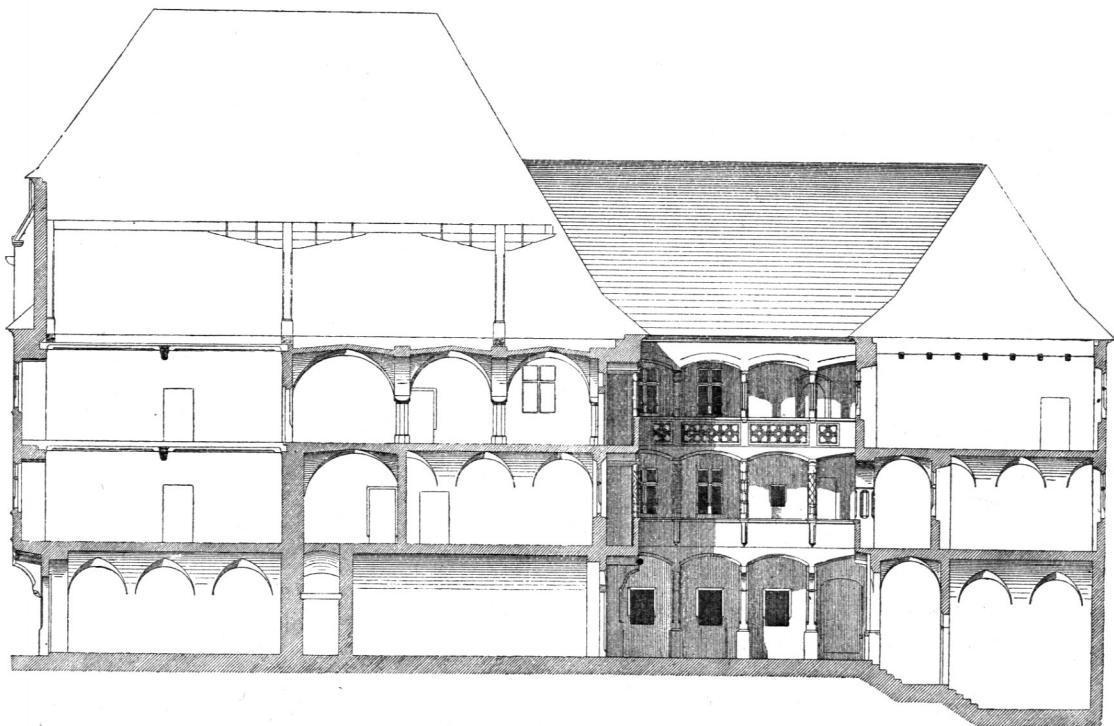


Fig. 63.



Längenfchnitt.

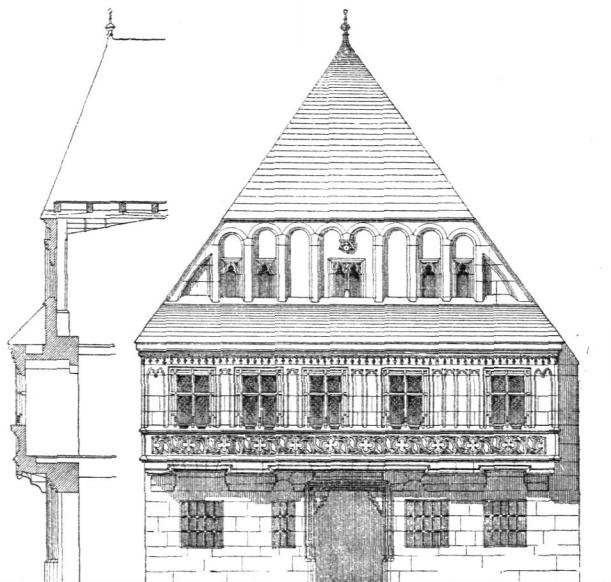
Giebelhaus in Steyr⁸⁰⁾.

1/250 n. Gr.

II. Obergeschoßes. Charakteristisch ist dabei die Anlage, daß große Consolen im Erdgeschoß, welche durch Bogen mit einander verbunden sind, die Frontmauer des I. und II. Obergeschoßes wie einen großen Erker tragen, der weit über die Flucht des Erdgeschoßes hervortritt. Im Inneren sind, da die vorgekragte Mauer nicht zu schwer sein durfte, schmale Pfeiler durch beide Stockwerke aufgerichtet und die Frontmauer nur ganz dünn aufgeführt; deren Fenster stehen zwischen diesen durch Bogen mit einander verbundenen Pfeilern, wie in tiefen Nischen und haben jene gemauerten Sitze an ihren Seiten, welche das Zimmer so behaglich machen. Bemerkenswerth ist in diesem Hause die Anlage des nicht sehr umfangreichen, beiderseits durch Verbindungsflügel zwischen Vorder- und Hinterhaus geschlossenen Hofes *a*, zu welchem noch ein ziemlich kleines Höfchen *b* hinzutritt, dann der gewölbten steinernen Gänge um dieselben, die einigermaßen an die erwähnten Nürnberger erinnern, dann der gewölbten Flure und Zimmer auch in den oberen Geschossen, ferner der verschiedenen geradarmigen Treppen und endlich des großen Daches auf dem Vordergebäude, bei welchem der Giebel oben abgewalmt ist, so daß ein Schopf entsteht, während das Dach gegen den Hof zu ganz abgewalmt ist und eine große Öffnung für das Höfchen *b* enthält. Der Dachbau ist wohl nur noch theilweise der ursprüngliche; denn sicher war jener Seitenflügel Anfangs nicht so, wie er in Fig. 63 erscheint⁸¹⁾.

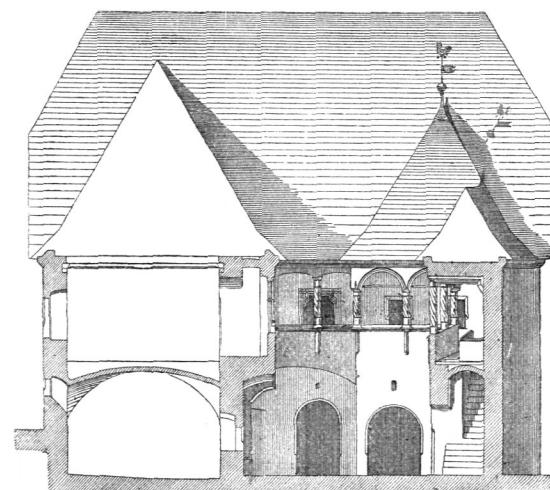
Etwas kleiner ist ein anderes Haus zu Steyr, heute Gasthof zum Löwen, dessen Giebelfront wir in Fig. 64⁸²⁾ wiedergeben. Das Haus hat nur ein Obergeschoß mit

Fig. 64.



Ansicht.

Fig. 65.

Schnitt durch das Hinterhaus⁸²⁾.

Gasthaus zum Löwen in Steyr.

 $\frac{1}{250}$ n. Gr.⁸¹⁾ Vergl. das in Art. 69 (S. 73) über das *Collegium Jagellonicum* Gesagte.⁸²⁾ Gleichfalls nach einer Publication der Wiener Bauhütte.

Fig. 66.

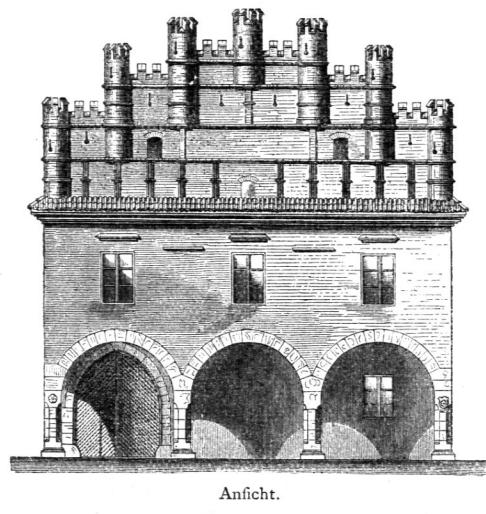


Fig. 67.

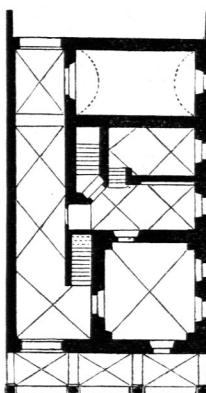
Haus in Wittingau⁸²⁾.

Fig. 68.

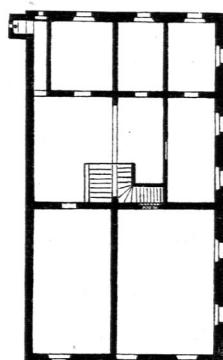
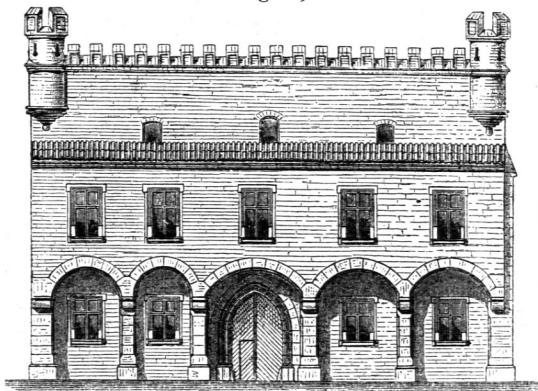


Fig. 69.



einem ausgekragten Erker unter dem Giebel. Der Erker, welcher die ganze Frontlänge einnimmt, ist im Gegensatze zur Schlichtheit des vorangehenden Beispiele reich mit Stab- und Maßwerk überkleidet. Eingehende Aufmerksamkeit verdient die Construktion der Vorkragung des Erkers mit ihren scheitrechten Bogen. Bei beiden Beispielen sind die Giebel nicht treppenförmig, sondern mit schrägen Randgesimsen versehen; bei beiden ist die obere Hälfte abgeschnitten, so dass sich ein grosser Schopf bildet. Die Anlage des Grundrisses ist jener des vorhergehenden Hauses ähnlich. Ein kleiner Hof in der Mitte ist mehr ausgebildet. Das Hinterhaus bildet ein eigenes Gebäude, eben so ein Seitenflügel. Laubengartige Gänge umziehen den Hof (Fig. 65⁸²⁾).

Die italienische Sitte der Anlage von Lauben ist ja von grossem Vorzuge für belebte Straßen, in welchen sich viel Volk tummelt, und so findet sie sich auch in einzelnen Theilen Deutschlands. Prächtige Beispiele aus den letzten Jahrhunderten des Mittelalters bieten die Tyroler Städte. Wir greifen aber mehr nach Norden, um ein Beispiel aus Böhmen zu wählen, mit welchem wir schon die Grenzen des Mittelalters eigentlich überschreiten. Es ist ein Haus aus Wittingau, von welchem wir in Fig. 66 bis 68⁸³⁾ die Grundrisse des Erdgeschosses und des Obergeschosses so wie die Giebelseite wiedergeben. Der Giebel zeigt in rein装饰性 Verwendung in kleinem Maßstabe Motive, welche der Kriegsbau in Grossem kennt.

Ein Haus aus Budweis, dessen Front wir in Fig. 69⁸³⁾ geben, zeigt im Erdgeschoss eine Relief-Nachbildung folch einer Laube und am Dachrande ebenfalls die Verwendung verkleinerter Motive

^{84.}
Wohnhäuser
in
Böhmen.

⁸²⁾ Nach: Mittheilungen der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

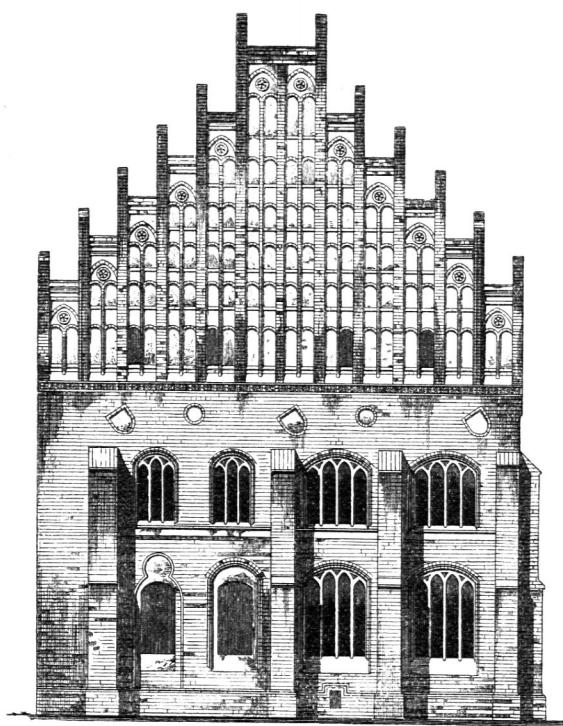
des Kriegsbaues. Die Bürger waren in jener Zeit bereits friedlich geworden; sie ließen ihre Kriege durch Soldtruppen ausfechten und blieben daheim; aber das Haus sollte in seinen Formen die Erinnerung an den ritterlichen Geist fest halten, welcher ihre Vorfahren durchdrungen. Es sollte deutlich sagen: »Mein Haus ist meine Burg«.

85.
Norddeutscher
Backsteinbau.

Die verschiedenen Schulen, welche sich in den norddeutschen Städten gegen Ende des XV. Jahrhunderts entwickelt hatten, und die neben dem Holzbau, der in einzelnen Theilen vorherrschte, allenthalben auch die Steinbauweise der Wohngebäude vertraten, kommen in Bezug auf die Anlage des Wohnhauses alle darin überein, dass sie die Tenne des niedersächsischen Bauernhauses in möglichster Ausdehnung, so weit es irgend die Verhältnisse zuließen, auf das städtische Wohnhaus übertrugen. Von der Nord- bis zur Ostsee, weit in das Land herein, finden wir allenthalben das sehr hohe Erdgeschoß benutzt, einen Flur (Diele) von verhältnismässig grosser Ausdehnung anzulegen, um welchen nicht bloß die Räume des Erdgeschoßes, sondern auch eines Zwischengeschoßes, etwa durch Galerien verbunden, rings umherlagen. Eine Wendeltreppe, in einer Ecke des von der Straße her durch grosse Fenster erleuchteten Raumes, führte nach den Obergeschoßen. Es ist also hier selbst bei grösseren Bürgerhäusern die Fensterlosigkeit des Erdgeschoßes aufgegeben und der Hauptraum des Hauses, die Diele, gut beleuchtet. Seit wann dies geschehen, ist schwer zu bestimmen; es geschah eben nach und nach. Wir dürfen dabei, abgesehen von den localen Eigenthümlichkeiten, nicht vergessen, dass dieser Flur sich aus der Werkstatt entwickelt hat, die ja schon von Anfang ihre Fenster hatte, und dass die Fensterlosigkeit des Erdgeschoßes nur den vornehmen Häusern im XIII. und noch XIV. Jahrhundert aus Bedürfniss eigen war, aber schon vom XV. Jahrhundert an nur noch als Reminiscenz. Die Diele aber war ja bloß die auf grössere Verhältnisse übertragene Werkstatt. In diesem Theile des Hauses ging, so weit es die Jahreszeit gestattete, das häusliche Leben vor sich. Die Räume im I. Obergeschoß traten verhältnismässig mehr zurück; nur im Winter, wo der Flur wegen Mangel einer Feuerstelle nicht wie die Tenne des Bauernhauses, in welcher der Herd stand, sich ihre Bedeutung erhalten konnte, traten die oberen geheizten Stuben in ihr Recht. Da schon das Zwischengeschoß bei Kaufmannshäusern die Schreibstube, bei sonstigen Häusern eine Reihe von Schlaf- und anderen Zimmern bot, so sind II. und III. Obergeschoße, wie uns solche bei den süddeutschen Wohnhäusern begegnet sind, selten; mitunter fehlt sogar ein I. Obergeschoß. Zu bemerken ist noch, dass uns hier eine Anzahl Wohnhäuser begegnet, welche durchaus nicht als Geschäftshäuser angesehen werden können, welche aber in der äusseren Erscheinung, wie in der inneren Anlage ganz den Charakter des bürgerlichen Hauses tragen. Sie gehörten jenem vornehmen Theile der Stadtbevölkerung an, der in den süddeutschen Städten noch in den alten Burgen oder in umgebauten burgenartigen Rittersitzen wohnte, die hier ganz fehlen, während in Süddeutschland nur ausnahmsweise deren Häuser rein bürgerlichen Charakter tragen.

In Bezug auf die äussere Erscheinung interessiren uns besonders jene Gebäude, in welchen der Backsteinbau zu charakteristischer Entwicklung gekommen ist. Je nach den Massen sind die Häuser einfache Giebelhäuser oder solche, welche die Traufe nach der Straße kehren. Das hohe Erdgeschoß zeigt verhältnismässig massive Anlage, das Obergeschoß dagegen nur schmale Pfeiler zwischen den dicht nebeneinander gestellten Fenstern; auf ihm erhebt sich der Treppengiebel mit seinen vielen lothrechten Pfeilern, welche über die Dachlinie hervortreten und eine

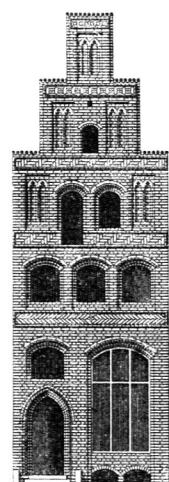
Fig. 70.

Vom Kloster Zinna⁸⁴⁾.

1/250 n. Gr.

steinpfeilern nur wenige Oeffnungen hat. Sehr einfach, aber doch recht charakteristisch ist das kleine Häuschen aus Lüneburg, welches in Fig. 71 dargestellt ist.

Fig. 71.



Haus in Lüneburg.

1/250 n. Gr.

Es tritt das hohe Erdgeschoß mit dem grossen, die Diele erleuchtenden Fenster hervor; über der Eingangstür zeigt sich das niedrige Fenster des Zwischengeschoßes; dann kommt das niedrige Obergeschoß mit seinen drei Fenstern, hierauf der aus drei Abtheilungen bestehende Treppengiebel mit einer Aufzugöffnung und einem Fenster im unteren, einem Fenster und über demselben einem Loche für den Aufzugsbalken im oberen Geschoße des Dachbodens, welcher bei feiner Kleinheit nur eben für häusliche Bedürfnisse dienen konnte, nicht aber für Kaufmannswaaren. Das Häuschen hat nur 5,15 m Front; es war also für sehr kleine Verhältnisse berechnet, und doch spricht sich eine gewisse Behaglichkeit darin aus, wenn schon, wie dies in Lüneburg, wo man die lothrechte Theilung der Giebel nicht vorherrschten ließ, vielmehr die Stockwerke des Dachbodens betonte, meist der Fall ist, auf den reicheren Schmuck des Giebels Verzicht geleistet ist.

Die Burgen innerhalb der Städte, und zwar sowohl die in Privathänden befindlichen, als auch die fürstlichen, wurden im Schlusse der gegenwärtigen Periode zu grossem Theile umgebaut, wobei sie

Gliederung von Blenden zwischen sich haben, in denen die kleinen Fensteröffnungen stehen, welche die verschiedenen Stockwerke des hohen Dachbodens beleuchten.

Auch hier haben sich verschiedene locale Schulen ausgebildet, und die Backsteinhäuser Hannovers z. B. sind in der äusseren Erscheinung sehr verschieden schon von jenen Lüneburgs und Lübecks, noch mehr aber von den mecklenburgischen und pommerschen. Wir finden in Norddeutschland welche, bei denen die Architektur an jene des Rathhauses zu Tangermünde erinnert, und solche, die den Treppengiebel ganz einfach, glatt und selbst nüchtern zeigen. Meist hält sich die Ausbildung in der Mitte. Für den Durchschnitt sehr charakteristisch ist die Anordnung in Fig. 70⁸⁴⁾, welche die Front eines Gebäudes des Klosters Zinna darstellt, bei welchem der Giebel mit seinen geputzten Blenden zwischen den Back-

86.
Umbau
der älteren
städtischen
Burgen.

⁸⁴⁾ Nach: ADLER, F. Mittelalterliche Backsteinbauwerke des preussischen Staates. Berlin. Band II. Taf. LXI.

theils nach der Absicht der Besitzer, theils in Folge der Form der Grundstücke meist unregelmässig angelegt sind und selbst da, wo keinerlei Vertheidigungsmafsregeln mehr sichtbar sind, ein burgenhaftes Aussehen behalten haben. Wir haben schon in Art. 77 (S. 83) von den dort so genannten Ritterburgen Cölns gesprochen. Wir kennen Aehnliches in mancher Stadt; doch müssen wir uns hier auf wenige Beispiele beschränken. Ein interessantes kleines Gebäude folcher Art ist jenes, welches in Meran hinter dem jetzigen Rathhouse steht und als alte landesfürstliche Burg, als Kelleramt, als Sitz der *Margaretha Maultasche* bezeichnet wird, aber durchaus erst dem Schlusse des XV. und Beginne des XVI. Jahrhundertes angehört. Es ist eine unregelmässige Anlage, welche sich, wie der Grundriss in Fig. 72, durch welchen das Obergeschoß dargestellt ist, zeigt, in äußerst malerischer Weise zusammenschliesst. Das Hauptgebäude hat eine Reihe kleinerer Zimmer, aber keinen Saalbau mehr; dagegen fehlt der an einen kleinen Raum angeschlossene Capellenchor nicht, und mehrere Erker sind vorhanden. Das Hauptgebäude hat ein eigenes grosses Dach; der Seitenflügel neben dem Hofe hat gleichfalls ein solches, und die Gänge um den Hof haben ebenfalls eigene Dächer, welche sich entsprechend an einander schliessen.

Ist hier noch die ganze Architektur in Allem durchaus deutsch, so ist sie bei dem alten bischöflichen Schlosse zu Trient vollkommen italienisch. Der Grundriss in Fig. 73 lässt dies allerdings nicht gerade erkennen; wohl aber zeigt er die Thatsache, dass kein Theil vorhanden ist, welcher irgend eine fortificatorische Bedeutung in Anspruch nähme.

Man hat zwar den alten runden Thurm *A* beibehalten, wahrscheinlich aber bloß, weil man sich vor dem Niederreißen der Mauermaße fürchtete, vielleicht aus Pietät, gewiss aber nicht, um sich noch darin einzuschliessen und belagern zu lassen. Als Mittelpunkt der Anlage erscheint der Hof *B*, welcher in allen Geschossen von Säulenhallen umgeben ist, in welchen geradarmige Treppen in die Höhe führen. Diese Hallen sind von merkwürdig unregelmässigen Zimmern und kleinen Sälen in verschiedenen Höhen umgeben. Eine reiche, malerische Ausstattung war dem ganzen

Fig. 72.

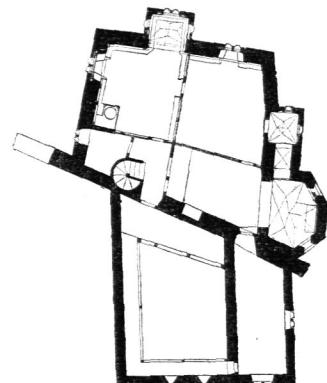
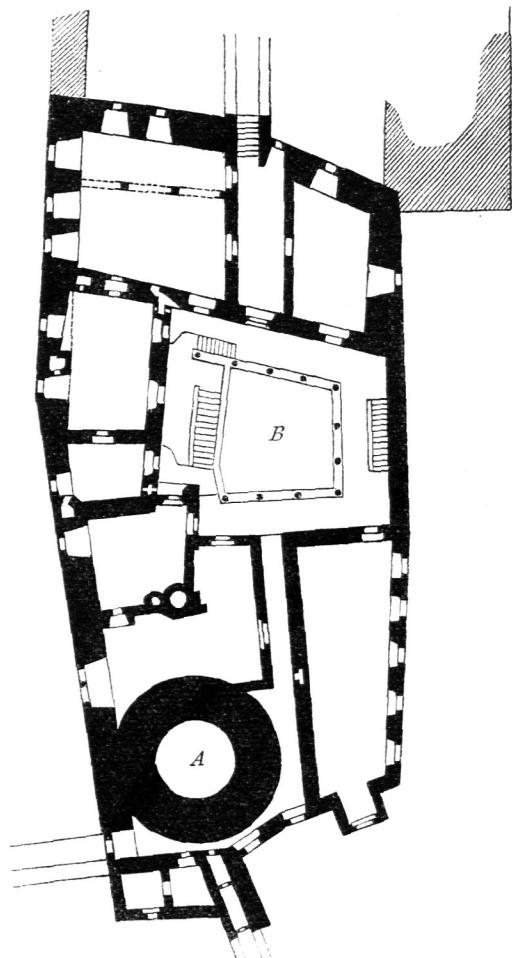
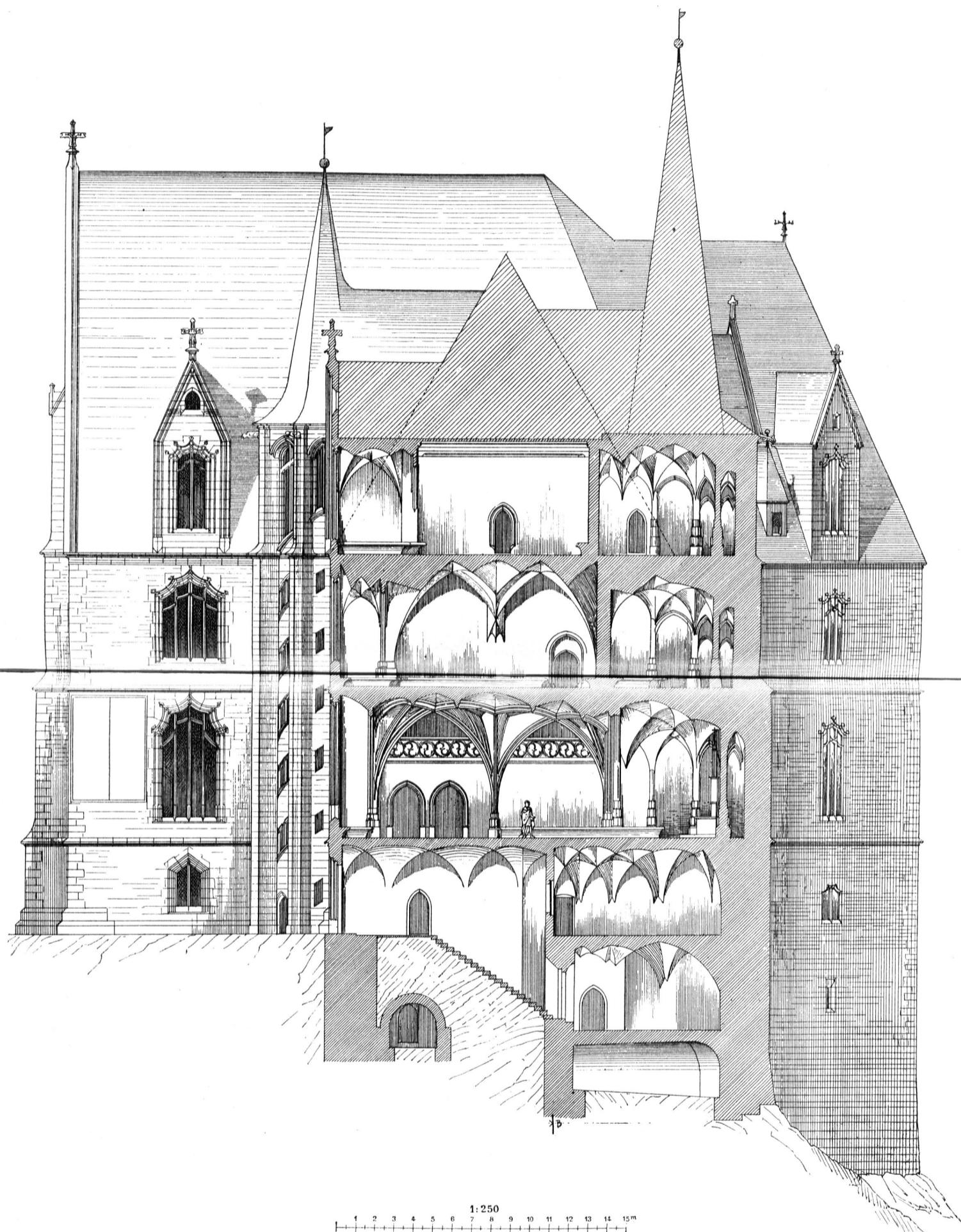
Haus in Meran.
1/500 n. Gr.

Fig. 73.



Altes Schlos in Trient. — 1/500 n. Gr.



Albrechtsburg zu Meissen.

Durchschnitt durch den Südnord-Flügel mit dem Capellenturm.

Bau zu Theil geworden; der Glanzpunkt aber ist eine im obersten Geschoffe die nach der Stadt gekehrte, den westlichen Flügel des Ganges abschließende Mauer durchbrechende Galerie-Architektur, den Palästen von Venedig nachgebildet. Als Reminiscenz treten noch Zinnen auf, welche aber nur zur malerischen Gestaltung beitragen, indem sie dem hoch über die Stadt aufsteigenden Bau entsprechenden Abschluss geben.

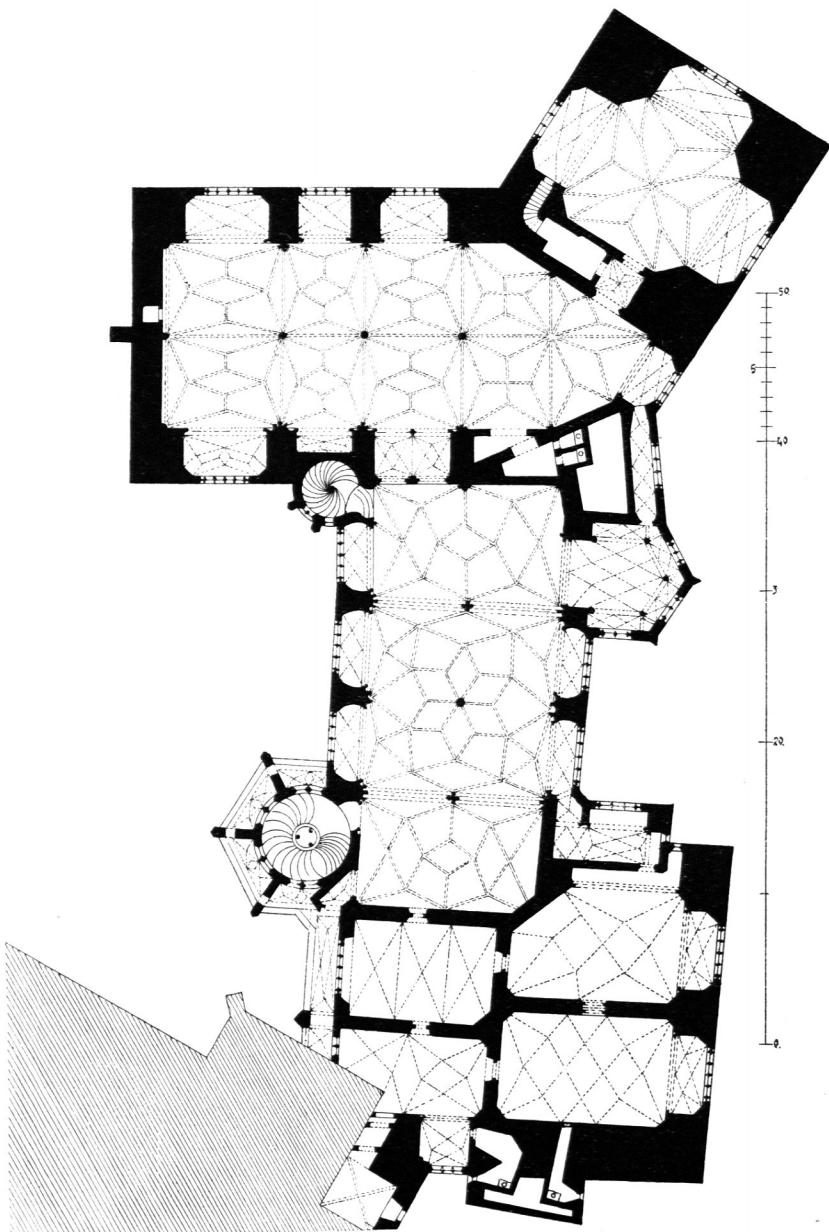
Das grossartigste von allen ähnlichen im Schlusse des Mittelalters errichteten Gebäuden in Deutschland ist die Albrechtsburg zu Meissen⁸⁵⁾. Sie führt zwar den Namen »Burg«, hat auch in ihrer malerischen Erscheinung Einiges, was an solche erinnert, ist aber in der That nichts Anderes, als ein Wohnhaus fürfürstliche Verhältnisse eingerichtet, ohne jede Analogie mit den Burgen oder den Palästen, von welchen in Kap. 2 u. 4 die Rede war. Nicht einmal Zinnen schmücken mehr die »Burg«. (Siehe Fig. 74 und die neben stehende Tafel.) Sie wurde 1471—83 von den Brüdern Kurfürst *Ernst* und Herzog *Albrecht* von Sachsen nach Abbruch des alten Markgrafenschlosses durch Meister *Arnold* aus Westphalen als gemeinsame Wohnung erbaut. Als 1485 die Theilung der sächsischen Lande eintrat, erhielt der jüngere, *Albrecht*, das Land Meissen und damit die Burg, die von ihm später den Namen erhielt; einige kleine Baulichkeiten wurden noch 1520—24 errichtet.

Ueber einem niedrigen Untergeschoß, das dem Hofe zu eben steht, gegen außen aber mehrere Kellergeschosse unter sich birgt, erheben sich zwei mächtige, reich gewölbte Geschosse, von denen das I. Obergeschoß zwei grosse Säle nebst einigen Gemächern enthält. Diese Säle sind der Nachklang der älteren Palasbauten. Ueber denselben enthält das II. Obergeschoß nur kleinere Gemächer. Es ist die Kemnate der älteren Zeit über den Palasbau gelegt, wobei allerdings die Bezeichnung als »Kemnate« nur dem nördlichen Theile, welcher den Frauen diente, erhalten geblieben ist. Ueber diesen beiden gewölbten Stockwerken liegt im Dachraume noch ein drittes, welches durch mächtige steinerne Dachfenster erhellt wird. Bemerkenswerth ist die Construction dieses Baues in so fern, als durch Ueberbauung der hintermauerten Gewölbezwickel die Stockwerke nach oben immer enger werden, so dass auch das im Dache befindliche, auf dem unteren Gewölbe stehende lothrechte Wände zwischen den Dachfenstern hat. Die Decken sind zwar durch das erste Kehlgebälke des Daches gebildet; aber es würde ohne Weiteres möglich gewesen sein, sie zu wölben. Nach alter Sitte schliesst sich dem Hauptsaale im I. Obergeschoß eine Capelle an, welche in einem ausgebauten Thurme liegt. Wir können als wahrscheinlich annehmen, dass auch im II. Obergeschoß und im Dachraume die Gemächer dieses Thurmes vom Erbauer als Capellen gedacht waren. Charakteristisch sind für den Bau die in allen Geschossen befindlichen, die mächtigen Mauern auf bloße Pfeiler reducirenden Fensternischen, welche auch noch im Dachgeschoß förmliche gewölbte Cabinete bilden; dann die theilweise in der Mauerstärke liegenden, theilweise außen geschlossenen Verbindungsgänge. Die Verbindung der einzelnen Stockwerke geschieht durch zwei Wendeltreppen, in den alten Acten »Wendelsteine« genannt, beide auf der Westseite des von Süden nach Norden laufenden Flügels. Die eine in der Ecke am Nordflügel gelegene bildet die directe Verbindung der Frauengemächer im II. Obergeschoß mit dem Hauptsaale und dem Hofe. Die andere, in jedem Stockwerke noch durch einen sich außen herumziehenden Gang ausgezeichnet, ist die Haupttreppe, die vom Hofe zum Hauptsaale emporführt, in welchem nach alter Weise das Publicum, wie in der Basilika der Römer, verkehrte, in welchem aber kaum mehr öffentliches Gericht gehalten wurde, da auch Kanzlei-Locale dazu gehörten, welche, durch dieselbe Treppe zugänglich, sich im II. Obergeschoß befanden. Berücksichtigen wir letzteres, so ist die Anlage für eine gemeinschaftlich geführte Haushaltung zweier Fürstenfamilien, die doch mit dem Gefolge aus etwa 60 Personen bestand, nicht groß und nur denkbar, wenn wir erfahren, dass z. B. sieben den ersten Adelsfamilien angehörige Kammerfrauen gemeinsam ein Zimmer bewohnten. Vielleicht würde auch noch durch weitere Bauten eine Vergrößerung eingetreten sein, wenn nicht wenige Jahre nach der Fertigstellung der vorhandenen einer der Brüder in Folge der Theilung des Landes Meissen verlassen, der andere, welcher Meissen behielt, seine Residenz nach Dresden verlegt hätte, so dass der Bau schon unmittelbar nach seiner Fertigstellung überflüssig geworden war und, wenn er auch noch eine Zeit lang erhalten wurde, meist untergeordneten Zwecken diente. Eine

⁸⁵⁾ Wir haben die Schrift: ROSSMANN, W. Die künstlerische Ausstattung der Albrechtsburg zu Meissen (Dresden 1878) benutzt; dort ist auch die ältere Literatur über das Schloss erwähnt. — Vergl. auch: PUTTRICH, L. Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. I. Abth. Bd. 2. Leipzig 1845—50. I. Meissen. S. 1 ff., wo ebenfalls die Literatur angegeben ist.

künstlerische Auschmückung hat er deshalb auch in älterer Zeit nie erhalten. Unsere Abbildungen geben den Grundriss des I. Obergeschoßes, so wie den Durchschnitt durch den Südwest-Flügel mit dem Capellenthurm wieder.

Fig. 74.



Albrechtsburg zu Meißen.
I. Obergeschoß⁸⁵⁾. — 1/500 n. Gr.

^{87.}
Wohnhausbau
in
Frankreich.

Wenn wir den städtischen Wohnhausbau des XIV. und XV. Jahrhundertes in Frankreich betrachten, so ist bezüglich der südlichen Provinzen des Landes zu bemerken, dass er in nichts, was Anlage und Grundgestalt der Häuser betrifft, von

jenem der vorigen Periode abweicht, dass nur eben kleine stilistische Einzelheiten uns zeigen, dass wir jüngere Werke vor uns haben. Im Norden dagegen fand eine der deutschen ganz ähnliche Entwicklung auch in dieser Periode noch statt. Insbesondere zeigt sich auch hier ganz das gleiche Verhältnis zwischen Steinbau und Holzbau, welch letzterer in einer Reihe von Städten heimisch war und, wie seine reiche Ausbildung beweist, nicht bloß armen Leuten diente, weil sie Steinbauten nicht bezahlen konnten, sondern mit Vorliebe gepflegt wurde. Wir finden Anlagen, welche in ihrer Ausbildung vielleicht in Einzelheiten von den deutschen ganz abweichen, in ihrem Kerne aber mit ihnen so fehr übereinstimmen, dass wir mindestens für jene Gegenden eine Aehnlichkeit in der Lebensstellung und den Gewohnheiten der gleichen Kreise und Classen mit jenen in Deutschland finden müssen, welche geradezu überraschend ist. Und wenn wir für Deutschland glauben, viele Verhältnisse der älteren Zeit nach Rückschlüssen aus der späteren fest stellen zu können, so trifft dies auch für Frankreich zu. Betrachten wir daher wiederum an der Hand von *Viollet-le-Duc's Artikel »Maison«*⁸⁶⁾ den französischen Wohnhausbau vom XIV. Jahrhundert bis zum Schlusse des Mittelalters.

Ein Haus zu Reims, das »Haus der Musiker« genannt, hat von jeher grosses Interesse erregt. Es enthält über dem Erdgeschoß, von dessen ursprünglicher Architektur nur Spuren erhalten sind, ein Obergeschoß mit vier durch Steinkreuze unterteilten Fenstern und zwischen denselben, so wie an beiden Enden spitzbogige Nischen, in denen auf Consolen sitzende, lebensgrosse Figuren als Schmuck des Hauses dienen, von welchen die mittlere einen Falken auf der Hand trägt, während die übrigen vier auf verschiedenen Instrumenten musiciren. Darüber ist ein Rundbogenfries mit Maßwerkknäufen, dessen Anfänge sich auf kleine Consolen stützen. Ein horizontales Gesimse schloss das Stockwerk ab und trägt den Dachrand, über welchen wir, den Fenstern entsprechend, steinerne Dachluken emporsteigend uns zu denken haben, von denen Reste auch noch zu finden sind⁸⁷⁾. Die innere Eintheilung ist nicht mehr erkennlich; doch nimmt *Viollet-le-Duc* an, dass im Obergeschoß des Hauses, welches nur die Breite eines Raumes hat, nur eine Eintheilung in zwei Säle vorhanden gewesen sei. Jedenfalls war es ein vornehmes Haus, vielleicht einer Gilde oder sonst einer Vereinigung zugehörig; denn der reiche figürliche Schmuck, noch dazu eine wohl profane Darstellung, war auch in Frankreich bei eigentlichen bürgerlichen Bauten nicht heimisch. Die Mittelfigur mit dem Falken auf der Hand stellt jedenfalls den Herrn vor, zu dessen Ehre und Vergnügen das Orchester musicirt.

Die Anordnung eines horizontalen Dachrandes nach der Straße zu war in Frankreich, besonders in der Bourgogne, zu Hause. Schon im XIII. Jahrhundert finden wir Häuser in dieser Anordnung zu Avallon, Flavigny, Sémur en Auxois und Dijon, welche die Eigenthümlichkeit zeigen⁸⁸⁾, dass unmittelbar über dem Eingange in der Mitte der Front aus derselben ein Treppenthürmchen heraustritt, in welchem die Wendeltreppe enthalten ist, die zu den oberen Geschossen führt. Der Eingang führt außer zur Treppe in eines der seitlichen Zimmer, von welchem aus man in ein kleines mittleres, nach dem Hofe führendes und von diesem in ein drittes gelangt. Auch in den beiden oberen Geschossen tritt man stets in eines der Seitenzimmer ein und von diesem durch das mittlere in das dritte.

88.
Steinbauten.

⁸⁶⁾ VIOLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. VI. Paris 1863. S. 214 ff.

⁸⁷⁾ Siehe ebenda, S. 236 u. 237. — Wir halten dasselbe für etwas jünger als dort angegeben, etwa 1300—1320.

⁸⁸⁾ Siehe ebenda, S. 238—240.

In Vitteaux (Côte-d'Or⁸⁹⁾) sah *Viollet-le-Duc* vor 30 Jahren noch mehrere Häuser, welche den Giebel nach der Straße drehten, den Eingang an der Seite, über demselben aber die Wendeltreppe gerade so in der Front hatten, wie das vorhin erwähnte Haus. *Viollet-le-Duc* sieht in dem Umstände, dass alle diese erwähnten steinernen Häuser im Erdgeschoß Fenster haben, ein Zeichen kleinbürgerlichen Wesens, während die Vornehmen, selbst die unter ihren Genossen hervorragenden Bürger, entweder ihr Haus nicht an die Straße stellten, sondern hinter einen mit einer Mauer abgeschlossenen Hof oder, wenn sie an die Straße bauten, ihr Erdgeschoß fensterlos ließen. Wir geben ihm darin vollkommen Recht; nur ist ja eben doch fraglich, ob diese Erdgeschoße wirklich ursprünglich so aussehen und ob diese Häuser, welche er als Kleinbürgern gehörig ansieht, wirklich solchen gehörten; wir würden sie noch nach ihrem Tode beglückwünschen, wenn sie solche Häuser sich erbauen könnten⁹⁰⁾.

Im Gegensatze dazu giebt er als Fig. 16⁹¹⁾ ein Haus aus der Pariserstraße der Stadt Provins. Dasselbe kehrt gleichfalls den Giebel nach der Straße, hat im Obergeschoß eine Reihe von 4 durch Steinpfosten untertheilten Fenstern mit entlastenden Spitzbögen, deren je 2 wieder durch einen größeren Spitzbogen entlastet sind, so dass die Fenstergruppen äußerlich noch an die galerieartigen Fenstergruppen der vorigen Periode (vergl. Fig. 21, S. 41 u. Fig. 24, S. 47) erinnern. Das Erdgeschoß nennt er »sorgfältig nach der Straße zu vermauert«, giebt aber doch außer der Haustür auf der Abbildung noch ein Fenster, welches einen sehr modernen Eindruck macht. Der Giebel ist geradlinig mit schräg aufsteigenden Platten abgedeckt und hat nur 2 neben einander stehende Fensteröffnungen, also nur ein Geschoß. Die Stockwerkshöhen sind sehr beträchtlich, insbesondere das Erdgeschoß, welches ungefähr 5 m Höhe haben muss, also beim Eingange einen imposanten Flur bildete. Die Breite des Hauses beträgt über 9 m.

Gleichfalls ein Giebelhaus von 8 m Straßenbreite ist das von ihm in Fig. 20 gegebene Wohnhaus in Chateaudun⁹²⁾, welches noch zu Anfang der vierziger Jahre stand, dessen Erdgeschoß und Obergeschoß aus Stein waren, während ein mit der unteren Mauer bündiger Fachwerkgiebel mit weit vorspringender Dach-Construction das Haus abschließt. Wie allenthalben nimmt *Viollet* auch hier im Erdgeschoß einen Verkaufsladen, nicht eine Werkstatt, an und stellt seinen Hausbesitzer, im Feierkleide auf Kunden wartend, unter die Thür, statt ihn arbeitend unter das Fenster zu setzen. Bis zu 8 m Breite konnte ja wohl schon die Werkstatt eines Schmiedes des XIV. Jahrhundertes fordern. Wie weit das Erdgeschoß, als er das Haus zeichnete, erhalten war, giebt er leider nicht an.

Auch nur mit einer gewissen Scheu vor den Magazinen, um deren willen die Front auf dünnen Pfeilern geruht haben soll, können wir das interessante Haus zu Cordes⁹³⁾ gegenüber der *Promenade de la Brie* erwähnen, welches bei einer Frontlänge von 20 m im Erdgeschoß des Vorderhauses nicht, wie wir vermuten würden, einen nach der Straße abgeschlossenen großen Flur gehabt hatte, zu welchem ein Einfahrtsthür führte, das die Kaufmannsgüter einließ, welche dann in dem nach dem

⁸⁹⁾ Siehe ebenda, S. 240—243.

⁹⁰⁾ Hat er, da er ja alle Wohnhäuser restaurirt wiedergiebt, dort Fenster gezeichnet, um eben die Häuser als kleinbürgerlich zu bezeichnen?

⁹¹⁾ Siehe ebenda, S. 244.

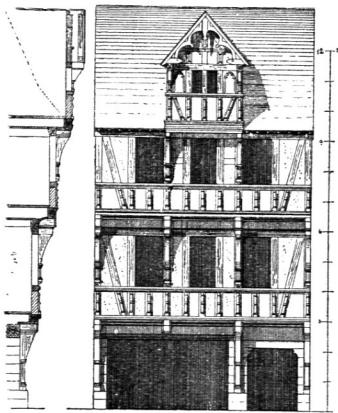
⁹²⁾ Siehe ebenda, S. 252.

⁹³⁾ Siehe ebenda, S. 276.

Höfe offenen Flure gewogen und weiter behandelt wurden, etwa wie in dem Hause auf der Tafel bei S. 88, sondern zwei mit dem Hause nicht verbundene Kaufläden, welche in moderner Weise an Fremde vermietet wurden, während der Hausbesitzer das übrige Haus bewohnte, ohne darin Räume für einen Geschäftsbetrieb zu haben. Das Seiten- und Rückgebäude enthielt einen kleinen Saal und einen Stall. Im Obergeschoß befand sich über dem Vorder-, Seiten- und Hinterflügel

Fig. 75.

Fig. 76.

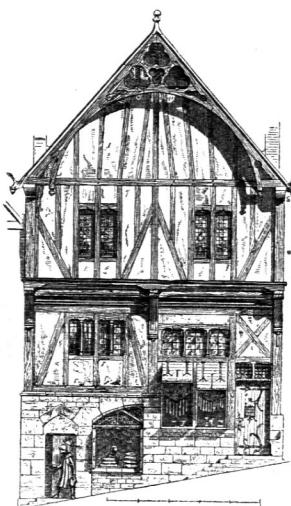
Haus zu Caen⁹⁴⁾.

eine durch einen hölzernen Gang verbundene Wohnung, zu welcher eine in den Hof eingebaute Wendeltreppe führte.

Schauen wir uns nun nach dem Holzbau um, so finden wir denselben auch noch im XV. Jahrhundert in Frankreich, insbesondere im Norden, weit verbreitet. In der Construction der Wohnhäuser aus Fachwerk zeigen sich dabei mannigfache Ähnlichkeiten mit den deutschen. Fig. 75 u. 76 geben die Front eines Hauses zu Caen⁹⁴⁾, so wie deren Durchschnitt wieder; die Vorkragung der einzelnen Stockwerke erinnert an deutsche Bauten. Die Dachtraufe ist, wie dies ja auch in Deutschland mitunter kommt, nach der Straße gerichtet; ein großer Dacherker aber bestimmt mit seinem Giebel so sehr den Charakter des Baues, dass das Haus, welches eine

Frontlänge von 7 m hat, einen ähnlichen Eindruck macht, wie ein Giebelhaus. Während aber in Deutschland bis gegen den Schluss des XV. Jahrhundertes alles Holzwerk der Fachwände glatt zu sein pflegt, zeigt dieses normannische Haus die lothrechten Hölzer an den Brüstungen beider Stockwerke durch geschnitzte strebepfeilerartige Gliederungen belebt.

Fig. 77.

Haus zu Laval⁹⁵⁾.

Ebenfalls bereits dem XV. Jahrhundert gehört das Doppelhaus zu Laval an, welches *Viollet-le-Duc* in Fig. 21 abbildet⁹⁵⁾, das erste, welches, außer jenem zu Montréal (siehe S. 46), auch nach unserer Ansicht wirklich kleindörflichen Verhältnissen entspricht und auffallend in Massen und Anordnung an das Doppelhaus erinnert, welches wir in Fig. 48 (S. 78) dargestellt haben. Nur ist dieses französische tiefer, die Stellung des Giebels nach der Straße also natürlicher, als in Montréal. Wir geben daher zum Vergleich in Fig. 77 nach seiner Zeichnung⁹⁵⁾ das Haus aus Laval wieder. Der Zeitunterschied zwischen dem deutschen und dem französischen ist unerheblich, da wir in beiden Häusern Typen sehen, welche auf alter Tradition beruhen und uns zeigen, wie gering der Unterschied in den Wohnungen von Leuten derselben Gesellschaftsclasse beider Länder war. Den Vergleich durchzuführen, überlassen wir den geehrten Lesern und machen nur darauf aufmerksam, dass beim deutschen Hause das Dach höher ist und,

89.
Holzbauten.

⁹⁴⁾ Nach: GAILHABAUD, J. *L'architecture du V au XVIIe siècle et les arts qui en dépendent.* Paris 1850—59.

⁹⁵⁾ A. a. O., S. 253.

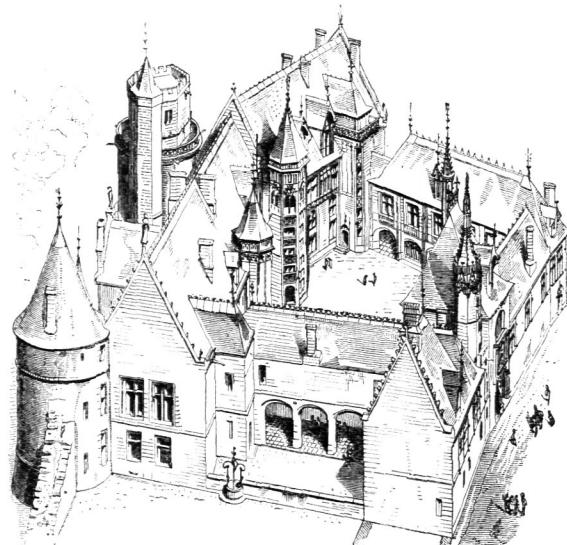
wie die Fenster im Giebel zeigen, mehr auf Ausnutzung berechnet war, als dies überhaupt bei den französischen Häusern durchgängig der Fall gewesen zu sein scheint. Die Verschiedenheit der eigentlichen Constructionsweise würde natürlich auch wesentlich geringer sein, wenn wir auch aus Deutschland gerade ein Haus des XV. Jahrhundertes, nicht ein solches des XIV. zum Vergleiche zur Verfügung gehabt hätten.

Für Viollet's weitere Beispiele von Holzhäusern aus Annonay⁹⁶⁾, Nantua⁹⁷⁾, das letztere den Alpen sich nähernd, also der Schweizer Tradition, finden wir in Deutschland selbst für die Construction sehr verwandte gleichzeitige Beispiele. Nicht sehr verschieden von der Construction der deutschen Häuser vom Schlusse des XV. Jahrhundertes ist auch die Construction jener Holzhäuser, deren wir zu Anfang der fünfziger Jahre in Paris noch Hunderte gesehen haben, die damals aber der Modernisirung von Paris geopfert wurden. Eben so wenig erhebliche Verschiedenheiten zeigt die Construction der Holzhäuser von Rouen. Nur bildete sich in der französischen Holz-Architektur ein wesentlich eleganterer Stil der Decoration aus, als in der deutschen; insbesondere charakteristisch ist die umfangreiche Verwendung von Fialen zur Decorirung der lothrechten Hölzer, welchen sich flach gedrückte Wimperge als Schmuck der Kapphölzer und horizontalen Riegel anschliesen, von denen an einem in der Mitte darauf gestellten lothrechten Holze wieder eine hohe Wimpergspitze mit schlanker Kreuzblume emporsteigt.

90.
Burgartige
Anlagen.

Auch in Frankreich zeigt uns der Schluss des Mittelalters verschiedene Gebäude, welche aus dem alten Burgen-Typus entstanden, mehr oder weniger unregelmässig verschiedene Flügel um einen Hof gruppiren, theilweise in den Städten an einer oder mehreren Straßen gelegen, theilweise hinter einem mit einer Mauer abgeschlossenen Vorhofe. Aber während sie in Deutschland ziemlich ausschliesslich fürstliche Schlösser sind, gehören sie im demokratischen Frankreich zum Theile den reichen Bürgern, etwa reichen Kaufleuten; denn wohlhabend musste man immer sein, um solche zu besitzen. Das hervorragendste ist das Haus des *Jacques Coeur* in der Stadt Bourges, welcher gern seinen Reichtum zeigte, aber wohl kaum solch tragisches Ende genommen hätte, wenn er den an einer Stelle seines Hauses zu lesenden Spruch selbst beachtet hätte: »*Dieu . faire . taire . de . ma . joie*«. Es ist mit Durchbrechung der alten Stadtmauer unter Benutzung zweier runder Thürme derselben und eines viereckigen errichtet und hat mit seinen verschiedenartig gruppirten Dächern, dem Capellenbau über dem Eingange, seinen emporsteigen-

Fig. 78.

Haus des *Jacques Coeur* zu Bourges⁹⁸⁾.

⁹⁶⁾ Siehe ebenda, S. 256.

⁹⁷⁾ Siehe ebenda, S. 258.

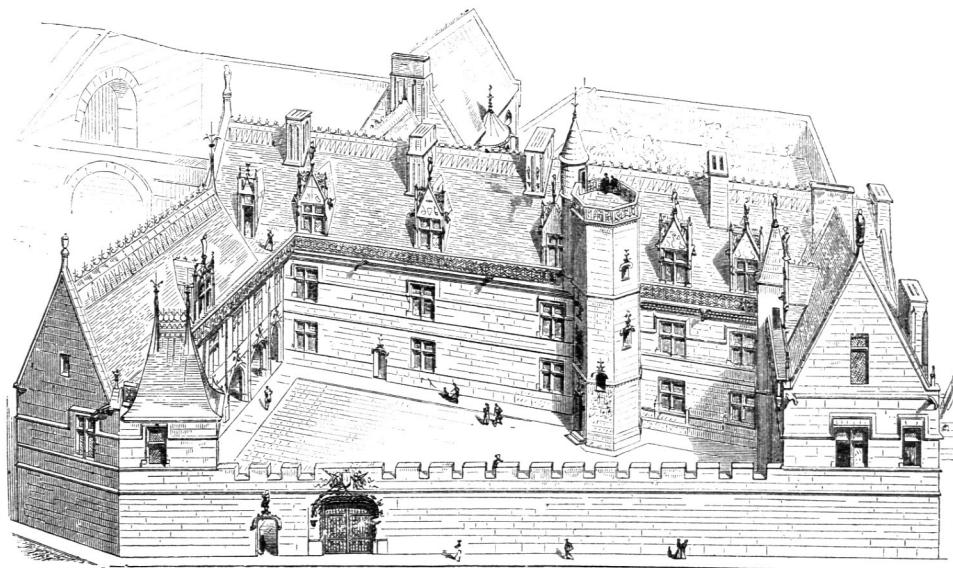
⁹⁸⁾ Nach ebenda, S. 281.

den Treppenthürmen den malerischen Charakter einer Burg, aber nichts von der Festigkeit derselben, noch weniger also von den Unbequemlichkeiten einer solchen. Nur der Haupteingang mit der kleinen Pforte neben der grossen Einfahrt sieht aus, als habe man daran gedacht, ihn vertheidigen zu wollen, und es mussten Zugbrücken davor angebracht werden. Dafs das Erdgeschoß auf der einen Seite fensterlos ist, auf der anderen Seite nur eben die Wohnung des Pförtners Fenster nach der Straße hatte, ist mehr der Ausdruck absichtlich gesuchter Vornehmheit, als der Gedanke an Festigkeit; denn im Erdgeschoß sind Wohnräume nur im Flügel hinter dem Hofe. Wir geben in Fig. 78 nach *Viollet-le-Duc* eine Vogelperspektive dieses Hauses⁹⁸⁾.

In Paris stand noch 1840 das *Hôtel de la Trémouille*, ein aus einem Erdgeschoß und zwei Obergeschoßen bestehendes, in glänzendster Architektur durchgebildetes Wohnhaus⁹⁹⁾, welches ungefähr die Mitte eines schmalen, aber unregelmässigen, zwischen anderen gelegenen Grundstückes einnahm, das von der *Rue des Bourdonnais*, wo der Haupteingang war, in einer Breite von 22 m bis zur *Rue Tirechappe* durchging. Vor dem Hause, dessen Erbauer in der Schlacht bei Pavia fiel, welches also wohl erst im Beginne des XVI. Jahrhundertes errichtet wurde, dehnt sich ein mächtiger Vorhof aus, der auf zwei Seiten von Hallen umgeben war, die nach der Straße zu ebenfalls fensterlos waren und ein Obergeschoß trugen. Hinter dem Hause dehnten sich neben dem Garten gleichfalls mit Hallen versehene Gebäudeflügel aus, welche die Küche und sonstige Wirtschaftsräume enthielten, die ihren Ausgang nach der Straße *Tirechappe* hatten. Das Ganze ist leider heute zerstört bis auf einige Bruchstücke, welche in der *École des beaux-arts* aufgestellt wurden.

Eben so liegt der Wohnflügel des *Hôtel de Cluny*¹⁰⁰⁾, des Absteige-Quartiers, welches um 1490 *Jacques d'Amboise*, Bischof von Clermont, damals zugleich Abt von Cluny, in der *Rue des Mathurins* für die Äbte von Cluny erbaute, hinter dem Hofe.

Fig. 79.



Hôtel de Cluny zu Paris¹⁰⁰⁾.

⁹⁸⁾ Siehe ebenda, S. 282 ff.

⁹⁹⁾ Siehe ebenda, S. 284 ff.

Von der Straße ist es durch einen Vorhof hinter einer Mauer abgeschlossen; auch haben die beiden zu ihr vorgehenden Flügel im Erdgeschoß keine Fenster nach der Straße. Was drinnen vorging, ging die außen Vorübergehenden nichts an. Um diese sich zu kümmern, waren die hinter der hohen Mauer Wohnenden zu vornehm; sie hatten also nicht nötig, auf die Straße zu sehen. Das Wohngebäude mit den beiden Seitenflügeln besteht aus zwei vollständigen Stockwerken und einem bewohnbaren folchen unter dem Dache, bot also Raum genug für einen kleinen Hofhalt. Durch ein gütiges Geschick bis heute erhalten, umschließt es jetzt eines der kostbarsten Museen. Wir geben auch hiervon nach *Viollet-le-Duc* eine Vogelperspective in Fig. 79¹⁰⁰) mit dem Bemerkten, daß die auf der linken Seite des Beschauers im Hintergrunde erscheinenden Bauten die wohl erhaltenen Reste römischer Thermen sind.

91.
Kloster-
anlagen.

Unser Kap. 3 hat mit der Betrachtung der Wohnbauten in den Stiften und Klöstern begonnen, und mit der Betrachtung solcher Bauten wollen wir unser Kap. 5 beschließen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß zwar die Bauformen sich geändert haben, wie die Stilentwickelung sich auf jedem Gebiete vollzog. Aber wenn auch gleichzeitig im gesamten Klosterwesen sich wesentliche Änderungen vollzogen, so hatte dies geringen Einfluß auf die Bauanlage; der Kern ist vollständig derselbe geblieben. Die Benedictiner-Klöster blieben auf den Höhen, die Cistercienser in den Thälern; ihre Bauten blieben stets ummauerte Festen. Ihr Vertheidigungssystem mag mitunter veraltet gewesen sein. Falls etwa bauliche Änderungen vorgenommen wurden, geschah dies nach den Regeln und Anforderungen, welche die Zeit stellte; aber der Kern des Klosters blieb genau derselbe, wenn auch Fensterformen und Gewölbe-Constructionen sich änderten. Eben so war es bei den großen Stiften, ob sie nun auf Bergeshöhen oder im Thale, ob in der Einsamkeit oder unmittelbar vor den Thoren der Stadt lagen, oder ob sie in dieselbe einbezogen waren.

Neue Orden entstanden, deren wichtigste die Dominikaner und Franziskaner wurden. Sie suchten nicht die Einsamkeit auf, sondern nahmen ihren Platz mitten in der Stadt, wo sie durch ihr Vorbild und ihre Lehre auf das Volk einwirken, dem Luxus entgegen arbeiten, die Zufriedenheit und die Askese verbreiten sollten. Ihre Aufgabe war, durch die Macht des Wortes die Vornehmen und Wohlhabenden zur Demuth und zur Bereitwilligkeit, den Armen zu helfen, hinzuführen, den Bedrängten beizustehen und sie zu trösten, zugleich aber durch Hinweis auf die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes zu stärken, um ihr Elend in Geduld zu tragen. Sie waren nicht berufen, am Hofe zu glänzen, nicht Kunst und Wissenschaft zu fördern, sondern sich der Armen und Bedrängten anzunehmen, die richtigen Seelsorger für Alle, die mühselig und beladen waren. Es waren oft sehr bescheidene Bauten, in denen sie lebten, die in irgend einem Winkel der Stadt aufgeführt wurden, wenn nicht ein Stifter ihnen die Mittel gab, sich Bauten von einiger Bedeutung aufzuführen. So einfach aber auch die Ausführung sein mochte, die Anlage war genau die gleiche, wie vor Jahrhunderten. Stets war der Hauptbau des Klosters die Kirche; an sie schloss sich der einen quadratischen Hof umgebende Gang an, welchem sich auf drei Seiten die Wohnbauten anfügten, in denen sie ihr strenges Leben führten. Ueberall aber war ein möglichst großer Speisesaal, waren die gemeinschaftlichen Schlafälle, der Kapitelsaal u. s. w. in derselben Anordnung, wie bei den alten Klöstern. So weit ihnen Raum dazu gewährt wurde, hatten sie noch ihre Gärten in der hohen Mauer eingeschlossen, welche die ganze Anlage umgab. Darin verbrachten die neuen Ordensleute ihr Leben, bescheiden und einfach, doch nicht

einförmig; denn sie wurden hinausgeschickt von den Oberen, das Elend aufzufuchen, zu trösten und zu helfen, aber auch Hilfe für die Armen und für das Kloster zu suchen, wo solche zu finden war. Und zu denselben, die nicht anspruchsvoll und vornehm waren, wie die Insassen der alten Klöster und der Stifte es geworden, kamen die Armen herein, sich Trost zu holen, die im Gewissen bedrückten Vornehmen, um sich Rath zu erbitten oder gleichfalls Trost, wenn auch sie Unglücksfälle betroffen und niedergedrückt hatten. So nahmen diese Mönche gerade unter der Stadtbevölkerung eine Achtung gebietende Stellung ein.

Es traten aber auch Orden auf, welche lediglich der Afcefe leben sollten, Klosterleute, deren Beruf es nicht war, Anderen auf Erden zu helfen, noch sie für den Himmel vorzubereiten, sondern nur sich selbst zu vervollkommen und für die Anderen zu beten. Es waren insbesondere die Karthäuser, welche den ursprünglichen Gedanken des Mönchsweſens wieder aufnahmen und mitten in den Städten als Einſiedler hinter der hohen Klostermauer von dürftigster Nahrung lebten. Diese Karthäuser waren so ziemlich die einzigen, deren Lebensweise eine Aenderung der Klosteranlagen mit sich brachte, auf welche wir sofort zurückkommen werden.

Die Klöster aller Orden für Männer und für Frauen fanden bei Hoch und Niedrig Anklang. In allen Städten entstanden deren fortwährend neue, und im Schlufse des XV. Jahrhundertes war deren Anzahl eine recht beträchtliche. Es lässt sich jedoch nicht leugnen, dass neben dem religiösen Drange, welcher allenthalben lebendig war, auch andere Veranlassungen zu deren Blüthe nicht unweſentlich beitragen. Die Stadtobrigkeiten fanden es recht zweckmäßig, gegenüber dem Luxus der Weltgeistlichen die bescheidenen Mönche in der Stadt zu haben, welche schon durch ihr Beispiel, noch mehr aber durch ihre Lehren den Luxus bekämpften, aber auch die Armen, welche der Obrigkeit so viel Beschwer machen, unterstützten, deren Neid gegen die besser Gestellten bekämpften, sie von Auschreitungen abhielten und die Glückseligkeit der Armuth priesen. Wenn eine Stadt bei einer anderen anfragte, welche Erfahrungen man dort mit diesem oder jenem Orden gemacht, so lautete die Antwort stets empfehlend. Die Archive enthalten manche folche Correspondeſenz, und die Obrigkeiten förderten das Entſtehen neuer Stiftungen in Folge folcher Empfehlungen.

Dann aber fanden in den Klöstern recht viele Ueberzählige Platz. Alle Verhältniffe waren ja darauf berechnet, dass nur eben eine bestimmte Anzahl Leute allenthalben Unterkommen und Nahrung fanden. Die vornehmen Familien konnten nur dadurch ihre Stellung erhalten, dass das Vermögen sich nicht zerplitterte; da konnte es denn nur Einer bekommen. Mancher und manche von den jüngeren Kindern fanden ihr Unterkommen im Kloster, wo ihnen der Weg zu den höheren Würden offen stand. Die Patrizier und vornehmen Bürger hatten auch Manchen übrig, den sie in das Kloster abgeben konnten, und da die Zahl der Handwerker durch die Zunftordnungen beschränkt war, so gab es auch unter ihnen Leute genug, welche als dienende Brüder mit ihren Handfertigkeiten sich den Klöstern nützlich machen konnten, aber auch zu Hause entbehrlieblich waren. So wurzelten die Klöster wirklich im Volke, und dieser Umstand war es, welcher auch den Klosterbauten einen gewissen Ausdruck des Bürgerlichen verlieh, welcher die monumentale Durchbildung etwas zurückdrängte, die einzelnen Räume des Klosters jenen des Bürgerhaufes nahe brachte.

Wir haben soeben gesagt, dass auch diese späteren Klöster in derselben Weise und, so weit es anging, mit derselben Regelmäßigkeit angelegt sind, wie die alten. Dies

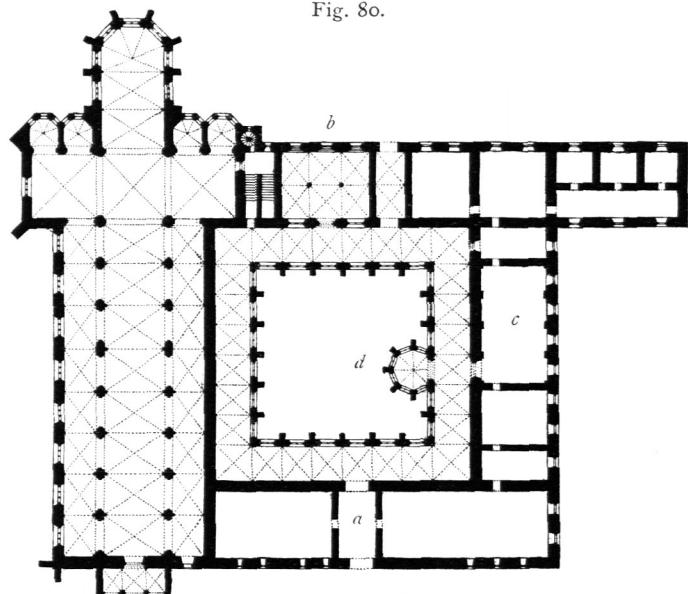
hatte allerdings mitunter seine Grenzen; sie sind in den Städten zuweilen in Winkel gedrängt, wo jede Regelmässigkeit aufhörte.

Im Allgemeinen haben wir zu den hier folgenden Beispielen¹⁰¹⁾ wenig mehr zu sagen.

Fig. 80 giebt den Grundriss des Klosters Goldenkron in Böhmen¹⁰²⁾ wieder. Es gehört noch einem der alten Orden, jenem der Cistercienser, an. An der Südseite der Kirche ist der Kreuzgang, bei *a* der Eingang, bei *b* der Kapitelsaal, bei *c* das Refectorium und bei *d* das Brunnenhaus. Neben dem Querschiffe der Kirche führt eine Treppe zu den Räumen des Obergeschoßes, den Dormitorien und anderen Gelassen.

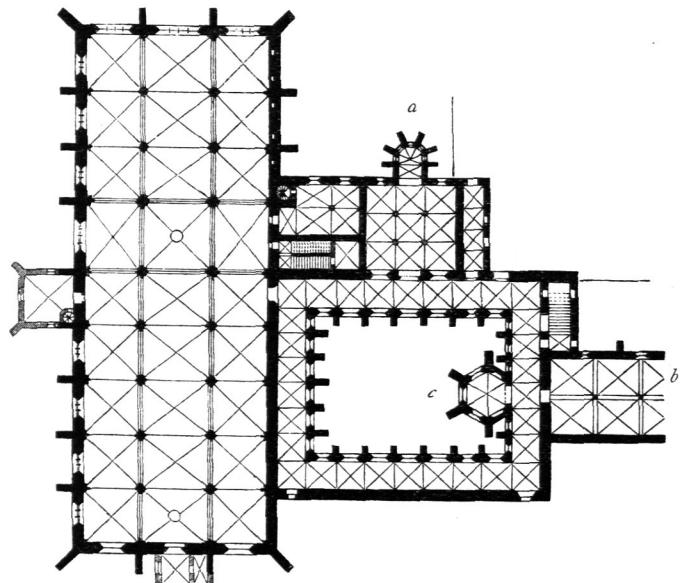
Aehnlich ist die Anlage des Cistercienser-Klosters Neuberg in der Steiermark (Fig. 81¹⁰³⁾), wo bei *a* der Kapitelsaal, bei *b* das Refectorium und bei *c* das Brunnenhaus sich befindet. Wie sich in den Städten die Klöster auf ihren winkeligen Territorien einrichteten, zeigt das jetzt abgetragene Augustiner-Kloster zu Nürnberg (Fig. 82¹⁰⁴⁾). Bei *x*, *y*, *z* waren drei Nachbarhäuser eingebaut; bei *w* stand ein zum Kloster gehöriges, im Aeuferen die Gestalt eines Privathaus trage des Gebäudes, wohl die Curie des Abtes. Hierdurch führte von einer Seite der Weg zur Pforte *a* des Klosters, während bei *a'* ein zweiter Zugang zur Vorhalle des Klosters führte; bei *b* war der Kapitelsaal, bei *c* das Refectorium. Ueber dem Gebäudeflügel, welcher den Kapitelsaal enthielt, befand sich im I. Obergeschoß ein großer Saal, das Dormitorium des Klosters, im II. Obergeschoß ein eben so großer, wahrscheinlich der Schlaffsaal der Novizen; die übrigen Räume in den verschiedenen Geschoßen dienten den sonstigen Bedürfnissen.

Fig. 80.

Cistercienser-Kloster in Goldenkron¹⁰²⁾.

1:1000 n. Gr.

Fig. 81.

Cistercienser-Kloster Neuberg¹⁰³⁾.

1:1000 n. Gr.

¹⁰¹⁾ Die Klosterpläne sind im Maßstabe von 1:1000 gezeichnet, weil sie auch für Heft 3 dieses Bandes (Kirchenbau), in welchem die Grundrisse aller Kirchen im Maßstabe 1:1000 wieder gegeben sind, gebraucht werden.

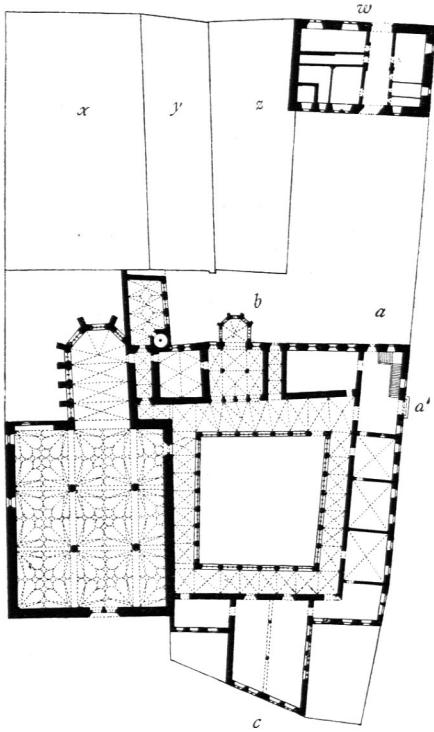
¹⁰²⁾ Nach den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.

¹⁰³⁾ Nach: Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Wien.

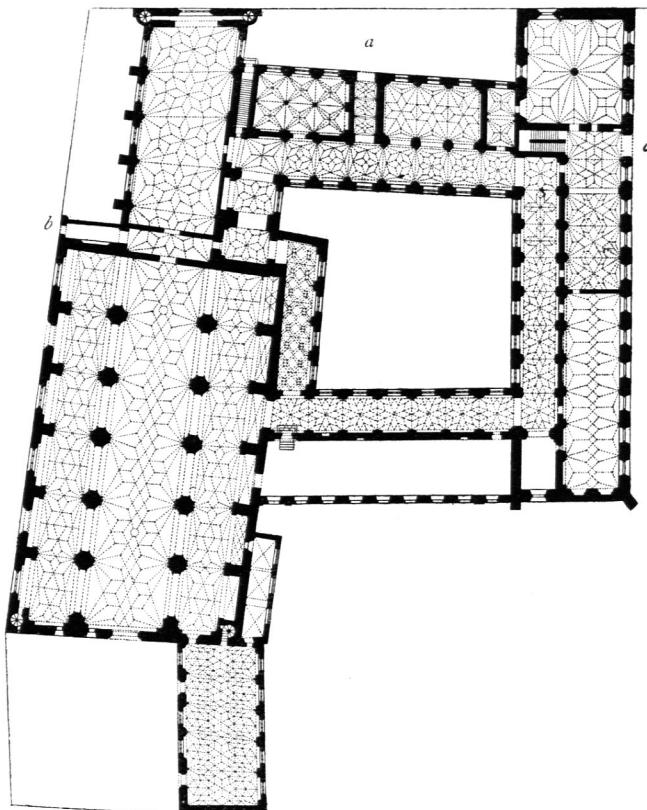
¹⁰⁴⁾ Nach Aufnahmen, welche der Verfasser aus Anlaß der Uebertragung einiger Theile mit Zugrundelegung von Plänen, die sich im städtischen Bauamte befanden, anfertigte.

Fig. 83.

Fig. 82.

Augustiner-Kloster in Nürnberg¹⁰⁴⁾.

1:1000 n. Gr.

Franziskaner-Kloster und Trinitatis-Kirche in Danzig¹⁰⁵⁾.

1:1000 n. Gr.

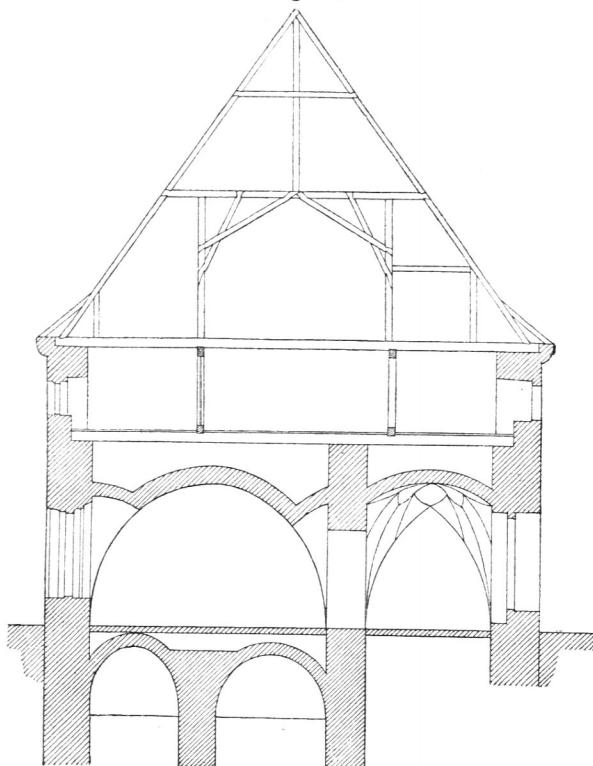
Fig. 83 giebt den Grundriss des mit der *Trinitatis*-Kirche verbundenen Franziskaner-Klosters¹⁰⁵⁾ zu Danzig. *a* ist die eigentliche Klosterpforte; bei *b* befindet sich jedoch auch ein Zugang, welcher unter dem Lettner hinweg in den Kreuzgang führt; eben so ist bei *c* ein Zugang, von welchem man in einen Vorraum gelangt, der die Treppe zum oberen Geschosse enthält. Großartig und in reichster Entfaltung sind die Gewölbe aller Räume des Erdgeschosses angelegt. Sie beginnen unmittelbar am Fußboden, erheben sich aber im Scheitel zu beträchtlicher Höhe. Wie aus dem Querdurchschnitt eines Flügels (Fig. 84¹⁰⁵) zu erssehen ist, hat dagegen das I. Obergeschoss mit den Dormitorien und anderen Räumen nur sehr geringe Höhe. Die weit ausgedehnten Räume sind durch Holzwände unterteilt, so dass in den gemeinfamen Schlafställen für jeden einzelnen Infassen eine kleine Zelle abgeschieden werden konnte.

Wesentlich anders ist dagegen die Anlage der Karthäuser-Klöster. Fig. 85 giebt den Grundriss der allerdings 1676 etwas umgebauten Karthause zu Clermont¹⁰⁶⁾, den *Viollet-le-Duc* nach einem alten Plane veröffentlicht. Sie liegt ziemlich weit von der Stadt entfernt und ist deshalb an ihrer Umfassungsmauer mit Vertheidigungstürmen *R* versehen. Der westliche Theil vor der in zwei Räume getheilten Kirche *AB* enthält einen Oeconomiehof, in welchem bei *N* die Stallungen untergebracht sind, bei *Q* Getreidespeicher, bei *H* ein Taubenhaus und bei *T* ein Backofen. Bei *O* ist der Eingang, bei *P* sind Gastwohnungen und bei *C* das Priorat. Bei *a* ist die Zelle des Subpriors, bei *E* der Kapitelsaal, bei *F* der Eingang zum Kreuzgange, bei *S* ein kleiner und bei *D* der große, vom Kreuzgange umschlossene Hof. An den Kreuzgang schließen sich die Zellen *J* der Mönche an, jede mit einem Gärtnchen; bei *X* liegt das Refectorium, in welchem sich allerdings die Mönche nur einmal im Jahre zusammenfanden, bei *V* die Küche. Noch sei der Karzer bei *Z* erwähnt.

¹⁰⁵⁾ Nach Plänen, welche wir der Verwaltung des jetzt darin befindlichen Museums danken, während die *Trinitatis*-Kirche nach einer Aufnahme des Herrn Landesbauspectors *Heise* in Danzig hinzugefügt ist.

¹⁰⁶⁾ Nach: *VIOLLET-LE-DUC*, a. a. O., Bd. I. Paris 1854. S. 307 ff.

Fig. 84.



Schnitt durch einen Flügel des Franziskaner-Klosters zu Danzig¹⁰⁵⁾. — $1/250$ n. Gr.

mont, jeder Mönch drei kleine Räume in seiner Zelle, so wie einen Dachbodenraum, zu welchem eine Treppe emporführte. Bald nach der Gründung des Klosters wurde die Stadtmauer um die Vorstadt gezogen, so dass die Karthause hinreichend geschützt war und besondere Vertheidigungsmasregeln, welche übrigens der Rath auch nicht geduldet haben würde, nicht mehr nötig hatte.

Die Karthause ist, wie bekannt, heute noch erhalten, wenn auch wesentlich umgestaltet. Als das Germanische Museum sie übernahm, lag der grösste Theil in Ruinen; doch ließ sich aus diesen mit Hilfe einiger Pläne aus dem vorigen Jahrhundert der ganze Grundriss zusammenstellen.

6. Kapitel.

Die einzelnen Theile im Inneren der Gebäude.

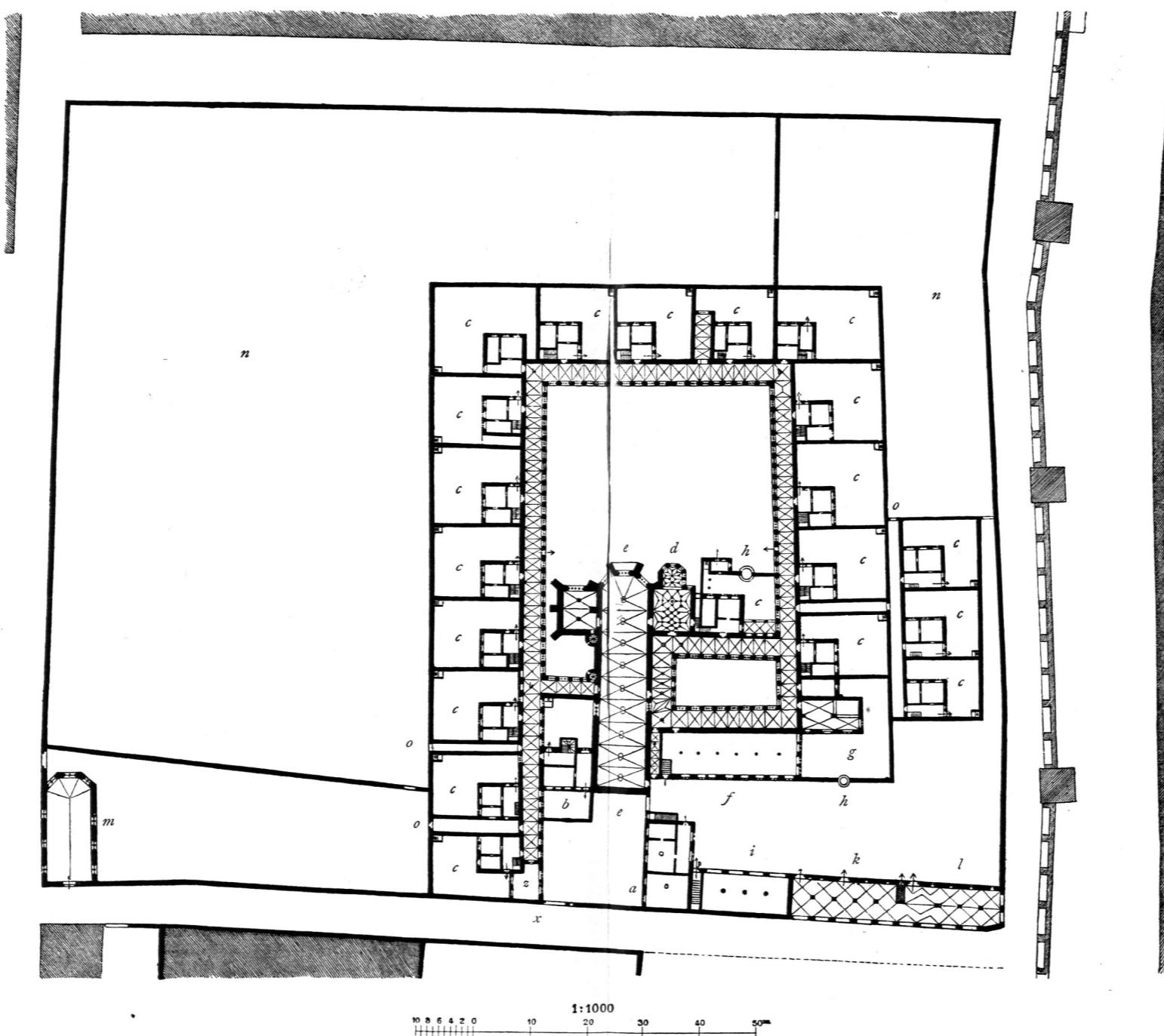
a) Die Säle und Zimmer.

^{92.}
Uebericht.

Nachdem wir in Kap. I des vorliegenden Heftes eine kurze Uebersicht unseres Themas gegeben hatten, führten wir sodann in Kap. 2 u. 4 die fürstlichen Bauten und daran anschließend jene den Lefern vor, welche die Gemeinden nach dem Vorgange der Fürsten für ähnliche Zwecke errichteten, und gaben dann in Kap. 3 u. 5 eine Darstellung von den Wohnbauten der Geistlichen, insbesondere der Klöster und jenen der vornehmen, wie geringen Bürger. Wir haben dabei sowohl die Grundrissentwicklung, als die äußere und innere Erscheinung in das Auge gefasst; doch

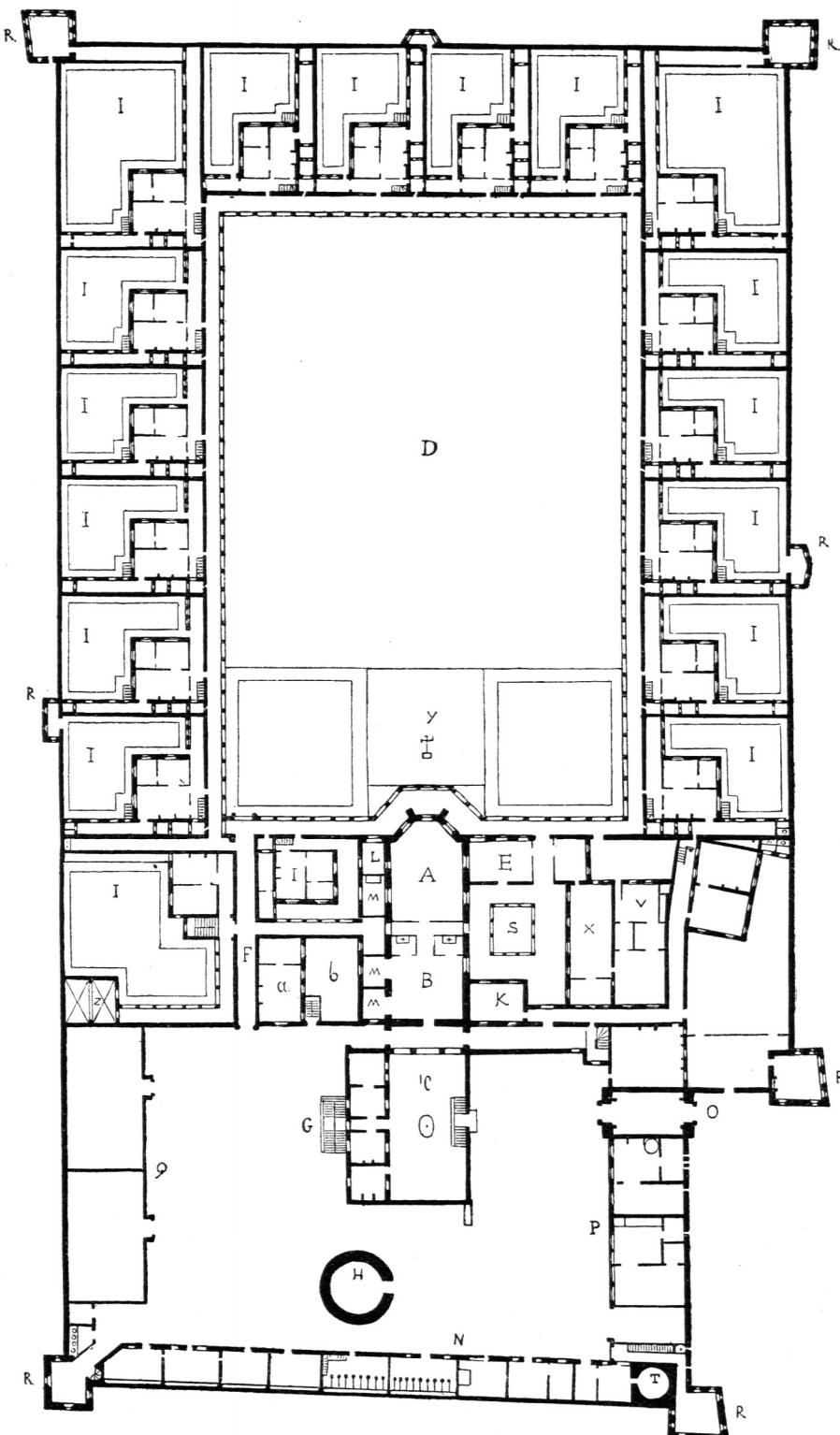
Sehr verwandt damit ist die auf der neben stehenden Tafel im Grundriss dargestellte Karthause zu Nürnberg. Sie lag, als sie 1386 begründet wurde, außerhalb der Stadt auf einem großen von einer Mauer eingefassten Grundstücke. Der Bau selbst, für 20 Brüder, neben dem Prior und Subprior, eingerichtet, ist kleiner als die Karthause zu Clermont, obwohl die letztere nur für 18 bestimmt ist. Aber auch hier in Nürnberg war der westliche Theil ein Oeconomiehof, in welchen man bei *x* eintrat. Bei *a* war die Wohnung des Priors, bei *b* jene des Subpriors mit einem kleinen Gärtnchen. Der Eingang zur Klausur befand sich bei *z*; rings um den Kreuzgang waren 17 Zellen *c*; deren drei stehen auf der Südseite in zweiter Reihe. Bei *d* war der Kapitelsaal, bei *e* die Klosterkirche, bei *g* die Küche; *h* sind zwei Brunnen, *i* Ställe, *k* und *l* Getreidespeicher. Im Obergeschoß über *j*, *k*, *l* lagen wohl die Gastwohnungen, Spital, Bibliothek u. a.; *m* war eine Todtenkapelle, *n* der grosse Garten, in welchen aus dem Kreuzgange die Zugänge *o* führten. Bei den einzelnen Zellen war der innere Gang weggeblieben, welcher in Clermont noch in jeder Zelle parallel mit dem Kreuzgange läuft; eben so fehlt in Nürnberg der bedeckte, zum Aborte führende Gang.

Auch in Nürnberg aber hat, wie in Clermont,



Karthause zu Nürnberg.

Fig. 85.

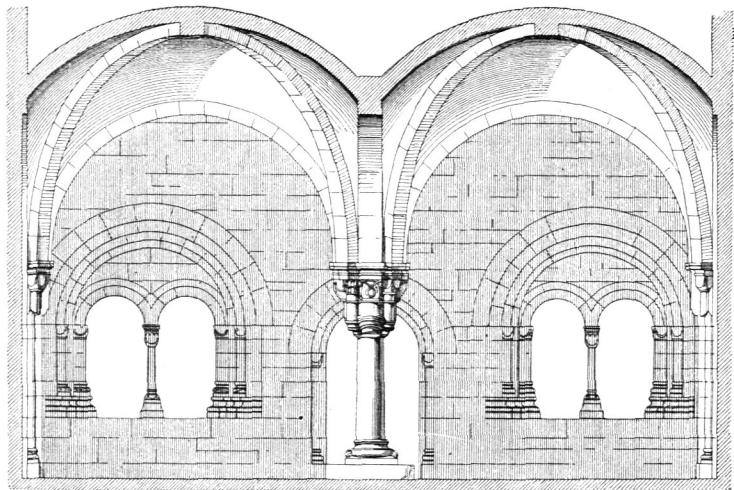
Karthause zu Clermont¹⁰⁶⁾.^{1/1000 n. Gr.}

könnten wir nicht auf alle Einzelheiten eingehen, welche der Betrachtung werth sind. Wir könnten dies um so weniger, ohne den ganzen Zusammenhang zu zerreißen, als nicht bloß die Gebäudegattungen im Ganzen einen zusammenhängenden Entwicklungsgang durchgemacht haben, sondern als ein solcher sich auch an einer Reihe von Einzelanlagen erkennen lässt, so dass somit ein ganz bestimmender Grund vorliegt, deren Entwicklung auch im Einzelnen zusammenhängend zu verfolgen. Wir haben theilweise schon die grossen Saalbauten als Ganzes betrachtet; aber wir könnten doch der architektonischen Erscheinung des darin enthaltenen Hauptsaales selbst nicht volle Aufmerksamkeit schenken. Die Composition hängt aber auch in vielen Punkten mit anderen Sälen zusammen, welche sich nicht in eigenen Saalbauten, sondern in den Klöstern, wie in bürgerlichen Häusern und auf den kleinen Burgen erhalten haben. Auch das bürgerliche Wohnzimmer bietet so vieles Interesse, dass eine Beschäftigung mit demselben nicht umgangen werden kann; ja selbst bei den grossen fürstlichen Sälen zeigen sich noch Einzelheiten, welche der Betrachtung werth sind, so dass auch da noch eine Nachlese sich ergiebt und wir die architektonische Durchbildung der Säle und Zimmer als Gegenstand gesonderter Betrachtung in einem eigenen Kapitel zu wählen haben.

Die architektonischen Anlagen sind meist einschiffig, welchen dann aber zwei- und mehrschiffige vieljochige Räume gegenüber stehen; die überwiegende Mehrzahl der Zimmer sind

rechteckige, kleine Räume. Wo aber die Gestalt des Grundrisses irgend eine unregelmäßige Linie als Umfassung eines Saales oder Zimmers ergiebt, da nahmen die Meister so wenig, als die Besitzer Anstoß daran, und die wundersamsten, winzigsten Räume entstanden. An grössere Räume setzen sich kleinere an, in welche durch bogenförmige Öffnungen Ein- und Durchblicke sich bilden. Auch bei vielen Bauten finden sich an grösseren, wie an kleineren Räumen Ausbauten, Erker und Chörlein. Eben so fehlen runde und polygonale Anlagen nicht; doch ist die Ausbildung der Anlagen zu verschiedenartig, als dass wir andere bestimmte Regeln fänden, als die eine, dass man allerdings gleiche Eintheilung und Symmetrie zu erreichen suchte, wo nicht ein Bedürfniss Veranlassung gab, von der Symmetrie abzuweichen. Pfeiler und Säulen an den Wänden bilden eine Gliederung, welche durch Fensteranlagen und Nischen fortgesetzt wird.

Fig. 86.

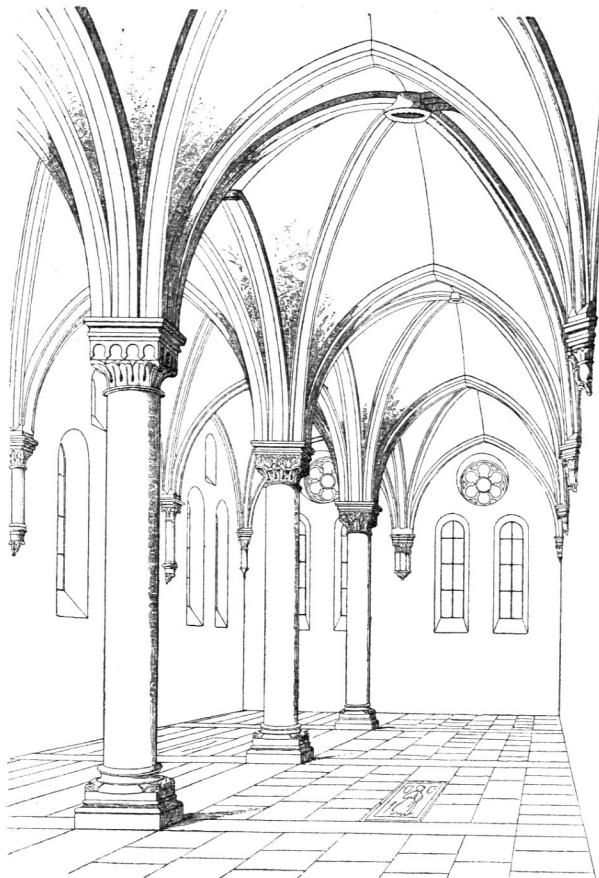
Kapitelsaal im Stift zu Zwettl¹⁰²). $\frac{1}{100}$ n. Gr.

Wir haben über den ältesten Saal, den Palas der Kaiserburg zu Goslar, nichts mehr zu bemerken. Ueber jene folgenden zu Gelnhausen u. a., von Montargis, so wie die Säle der Rathhäuser und Kaufhäuser und alle monumental gehaltenen Nachfolger der alten Palasbauten müßten wir mehr hinzufügen, als wir Raum haben, wenn es sich lohnen sollte, deren Besprechung nochmals aufzunehmen. Monumentale Bauten anderer Art dagegen finden wir in den Klöstern, wo uns aus dem Schluss des XII. Jahrhundertes einzelne erhalten sind. Wir geben als ein Beispiel in Fig. 86

einen Durchschnitt des Kapitelsaales im Stift Zwettl in Niederösterreich¹⁰²⁾, dessen Grundriss zugleich mit den Kirchengrundrissen im Anschluß an dieselben im nächstfolgenden Hefte Wiedergabe finden wird.

Der Raum ist, wie ersichtlich, quadratisch, und eine Säule trägt vier Kreuzgewölbe mit Diagonalrippen, ein Beweis, daß die Anlage, so wie wir sie vor uns haben, bereits in den Schluss des XII. Jahrhundertes fällt. Wenn wir jedoch sehen, wie die unter den Gewölbeansätzen stehenden Pfeilerendigungen gebildet sind, wie insbesondere der Mittelfaule ein Stück eines gegliederten Pfeilers aufgesetzt ist, so drängt sich uns der Gedanke auf, daß diese Wölbung nicht ursprünglich beabsichtigt, daß sie vielmehr ein späterer Zusatz ist und ursprünglich die Mittelfaule nur einen kräftigen Durchzug trug und auf diesen eine Balkendecke aufgelegt war. Indessen muß die Änderung wohl bald erfolgt sein, vielleicht noch während des Baues, da die Architekturformen einen recht erkennbaren Zeitunterschied doch nicht zeigen. Gegen den Kreuzgang hin sind offene Fenster, welche nicht auf Verschluß angelegt waren, so daß der alte Gedanke der offenen Halle für feierliche Handlungen auch hier wiederum erscheint, wo im Kapitelsaal das Wohl des Klosters be-

Fig. 87.



Refectory zu Schönau bei Heidelberg¹⁰⁷⁾.

rathen und die darauf bezüglichen Handlungen vorgenommen, insbesondere auch die Gerichtsbarkeit, d. h. die Disciplinargewalt des Abtes über die Klosterangehörigen zur Ausübung kam.

Es sind uns vom Beginne des XIII. Jahrhundertes eine Anzahl von Kapitelsälen erhalten, durchweg quadratisch, meist auf vier Säulen oder Pfeilern gewölbt, von welchen wir jenen des Cistercienser-Stiftes Heiligenkreuz und jenen zu Ramersdorf bei Bonn besonders nennen, der letztere eben so, wie jener zu Altenberg bei Köln, von hervorragender Schönheit der Verhältnisse und der Durchbildung. Alle diese Säle gleichen wohl durch die Anlage des Chörchens einigermaßen einer Capelle; indessen sind sie, gleich den Hauskapellen, doch durchweg niedrig, und es ist so mit

¹⁰⁷⁾ Nach: MOLLER, G. Denkmäler deutscher Baukunst. Darmstadt 1815—32.

Absicht ein Gegensatz zu den eigentlich kirchlichen Räumen geschaffen. Es tritt dies ganz besonders beim Kapitelsaale des Domstiftes am Kreuzgange beim Dome zu Mainz hervor, welcher mit einem einzigen, tief unten beginnenden Kreuzgewölbe bedeckt ist.

Abweichend von allen anderen Kapitelsälen war jener der deutschen Ordensritter zu Marienburg nicht quadratisch, sondern eine rechteckige, zweischiffige Anlage mit drei Säulen, wieder an die Palasanglagen anknüpfend, gleich dem Refectorium und gerade jenem sofort zu beschreibenden jüngeren Remter der Marienburg nahe verwandt, offenbar dessen Vorbild¹⁰⁸⁾.

Wenn auch im Laufe des XIV. und XV. Jahrhundertes die Bedeutung so manches alten Gebrauches zurücktritt, so haben wir doch in Deutschland noch manchen in der Anlage ganz echten Kapitelsaal, von welchen wir insbesondere jenen des Klosters Maulbronn nennen, an welchem sogar galerieartige, unverglasbare Maßwerkfenster sich nach dem Gange öffnen, ähnlich wie bei den Werken des XII. und XIII. Jahrhundertes. Auch der Kapitelsaal des Augustiner-Klosters zur Nürnberg, welcher jetzt im Germanischen Museum wieder aufgebaut ist und dessen Gewölbe auf zwei Säulen ruhen, ist nach dem Gange offen. Bemerkenswerth ist jedoch bei diesem, einer Stiftung der Patrizierfamilie *Kress*, dass seine Bedeutung als Kapitelsaal nicht lange gedauert haben kann und sehr bald vergessen worden sein muss, da er auch in älterer Zeit nie unter diesem oder einem ähnlichen Namen genannt wird, sondern stets unter der Bezeichnung »*St. Leonhards-Capelle*« vorkommt.



Refectory im Kloster zu Maulbronn^{108a)}.

94.
Refectorien.

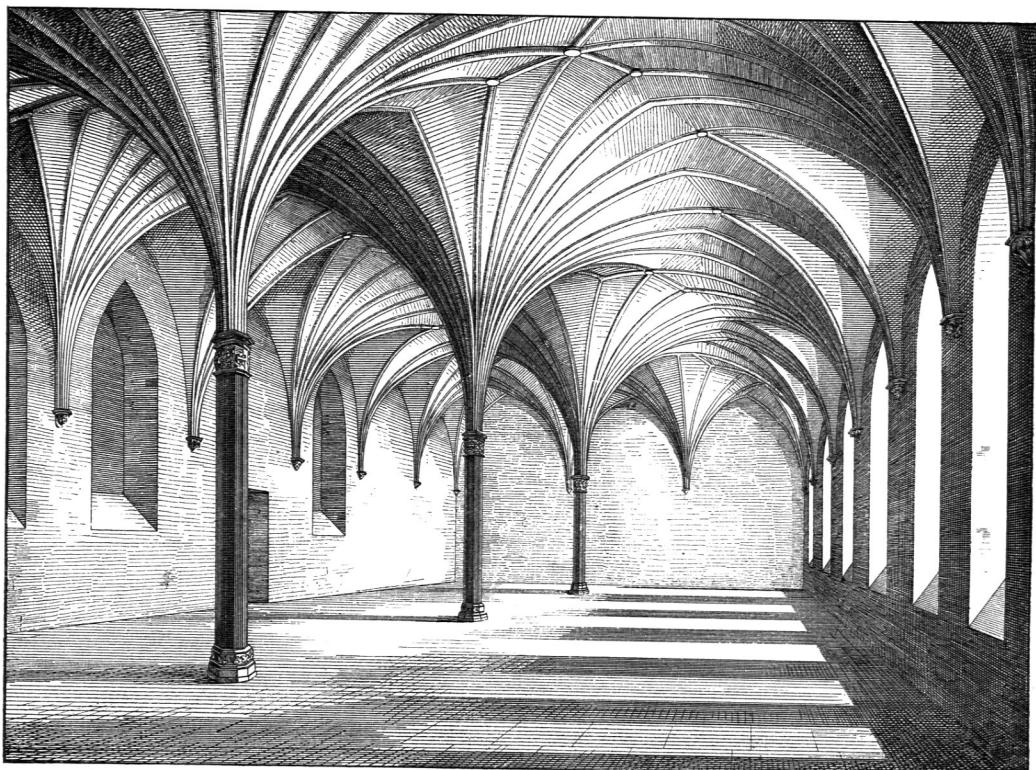
Eine Reihe von Refectorien, welche dem Beginne des XIII. Jahrhundertes angehören, hat eine Säulenreihe in der Mitte, so dass zwei Reihen Kreuzgewölbe neben einander den Raum bedecken und an die Zweischiffigkeit der Palasäle erinnern. Wir geben als Beispiel in Fig. 87 jenes aus Schönau bei Heidelberg¹⁰⁷⁾, welches später zur Kirche eingerichtet wurde. Gleich wie beim Kapitelsaale zu Zwettl geht der Gewölbefirstel hoch über die Gurtbögen in die Höhe, damit die Diagonalrippen keinen zu flachen Bogen bilden. Beim Refectorium zu Maulbronn (Fig. 88^{108a)}) sind die Gurtbögen gestelzt, so dass der Raum der Höhe nach zur Bildung eines

¹⁰⁸⁾ Vergl. STEINBRECHT's Auffatz in: Centralbl. d. Bauverw. 1885, S. 377, 389, 397.

^{108a)} Nach: PAULUS, E. Die Cisterzienser-Abtei Maulbronn. Stuttgart 1873—79.

imposanten Schiffes benutzt ist. Die Gewölbe sind sechskappig und dem entsprechend zwischen je zwei stärkeren Hauptfählen eine schwächere zum Tragen der leichten Mittelgurte eingesetzt. Einschiffig ist das Refectorium des Klosters Heilsbronn bei Nürnberg mit verhältnismäsig niedrigen Gewölben von weiter Spannung bedeckt. Der Eindruck dieser Gewölbe ist aber doch ein solch mächtiger, daß der Raum, wenn er höher wäre, in der That einen kirchlichen Eindruck machen würde und daß trotzdem die locale Tradition und, ihr folgend, auch ältere Forscher den Raum als »Primiz-Capelle« bezeichnen könnten. Dafs es kein kirchlicher Raum sein kann, zeigt schon der Mangel der Orientirung, daß es das Refectorium war, der Vergleich

Fig. 89.

Remter der Marienburg^{109).}

des Grundrisses der Gesamtanlage zu Heilsbronn mit jener anderer gleichzeitiger Cistercienser-Klöster, so Maulbronn, Bebenhausen u. a.

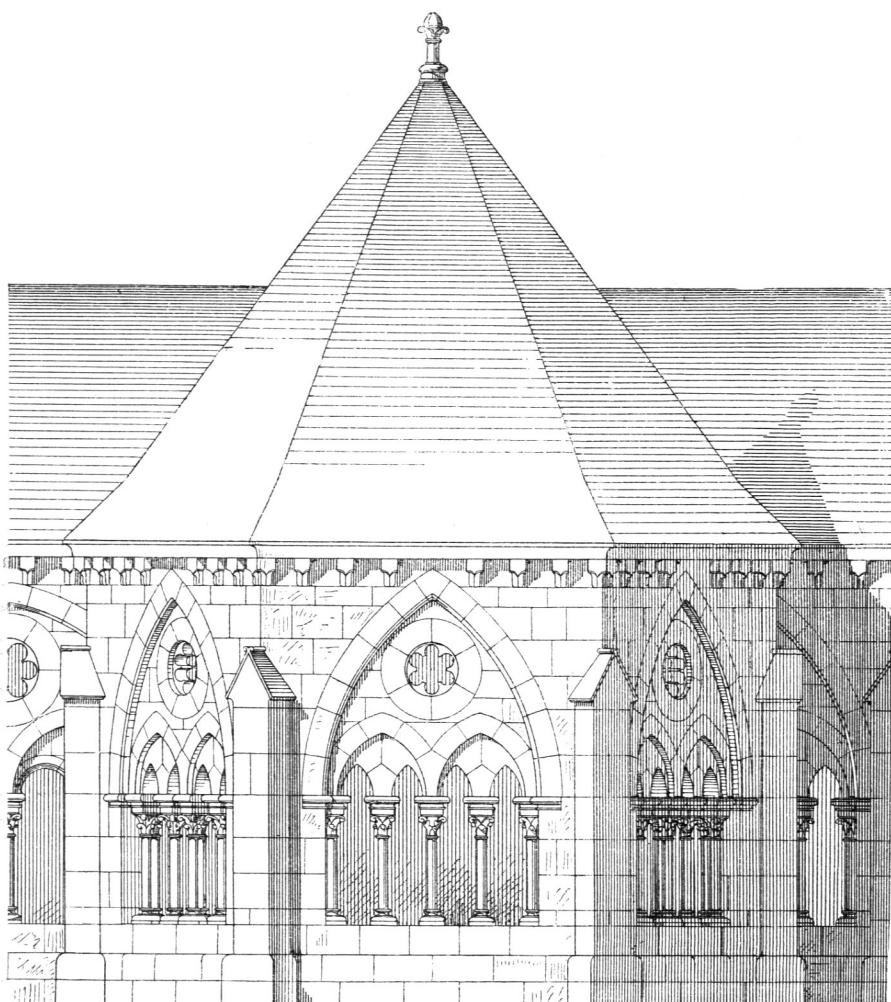
Unter den Refectorien, welche in Frankreich erhalten geblieben sind, genießt keines höheren Ruf, als das durch *Peter von Montereau* erbaute des Stiftes *Saint-Martin-des-Champs* zu Paris. In der Anlage ist es den angeführten deutschen ganz ähnlich, mit zwei schlanken Säulen, auf welche sich die Gewölbe mit Rippen stützen.

So fehr dieses kleine Werk die Anerkennung verdient, welche es allgemein gefunden, so wird es doch weit übertroffen von dem grossartigen Remter zu Marienburg (Fig. 89¹⁰⁹). Aus der grossen Zahl sonstiger mittelalterlicher Refectorien tritt dieses ganz besonders hervor, als ein Raum von geistreich glänzender Ausbildung;

¹⁰⁹⁾ Nach: FRICK, F. Schloß Marienburg in Preusen. Berlin 1799.

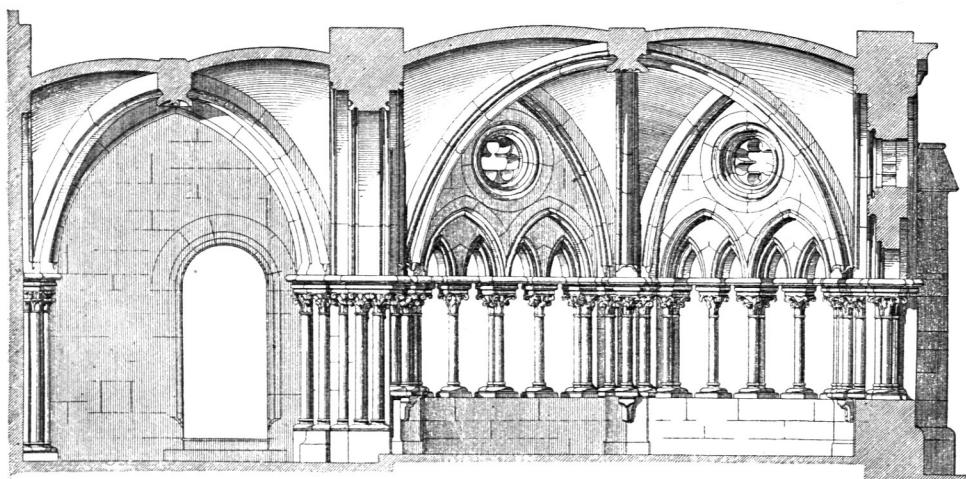
Handbuch der Architektur. II. 4. b.

Fig. 90.



Anficht.

Fig. 91.

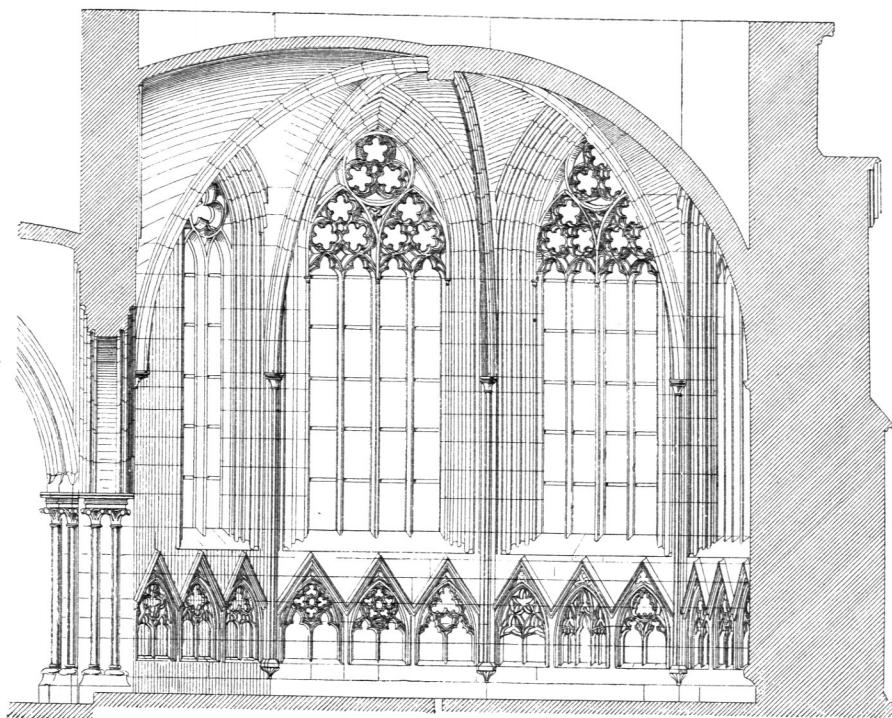


Schnitt.

Brunnenhaus zu Zwettl¹¹⁰⁾.

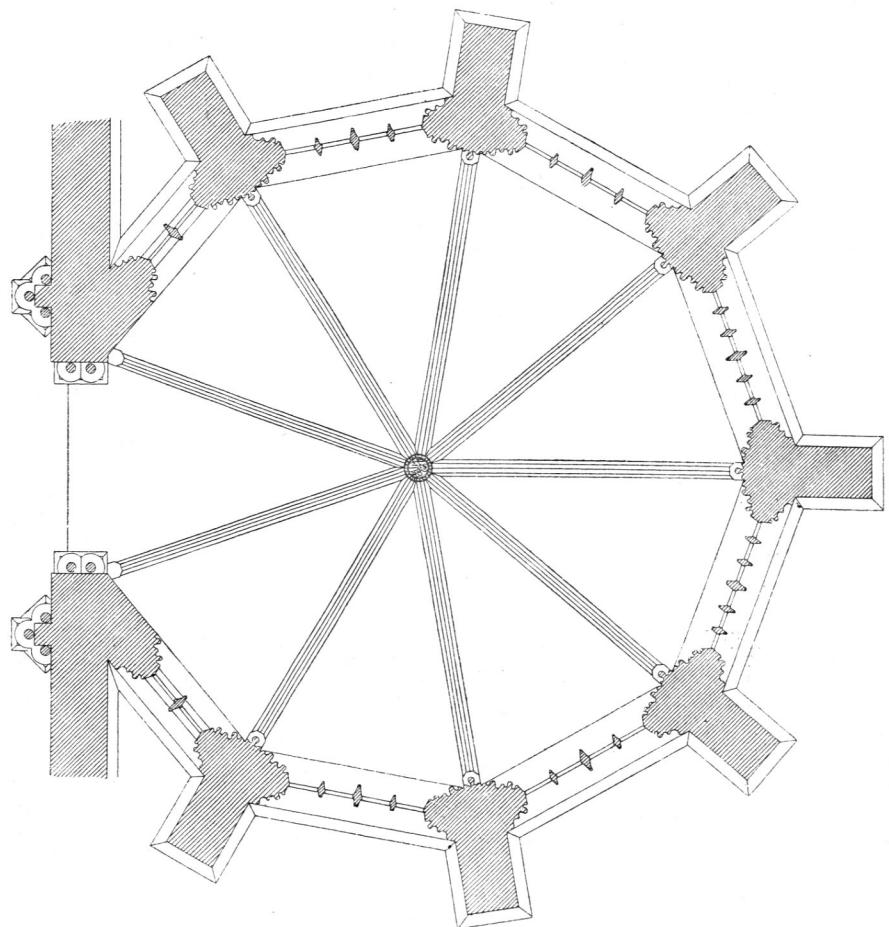
1:100 n. Gr.

Fig. 92.



Schnitt.

Fig. 93.



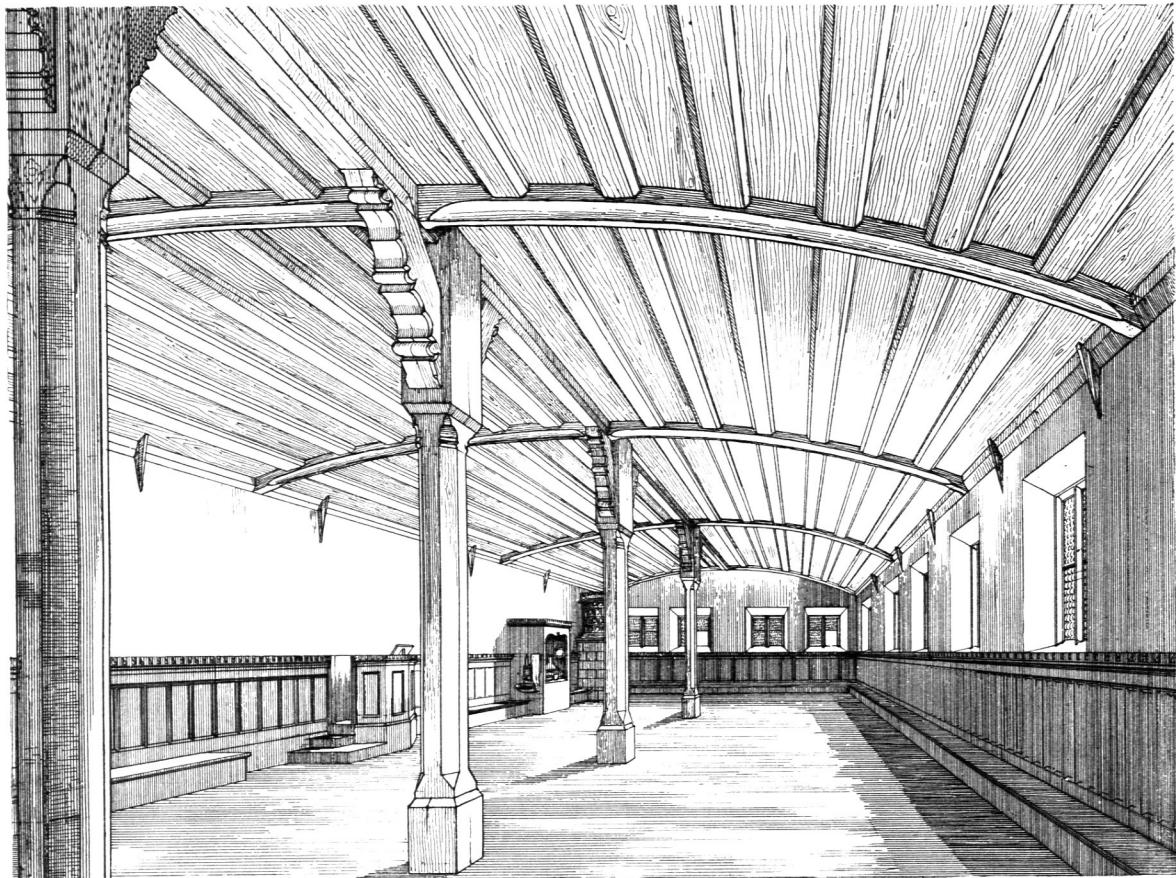
Grundriss.

Brunnenhaus in Heiligenkreuz bei Wien¹¹⁰⁾.

1/100 n. Gr.

glänzend nicht in dem Sinne, als ob er reich mit Ornamenten bedeckt wäre, sondern glänzend durch seine meisterhaft durchdachte Anlage und Constraction, durch die weit gespannten Gewölbe mit der schönen Zeichnung ihres Rippenwerkes, welches sich kühn und elastisch von den dünnen Säulen zu erheben scheint, so dass die an sich ganz einfache und rationelle Anordnung der fächerartigen Gewölbe das Staunen des Laien und die bewundernde Anerkennung des Fachmannes zu allen Zeiten hervorgerufen hat und dass dieser Saal allgemeines Interesse selbst in jenen Zeiten gefunden, als der gothische Stil für barbarisch galt¹¹¹⁾.

Fig. 94.



Refectory in der Kastenhof zu Nürnberg.

95.
Brunnen-
häuser.

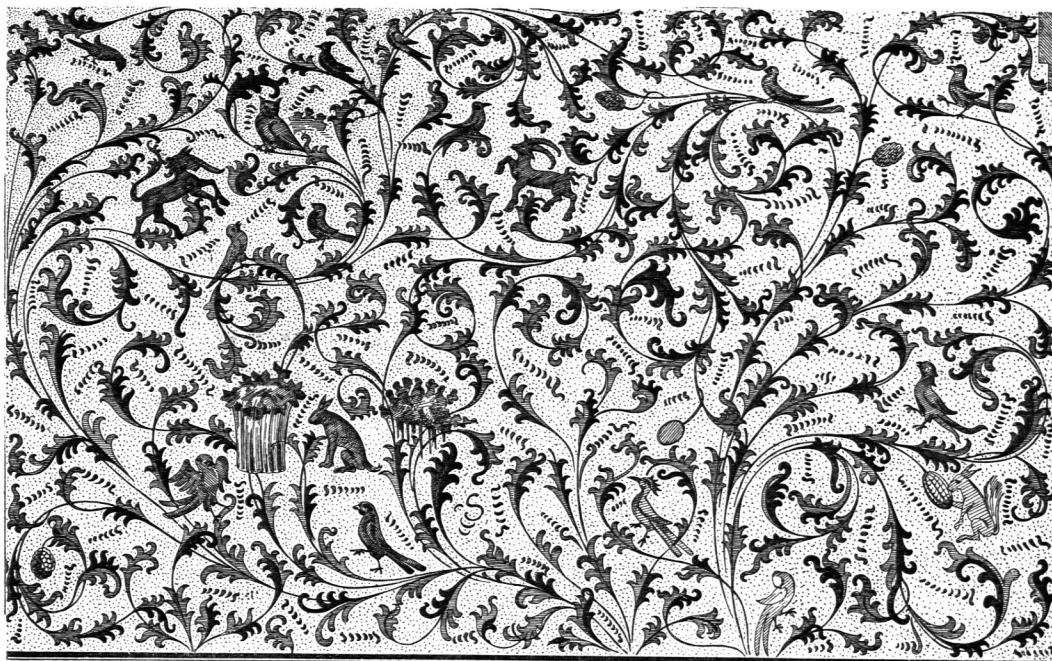
Die Brunnenhäuser, deren plätscherndes Wasser den Blick durch die Thür des Refectoriums so reizvoll gestaltete, folgen in ihrer Ausstattung ebenfalls dem Gange, welchen die Baukunst genommen. Es sind einzelne, insbesondere in Frankreich, noch erhalten, welche die schweren, strengen Formen des XII. Jahrhundertes zeigen. Wie die Säle der Palasbauten unverschließbare Fenster haben, wie solche auch bei den Corridoren (den sog. Kreuzgängen) allgemein waren, so hatten diese Brunnenhäuser auch offene Säulenstellungen als Fenster, und es konnte der Blick zwischen

¹¹⁰⁾ Nach den von der Wiener Bauhütte veröffentlichten Blättern.

¹¹¹⁾ Vergl. auch Fig. 126 (S. 183) im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches«.

den Säulen hindurch auf das Grün des Hofes schweifen. Dies blieb auch noch mit dem Beginne des XIII. Jahrhundertes Regel, und die poesievolle Entwicklung, welche die Fenster-Architektur damals nahm, giebt den Bauten jener Zeit ihren besonderen Reiz. Fig. 90 zeigt die äussere Ansicht und Fig. 91 den Durchschnitt des Brunnenhauses zu Zwettl in Niederösterreich¹¹⁰⁾, welches als das reizvollste aller angesehen werden kann. Mit dem Schlusse des XIII. Jahrhundertes wollte man indessen zur Winterszeit keine offenen Fenster mehr, und als die Masswerke in den Fenstern so weit entwickelt waren, dass man dieselben verglasen konnte, da geschah letzteres, und die Brunnenhäuser des XIV. Jahrhundertes sind verglast. Ein Beispiel eines solchen ist in Fig. 92 u. 93¹¹⁰⁾ gegeben, welche jenes von Heiligenkreuz bei

Fig. 95.

Wand-Decoration in einem Zimmer des Schlosses Freundsberg bei Schwaz in Tirol¹¹²⁾.

1/25 n. Gr.

Wien vor Augen führen. Mit dem Verschlusse, selbst wenn er durch prächtige gemalte Scheiben geschah, hörte aber der Zauber auf, welchen diese kleinen Werke ausübten. Der beschränkte Raum und die den klösterlichen Niederlassungen in den Städten auferlegte Einfachheit führten dahin, dass man im XV. Jahrhundert auf die Anordnung der Brunnenhäuser überhaupt verzichtete.

Wir haben oben gesagt, dass die Ueberfiedelung der Klöster in die Städte und die Beziehungen, in welche sie zu allen bürgerlichen Kreisen traten, dazu beitrug, auch ihren Bauten ein mehr bürgerliches Aussehen zu geben. Dies spricht sich insbesondere auch in den späteren Speisefälen aus, welche meist Holzdecken und mit hölzerner Täfelung versehene Wände haben und hierdurch, selbst wenn eine Reihe hölzerner Säulen in der Mitte steht, weil die monumentale Erscheinung auf-

96.
Spätere
Speisefäle.

¹¹²⁾ Nach: PAUCKERT, F. Die Zimmer-Gothik in Deutsch-Tirol. Leipzig.

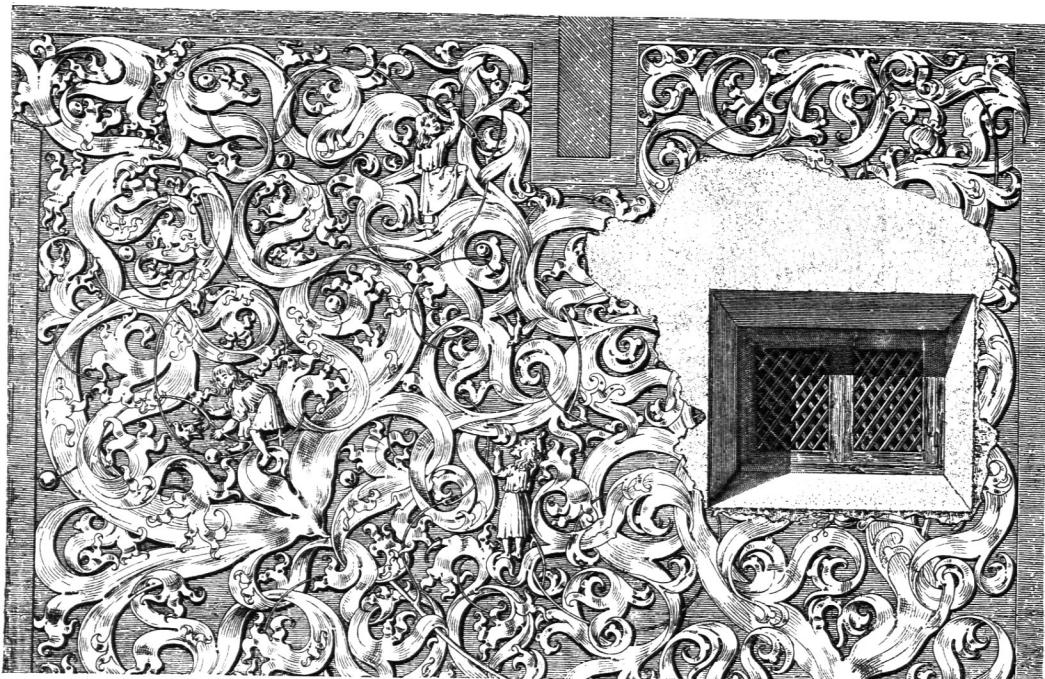
gegeben ist, etwas an Bürgerhäuser Erinnerndes an sich tragen, wo ja auch die Täfelwerke mit dem XV. Jahrhundert sich allgemein verbreiteten.

Wir könnten nun eine grosse Reihe solcher Speisefäle mit Holzdecken finden, welche theils flach, theils bogenartig gestaltet sind; wir erinnern nur an das uns nächstliegende Refectorium in der Karthause zu Nürnberg (Fig. 94).

97.
Zimmer
und
Säle in
bürgerlichen
Wohnungen.

Mit der Reihe von Zimmern und Sälen, welche in bürgerlichen Wohnhäusern erhalten geblieben sind, kommen wir übrigens in Deutschland nahezu eben so weit hinauf, als mit den Sälen in den Klöstern, wenn nämlich in der That, wie es den Anschein hat, das *Dollinger-Haus* in Regensburg schon bei seiner Erbauung einem stadtadeligen Geschlechte angehörte. In diesem Hause war bis vor wenigen Jahren im

Fig. 96.

Wandmalerei in einem Zimmer des Schlosses Reiffenstein in Tyrol¹¹²⁾.

1/25 n. Gr.

I. Obergeschofs ein Saal erhalten, welcher der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhundertes angehört haben mag, damals aber vom Besitzer, der sein Haus rentabel machen wollte, abgetragen wurde¹¹³⁾. Es wurden jedoch sämmtliche Steine numerirt und zum Wiederaufbau aufbewahrt, der indeffen bis heute noch nicht erfolgt ist. Der Saal war dem Kapitelsaale eines Klosters nicht ganz unähnlich, verhältnismäsig niedrig, mit vier spitzbogigen Kreuzgewölben mit breiten Rippen bedeckt, welche auf einem etwas außerhalb der Mitte stehenden, niedrigen Pfeiler ruhten, der den Thurm des Hauses trug. Die Fenster-Architektur war nicht mehr erhalten, dürfte aber spitzbogig gewesen sein. Dagegen waren Sculpturen von grosser künstlerischer und kunstgeschichtlicher Bedeutung erhalten, welche etwas über lebensgroße Reiterfiguren

¹¹³⁾ Er ist in der Zeit, welche zwischen dem Niederschreiben dieses Heftes und der Drucklegung vergangen ist, im katholischen Gefallenhuuse zu Regensburg wieder aufgebaut.

darstellten, die vollrund aus Stuck auf die Mauer modellirt waren und König Heinrich I., so wie den Kampf des angeblichen Ritters *Dollinger* mit einem Riesen *Krako* aus dem Heere der Ungarn darstellen, welches sich über Deutschland wälzte, bis es von Heinrich I. auf dem Lechfelde vernichtet wurde. Die Sculptur ist auch

Fig. 97.



Verzierung eines Fensters im Schlos Freundsberg bei Schwaz in Tirol¹¹²⁾.

1|25 n. Gr.

am neuen Platze noch, wenn auch z. Z. nur mehr in Gypsabguß vorhanden, was sie an der alten Wand war, eines der hervorragendsten Werke jener Bildhauerschule, welche im XIII. und XIV. Jahrhundert der Stadt Regensburg eine Reihe trefflicher,

ideal schöner Werke gab. Es ist zwar überraschend, diese vollrunden Figuren ohne Untersatz mit mächtiger Ausladung an der Wand zu sehen; allein ohne Zweifel waren sie ursprünglich in irgend einer Art auch architektonisch motivirt, vielleicht durch Sitze, welche sich darunter befanden, oder sonst in irgend welcher Weise. Natürlich waren Saal und Sculpturen im Lauf der Jahrhunderte von einer dicken Kruste bedeckt, welche von fortgesetztem Tünchen herrührte. Doch sollen Spuren ehemaliger Bemalung gefunden worden sein. Leider hat man diese nicht weiter verfolgt, sondern die Figuren vor der Zerstörung sammt der Tüncherkruste abgeformt.

Diese Anlage zeigt, daß auch im städtischen Wohnbau architektonische Gliederung einzelner Räume nicht ausgeschlossen war, in welcher ähnlich wie in

Fig. 98.

Wand-Decoration im Refectorium zu Bebenhausen¹¹⁴⁾.

1/25 n. Gr.

den klösterlichen Sälen Anklänge an die Palasäle zu sehen sind. Nicht gerade sehr weit geht diese Gliederung: die Zimmer sind im Allgemeinen einfach rechteckig angelegt; malerische Erscheinung tritt insbesondere durch Unregelmäßigkeiten hervor, welche sich häufig genug ergeben.

Aus dem XIV. Jahrhundert sind da und dort einzelne gewölbte Räume erhalten. Auch von solchen mit Holzdecken lassen sich Reste finden, eben so aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhundertes; doch sind sie nicht sehr häufig. Besonders treten unter letzteren einzelne Räume des Schlosses Runkelstein bei Bozen hervor, die, einfach in der Anlage, mit wenig gegliederten Holzdecken versehen, glatt geputzte Wände haben, welche von oben bis unten durch Gemälde und ornamentale Malereien

98.
Art des
Schnuckles:
Malerei.

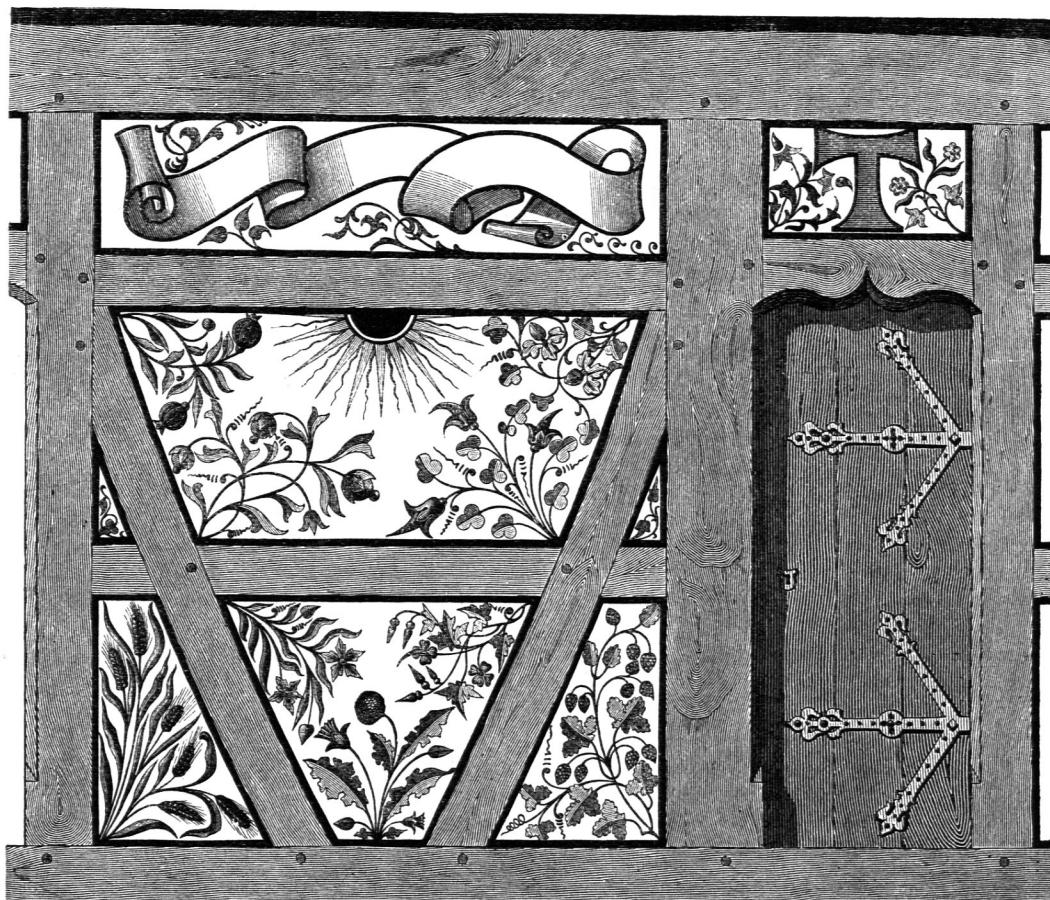
¹¹⁴⁾ Original-Aufnahme von G. Looßen.

bedeckt, einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der farbigen Ausstattung mittelalterlicher Innenräume liefern.

Ueberhaupt können wir auf den Burgen mancherlei Anlagen von Zimmern kennen lernen, die sich bei den kleinen Verhältnissen, in welchen die Bewohner derselben lebten, höchstens mitunter durch noch grössere Einfachheit auszeichnen, als wir sie in den Städten finden.

Erst im weiteren Verlaufe des XV. Jahrhundertes werden die Häuser recht mannigfaltig geschmückt. Die einfachste Art des Schmuckes bestand in einem Ueber-

Fig. 99.



Fachwerkwand im Kloster zu Bebenhausen¹¹⁵⁾.

1/25 n. Gr.

zug des Mauerwerkes mit Putz. Wo dasselbe damit überzogen war, sind die Wände meist weiß getüncht worden. Mitunter trat Ornament-Malerei hinzu; besonders viele Reste solcher haben sich auf Tyrolier Burgen erhalten. Erdgrüne oder rothbraune Ranken überziehen in grossen Linien die Wände, mit Zweigen, Blättern und Blumen versehen, zwischen denen Vögel und sonstiges Gethier sich tummeln. Sehr charakteristisch ist eine Wand auf dem Schlosse Freundsberg bei Schwaz in Tirol, welche

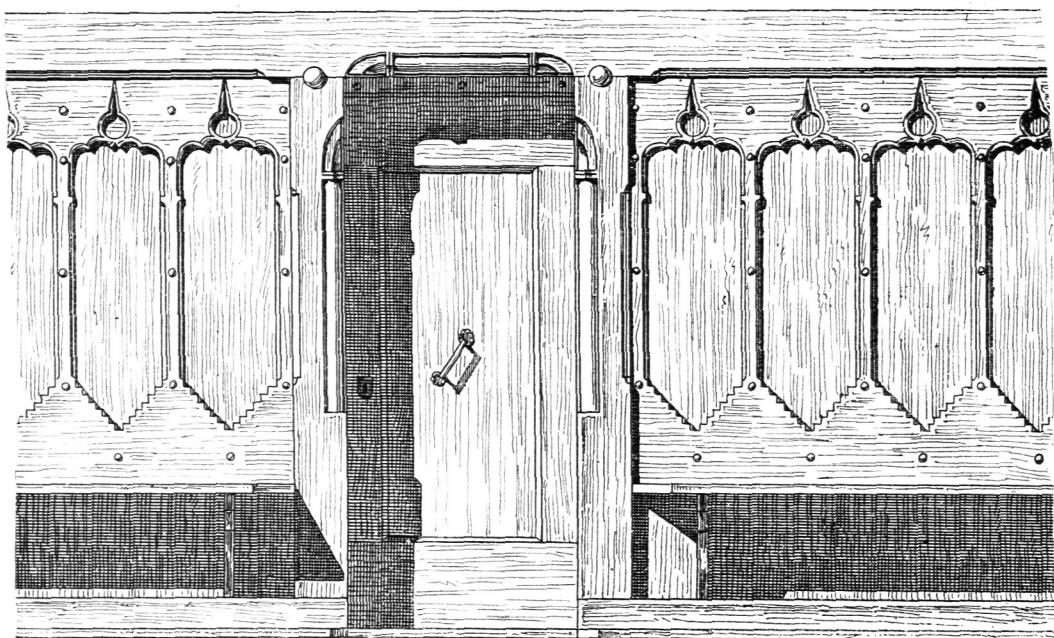
¹¹⁵⁾ Nach: PAULUS, E. Die Cisterzienser-Abtei Bebenhausen. Stuttgart 1886–87.

wir in Fig. 95¹¹²⁾ zur Darstellung bringen. Einen energischeren Charakter zeigt das Ornament in Fig. 96¹¹²⁾ von einem Raume im Schloß Reiffenstein. Eine interessante Fenstereinfassung findet sich u. A. zu Freundsberg in Tyrol (Fig. 97¹¹²⁾), wo bunte Ranken auf hellem Grunde gemalt sind.

In den letzten Jahren ist auch in den übrigen Theilen Deutschlands eine grosse Zahl solcher Reste von Wandmalereien gefunden worden; am längsten sind wohl einzelne Nürnberger schon bekannt. Als besonders schönes Beispiel führen wir in Fig. 98¹¹⁴⁾ ein Stück der Wand-Decoration aus dem Refectorium zu Bebenhausen vor.

Auf ein Motiv müssen wir noch besonders hinweisen. Wir haben u. A. in Art. 74 u. 79 (S. 80 u. 88), bei Besprechung der Construction der städtischen Wohnhäuser, auf die häufige Verwendung von Fachwerkwänden aufmerksam gemacht. Wir haben im

Fig. 100.

Wandtäfelung einer Stube zu Klösterle¹¹⁶⁾.

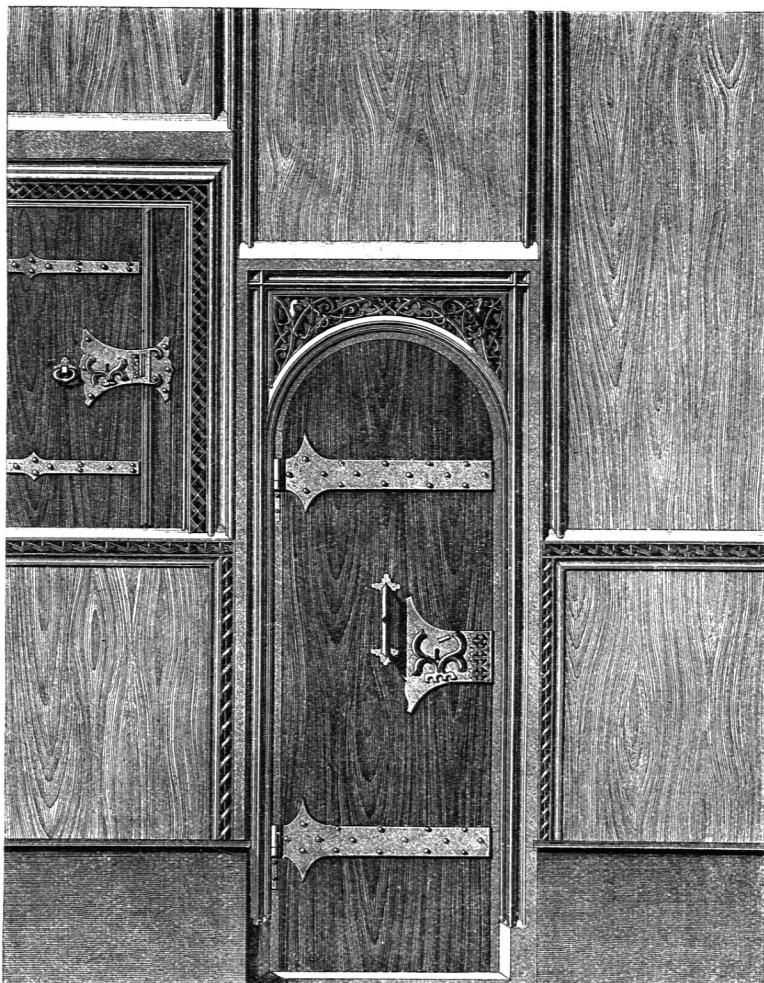
1/25 n. Gr.

vorhergehenden Hefte davon gesprochen, dass auf den Burgen an jeder freien Stelle eine Reihe von Gebäuden aus Holz für verschiedene Zwecke errichtet wurden, und wenn wir auch nur da und dort in unseren Zeichnungen wirkliche Holzbauten wieder gegeben haben (siehe dafelbst Fig. 73 auf S. 130, Fig. 77 auf S. 133, Fig. 84 auf S. 148), so haben wir doch nicht verfehlt, davon zu sprechen, dass selbst die Palasbauten solcher Burgen theilweise Holzbauten waren. Eben so haben wir bei den Klosterbauten auf das Vorhandensein aus Holz errichteter Theile hingewiesen. Bei dieser umfassenden Verwendung von Fachwerkwänden auch im Inneren der Gebäude, insbesondere im Inneren der Zimmer und Säle ist es nicht unwichtig, zu bemerken, dass allenthalben weit über den Schluss des Mittelalters hinaus die Zwischenräume zwischen dem Fachwerk einfach mit Stückstecken und Strohlehm

¹¹⁶⁾ Nach: PAUKERT, a. a. O.

ausgefüllt und geglättet wurden, dass nur ausnahmsweise eine Ausmauerung vor kommt, welche dann im Inneren natürlich Mörtelputz hatte. Solcher Kalk- oder Gypsputz wurde mitunter auch über den Strohlehm von Fachwerkwandfüllungen gezogen. Diese Füllungen, ob mit oder ohne Putz, wurden dann weiss getüncht, im Inneren gerade so, wie außen. Es war aber eben so wenig Regel, das Holz im Inneren der Räume zu bedecken, als außen. Dasselbe wurde vielmehr sauber

Fig. 101.



Aus dem Kaiserzimmer des v. Scheurl'schen Hauses zu Nürnberg¹¹⁷⁾.

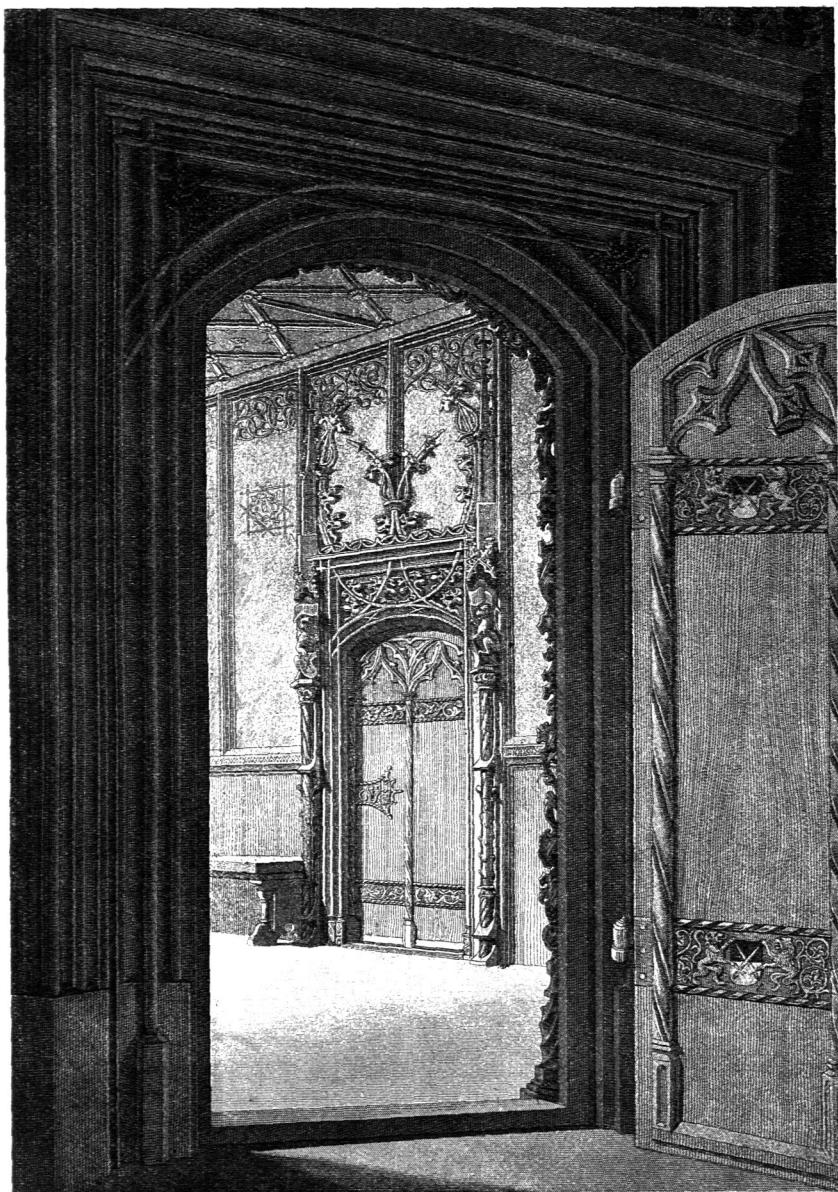
bearbeitet oder glatt gehobelt, die Kanten theilweise mit Fasen versehen, und erhielt auch im Inneren der Räume den von alter Zeit her traditionellen rothen Ockeranstrich. Es sind nur ganz wenige Fälle nachzuweisen, in welchen das Holz im Inneren der Räume durch Putz bedeckt war; wohl aber finden sich solche, bei welchen die Felder zwischen dem Holzwerk nicht bloß getüncht, sondern auch durch Malereien verziert waren. Wir geben in Fig. 99¹¹⁵⁾ ein Beispiel einer solchen

¹¹⁷⁾ Nach: HEDELOFF, C. Die Ornamentik des Mittelalters. Nürnberg.

decorirten Fachwerkwand aus dem Kloster zu Bebenhausen vom Gange vor dem Dormitorium.

Im Allgemeinen legte man auf regelmässige Ausstattung der Räume wenig

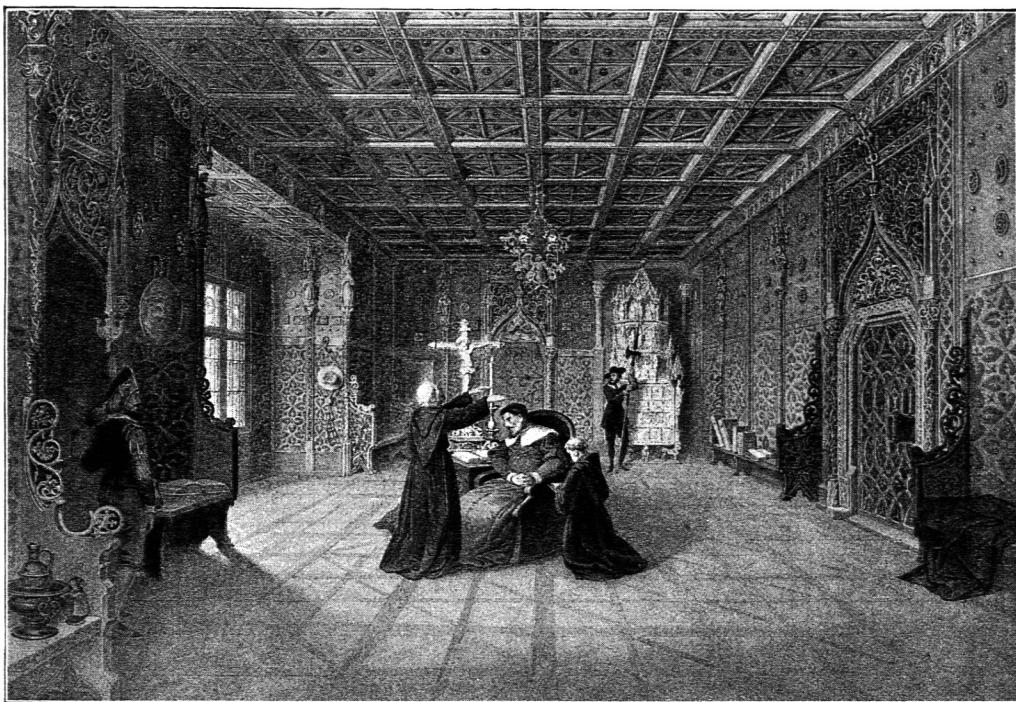
Fig. 102.



Fürstensaal zu Coburg¹¹⁷⁾.

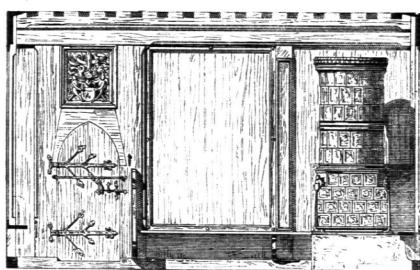
Werth; man war zu sehr gewohnt, durch die Unregelmässigkeit der Grundstücke die wunderbarst schiefwinkeligen Räume zu bekommen, und fand so auch gar nichts dabei, wenn in einem Zimmer ein oder zwei Wände gemauert und geputzt oder auch mit sichtbaren Quaderflächen ausgestattet waren, andere dagegen ihre hölzernen

Fig. 103.

Saal der Feste Hohenfelsburg¹¹⁸⁾.

Riegel zeigten. Ließ sich ja dadurch in der Erscheinung des Zimmers ein gewisses Leben zur Geltung bringen, wie dies bei gleichmäsigem Charakter nie geschehen konnte. Sollten die Wände geschmückt werden, so geschah dies von ältester Zeit an durch gestickte und gewebte Teppiche, grössere oder kleinere, nach Bedarf, und es scheint, daß der Reichthum an solchen in den Häusern sehr beträchtlich war. Durch das Behängen mit denselben wurde natürlich die Ungleichheit der Wände verdeckt. Jene Wandmalereien von Runkelstein tragen zum Theile ganz den Charakter von einfachen Nachbildungen der bei festlichen Gelegenheiten wirklich aufgehängten Teppiche.

Fig. 104.

Wand mit Thür und Ofen im sog. Kaiserzimmer des landesfürstlichen Schlosses zu Meran^{119).}

1/100 n. Gr.

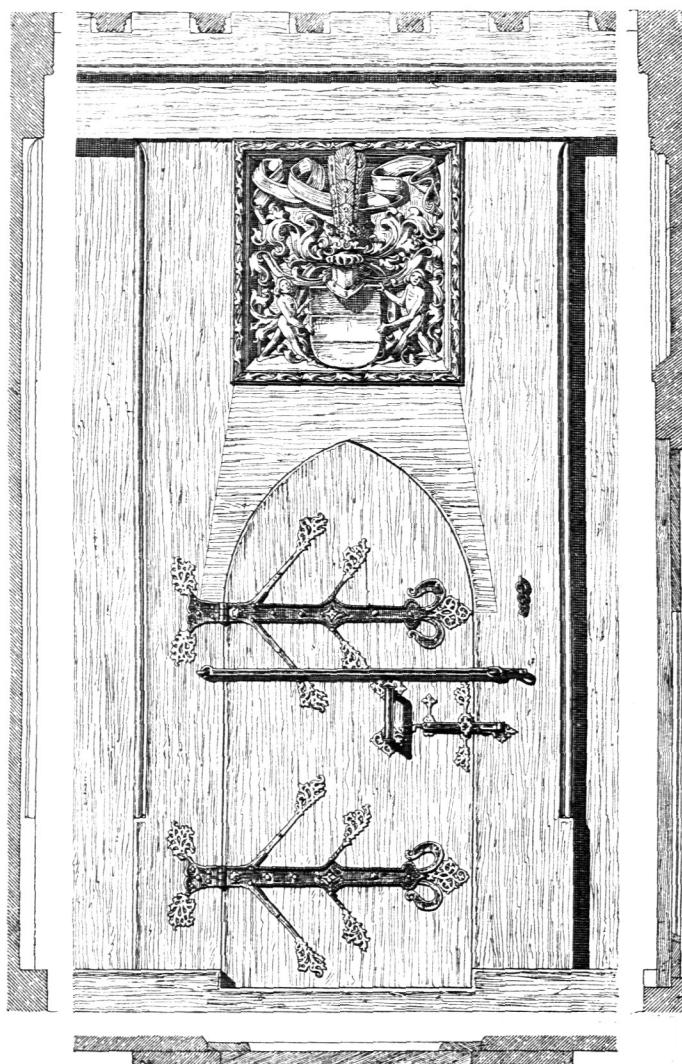
99.
Holz-
tafelungen.

Hölzerne Täfelungen der Wände scheinen erst im XV. Jahrhundert aufgekommen zu sein, theilweise blos aus glatten Brettern bestehend, deren Fugen mit profilierten Leisten gedeckt sind, welche mit Nägeln, deren grosse verzinnte Köpfe sichtbar stehen blieben, befestigt wurden. Ein oder mehrere horizontale Bretter bilden unten einen Sockel, welcher so weit vorsteht, als die Leisten, und oben abgeschrägt ist, so daß sich das Profil der Leisten darauf anschneidet. Oben bildet ein Friesbrett,

¹¹⁸⁾ Facs.-Repr. nach: PETZOLD, G. & L. SCHÖN. Schätze mittelalterlicher Kunst aus Salzburg und Umgebung. — Fig. 102 wurde, trotz der theatralischen Figurenstaffage, in obiger Darstellung nur aus dem Grunde aufgenommen, um die so lange dauernde Drucklegung, welche durch vielerlei Umstände verzögert worden ist, nicht nochmals zu verzögern. Bei einer etwaigen neuen Auflage wird eine andere Abbildung gegeben werden.

welches meist geschnitzt ist, den Abschluß unter der Decke (Fig. 100¹¹⁶). Die Schnitzwerke des Friesbrettes verbinden sich mit dem Leistenprofil, oder letzteres zieht sich an der Unterseite des Friesbrettes hin. Mitunter bilden die Leisten nebst Sockel

Fig. 105.

Thür aus dem landesfürstlichen Schloß zu Meran¹¹⁹).

1/25 n. Gr.

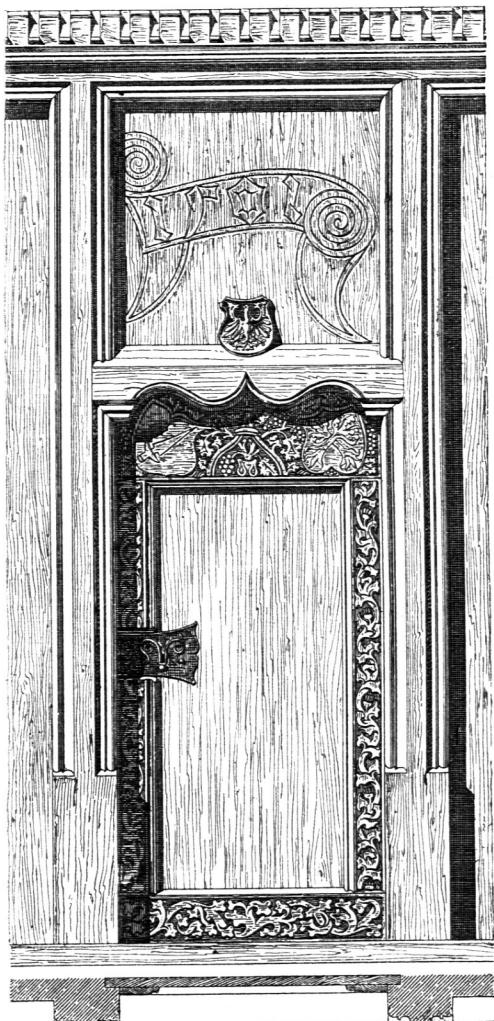
und Friesbrett auch starke Rahmen, in welche die Füllbretter in Nuthen eingeschoben sind. Theilweise hatten diese Vertäfelungen die Naturfarbe des Holzes behalten, sind auch aus verschiedenfarbigen Hölzern zusammengestellt, theilweise sogar ein-

¹¹⁹⁾ Nach: PAUCKERT, a. a. O.

gelegt. Man sucht wohl den Ursprung dieser Marketterie-Arbeiten nicht mit Unrecht im Orient, von wo sie nach Italien gelangten; von dort kamen sie in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhundertes nach Süddeutschland, wo sie z. B. an den Chorstühlen zu Ulm reiche Anwendung fanden; eben so waren sie in Nürnberg bei Wandtäfelungen häufig verwendet. Das bekannte Sternmuster auf den Flächen von Leisten, deren Rundstäbe alsdann die gewundene Streifung zeigen, tritt häufig auf,

während das Friesbrett alsdann die perspektivische Darstellung einer Zinnenreihe giebt; andere zeigen ähnliche Muster, so die Täfelung im sog. Kaiserzimmer des v. Scheurl'schen Hauses daselbst (Fig. 101¹¹⁷). Auch im nahen Coburg ist die reiche gothische Täfelung des Fürstensaales mit solchen Einlagen ausgestattet (Fig. 102¹¹⁷). An den Sockel lehnen sich häufig Bänke an, welche die Wände entlang laufen, theils wie Truhen mit fester Vorderwand und aufzuklappenden Deckeln eingerichtet, theils mit verschiedenartig behandelten Füßen. Es finden sich aber auch Wandtäfelungen vom XV. Jahrhundert, welche Vergoldung und Bemalung zeigen. In letzterer herrscht Blau mit Roth wechselnd vor. Ein reich ausgestattetes Beispiel ist uns in einem Saale der Feste Hohenfelsburg erhalten geblieben, der dadurch historische Bedeutung erhalten hat, dass im XVI. Jahrhundert der Erzbischof *Wolf Dietrich* darin gefangen gehalten wurde (Fig. 103¹¹⁹).

Bis zu den einfachsten Wänden kleiner Häuser herab zeigen sich folche Täfelungen. Wir geben in Fig. 104¹¹⁹ eine solche



Thür aus dem Schloss Enn¹¹⁹.

¹²⁵ n. Gr.

aus dem sog. Kaiserzimmer im Fürstenhause zu Meran. In einer noch wohl erhaltenen Karthäuser Zelle zu Nürnberg ist die Täfelung der Wand so eingerichtet, dass einzelne Bretter in die Falze stärker eingeschoben wurden, während die Decke, ähnlich aus Bohlen gebildet, die Gestalt eines halbrunden Tonnengewölbes zeigt.

Auch die Thüren zeigen meist bewegliche Flügel mit reich geschmiedeten Beschlägen oder einzelnen Schnitzwerken. Die Abbildungen der Zimmer zeigen uns solche. Bei einfachen Täfelungen sind keine anderen Umrahmungen vorhanden, als der Falz, in welche der Flügel sich einlegt (Fig. 105¹¹⁹), oder es sind die Täfelungsleisten zugleich als Rahmen benutzt (Fig. 106¹¹⁹). Man wolle auch die Täfelung des Kaiserstübchens im *v. Scheurl'schen Hause* zu Nürnberg in Fig. 101 (S. 123) vergleichen. Reiche Thüreinfassungen zeigen sich zu Coburg (siehe Fig. 102, S. 103) und auf der HohenSalzburg (siehe Fig. 103, S. 125).

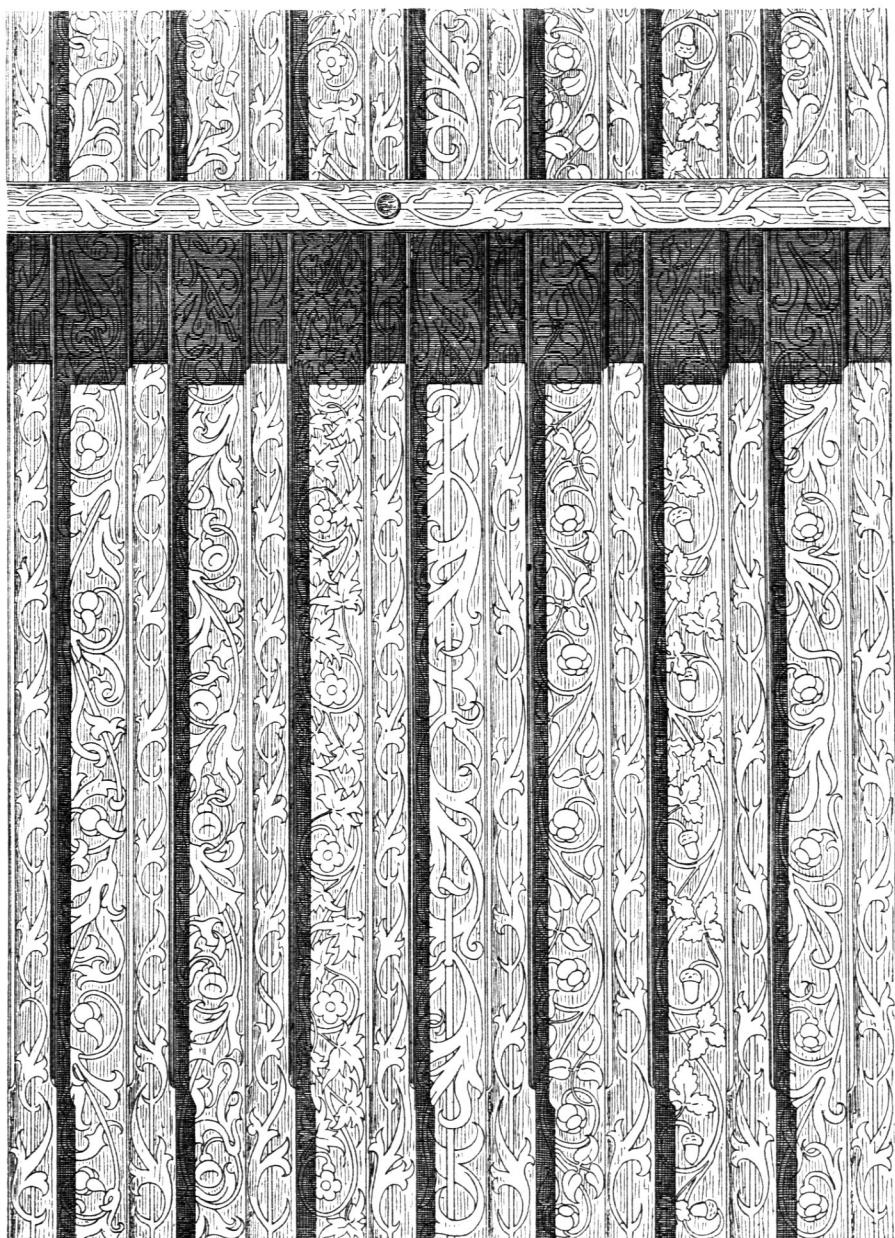
Die Fensternischen und das Innere der Fenster lassen sich nicht wohl bilden, ohne gleichzeitig deren äussere Ansicht und Construction zu betrachten. Wir verschieben es daher auf die betreffenden Erörterungen des nächsten Kapitels (unter d.).

100.
Decken.

Die Decken der Zimmer und Säle weisen dagegen manche interessante Erscheinung auf. Die gewölbten Räume zeigen jede Construction, welche der Gewölbebau überhaupt zu Tage gefördert hat. Wir haben also kaum Veranlassung des Weiteren hier darauf einzugehen. Einzelnes lässt sich aus den vorhergehenden Darstellungen entnehmen. Balkendecken sind selbst aus dem XII. Jahrhundert in Spuren, wie zu Münzenberg (vergl. die Tafel bei S. 26), nicht selten erhalten. Wir wüssten aber keine zu nennen, welche uns über die künstlerische Gestaltung derselben sichere Auskunft gäbe. Wenn aus den Kirchen, welche mit Holzdecken versehen sind, ein Rückschluss gestattet ist, so waren sie meist mit einer glatten Täfelung bedeckt, auf welcher Leisten eine Feldereintheilung zeichneten, während bunte Bemalung die Decke lebendig machte. Später kamen die Decken mit sichtbar bleibenden Balken auf, welche einfach profiliert, oder auch darin zu reicher Entwicklung gelangt, das Mittelalter lange überdauerten und, wie wir dies auch von der Construction der Holzhäuser gefragt, in vollständig mittelalterlichen Formen in die Renaissance übergingen und sich während derselben lange erhielten. Die gewöhnlichste Construction, wie sie insbesondere in Nürnberg während des XV. Jahrhundertes üblich war, bestand darin, dass ziemlich breite, verhältnismässig wenig hohe Balken, deren man zwei aus einem starken der Länge nach geschnittenen Stämme herstellte, etwas enge gelegt sind, meist ungefähr ihre eigene Breite als Zwischenraum zwischen sich laffend. Sie haben Falze an den Seiten, in welche entweder Stückstecken mit Strohlehmumwickelung eingesteckt sind, in welchem Falle alsdann die Behandlung gerade den Fachwerkwänden entsprach, oder in welche der Länge nach ein starkes Brett eingeschoben ist, in welchem Falle die wenig vorstehenden Balken an den Seitenkanten abgefast sind. Ein Ausfugen mit Lehm dichtete das Brett in den Falzen; darauf wurde entweder eine Auffüllung von Sand oder Strohlehm aufgebracht und der obere Fußboden aufgetragen. Das Holz hat theilweise seine Naturfarbe oder ist gebeizt. Anderwärts, wo ähnliche Constructionen sich einführten, ist Malerei als Schmuck hinzugekommen; so in einem Zimmer der Burg Reifenstein in Tirol (Fig. 107¹²⁰). Anderwärts ließ man die ganzen Balken hervorstecken und gab ihnen eine reiche Profilirung, die jener der Gewölberippen entsprach. Am Anfang und Ende führte man aber auf verschiedene Weise diese Profilirung in die Grundform des vierkantigen Holzes über, so dass die Balken entsprechendes breitflächiges Auflager hatten. In folcher Weise haben wir sie insbesondere in Norddeutschland, in

¹²⁰) Nach ebenda.

Fig. 107.



Gemalte Balkendecke auf der Burg Reiffenstein (Tyrol¹²⁰).

$\frac{1}{25}$ n. Gr.

Fig. 108.

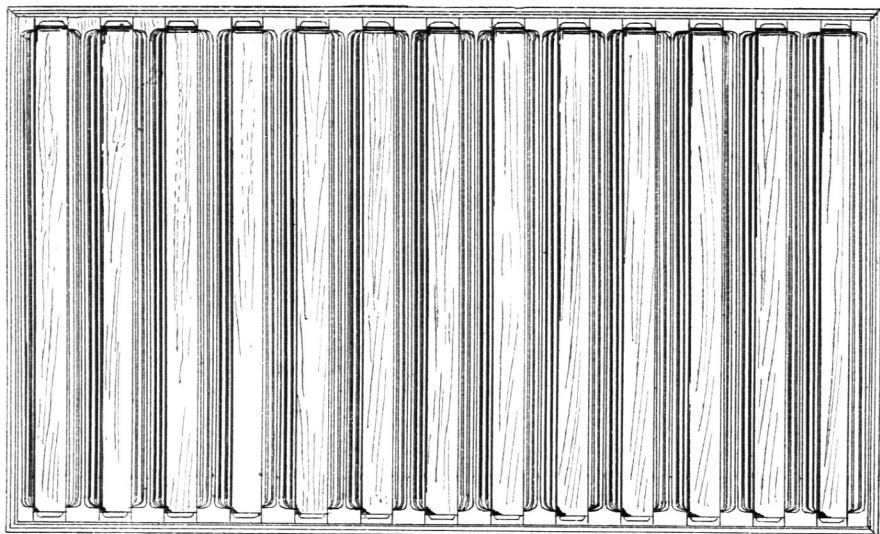
 $\frac{1}{100}$ n. Gr.

Fig. 109.

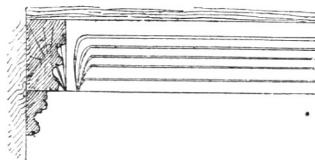
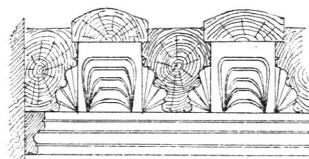
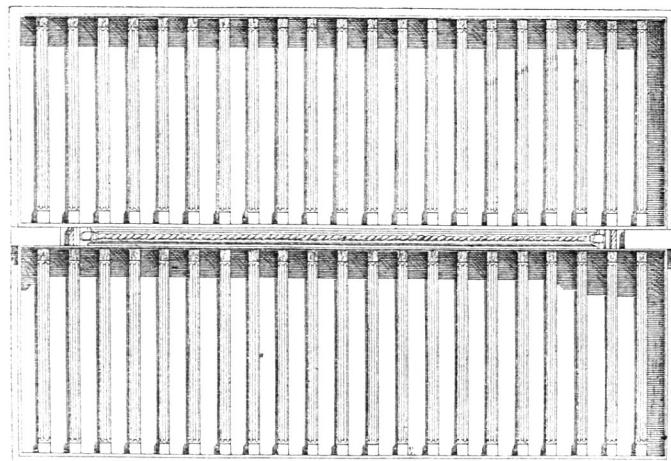
 $\frac{1}{50}$ n. Gr.

Fig. 110.



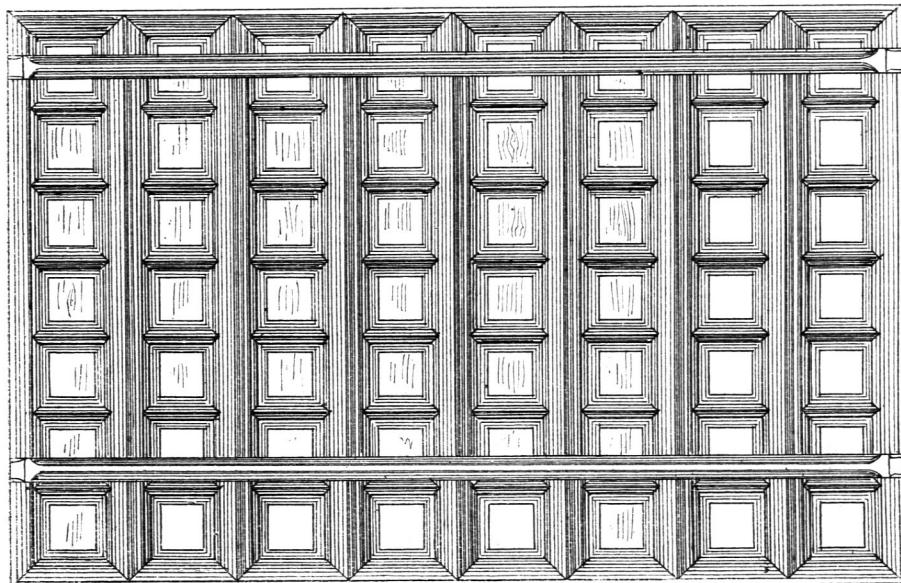
Decke im königlichen Schloße zu Krakau.

Fig. 111.

Decke in einem Haufe zu Eppan¹²¹⁾. $\frac{1}{100}$ n. Gr.

den Niederlanden und anderwärts gefunden; Fig. 108 giebt die Ansicht einer solchen Decke aus dem königlichen Schlosse zu Krakau; in Fig. 109 u. 110 sind vergrößerte Durchschnitte beigelegt. Man verwandte jedoch zu solchen profilirten Balken oft auch sehr kleine Hölzer. Insbesondere war dies in Tyrol der Fall, wo man Lärchen-

Fig. 112.



1/100 n. Gr.

Fig. 113.

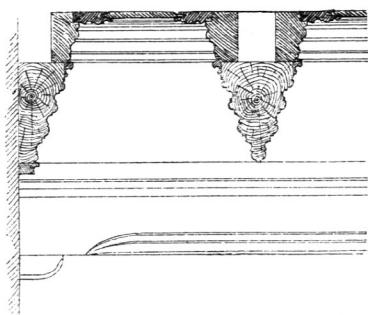
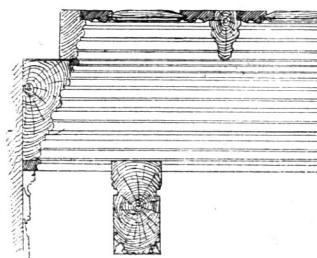


Fig. 114.



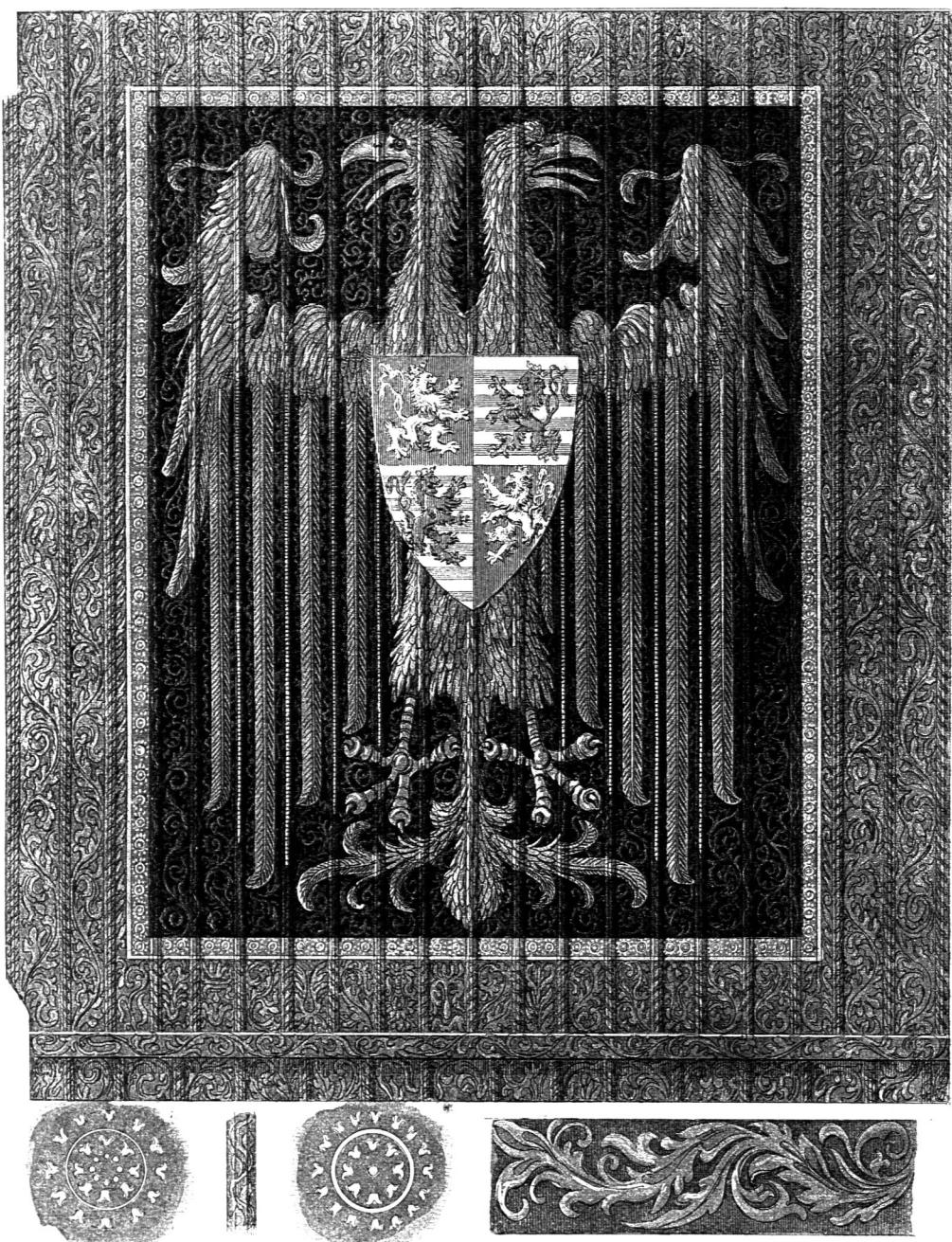
1/50 n. Gr.

Decke im königlichen Schloß zu Krakau.

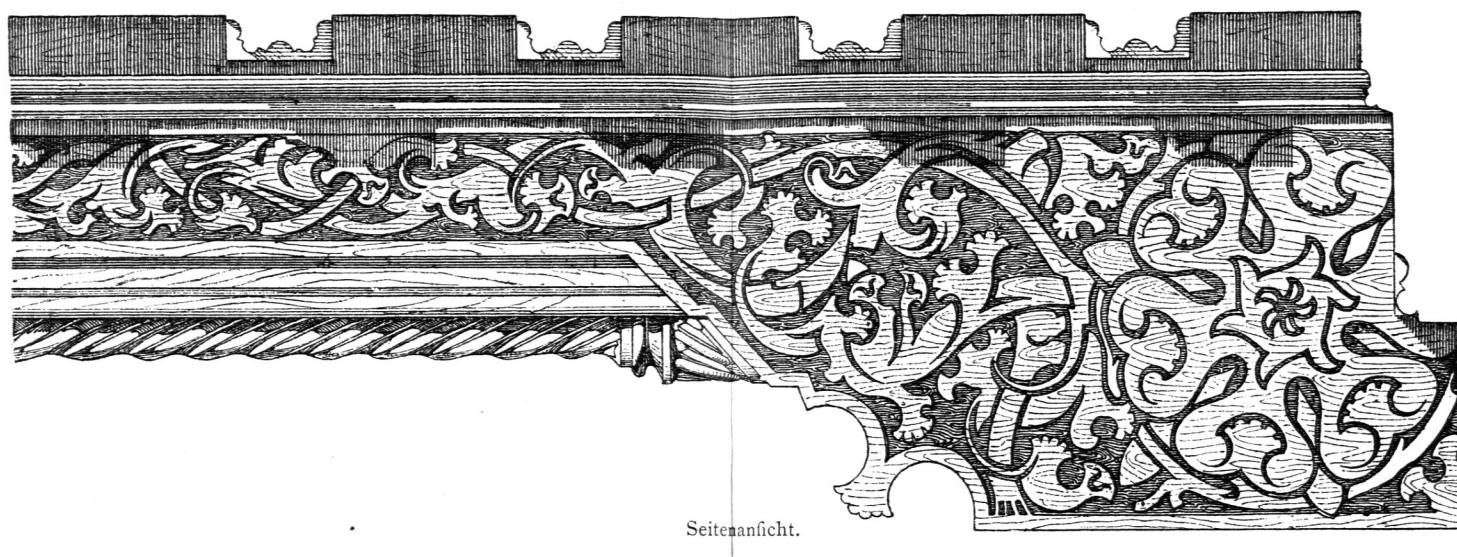
und Zirbelkieferholz zur Verwendung brachte. Wir geben in Fig. 111¹²¹⁾ eine solche Decke aus einem Hause in Eppan, wo bei nur etwas über 6 m Breite ein stärkerer Durchzug in der Mitte zur Verwendung gekommen ist, welcher die dünnen Bälkchen trägt. Auch der Durchzug ist wieder reich profiliert und mit eingestochenen

¹²¹⁾ Nach den Aufnahmen der Wiener Bauhütte.

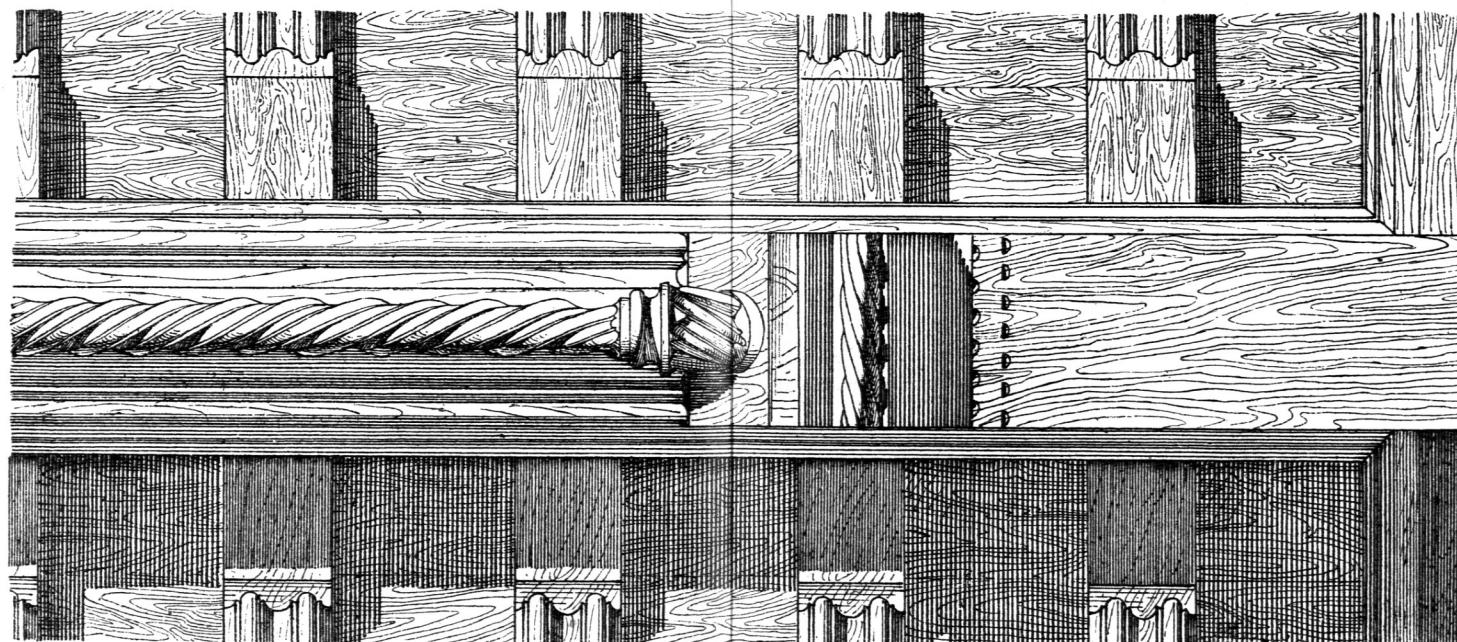
Fig. 115.



Decke in einem Gemach der Burg zu Nürnberg¹²²⁾.



Seitenansicht.



Unteransicht.

Durchzug an der Decke eines Hauses zu Eppan.

(Siehe Fig. 111, S. 130.)

$\frac{1}{10}$ n. Gr.

Schnitzwerk geziert (siehe die Seitenansicht des Durchzuges auf neben stehender Tafel).

Auch reichere Constructionen ähnlicher Art kommen vor. In einem hohen Saale des Schlosses zu Krakau, welcher etwa 8 m Breite hat, sind Durchzüge von etwa 70 cm Höhe in reicher Profilirung in Entfernnungen von etwa 1 1/2 m von Mitte zu Mitte gelegt, deren Gliederung sich an entsprechenden Hölzern an der Wand ringsum fortsetzt; darauf liegen dann in Entfernnungen von 1 m der Länge des Saales nach 35 cm hohe, eben so reich profilierte Balken, denen ähnlich profilierte Hölzer auf den Durchzügen entsprechen; auf die so entstandenen, annähernd quadratischen Oeffnungen ist sodann ein Stück Täfelwerk, bestehend aus Rahmen und Füllbrett, aufgelegt. Nicht zur ursprünglichen Construction gehören zwei die malerische Wirkung erhöhende, aber nur wenig profilierte Längendurchzüge. (Vergl. Fig. 112 nebst zwei Durchschnitten in Fig. 113 u. 114.)

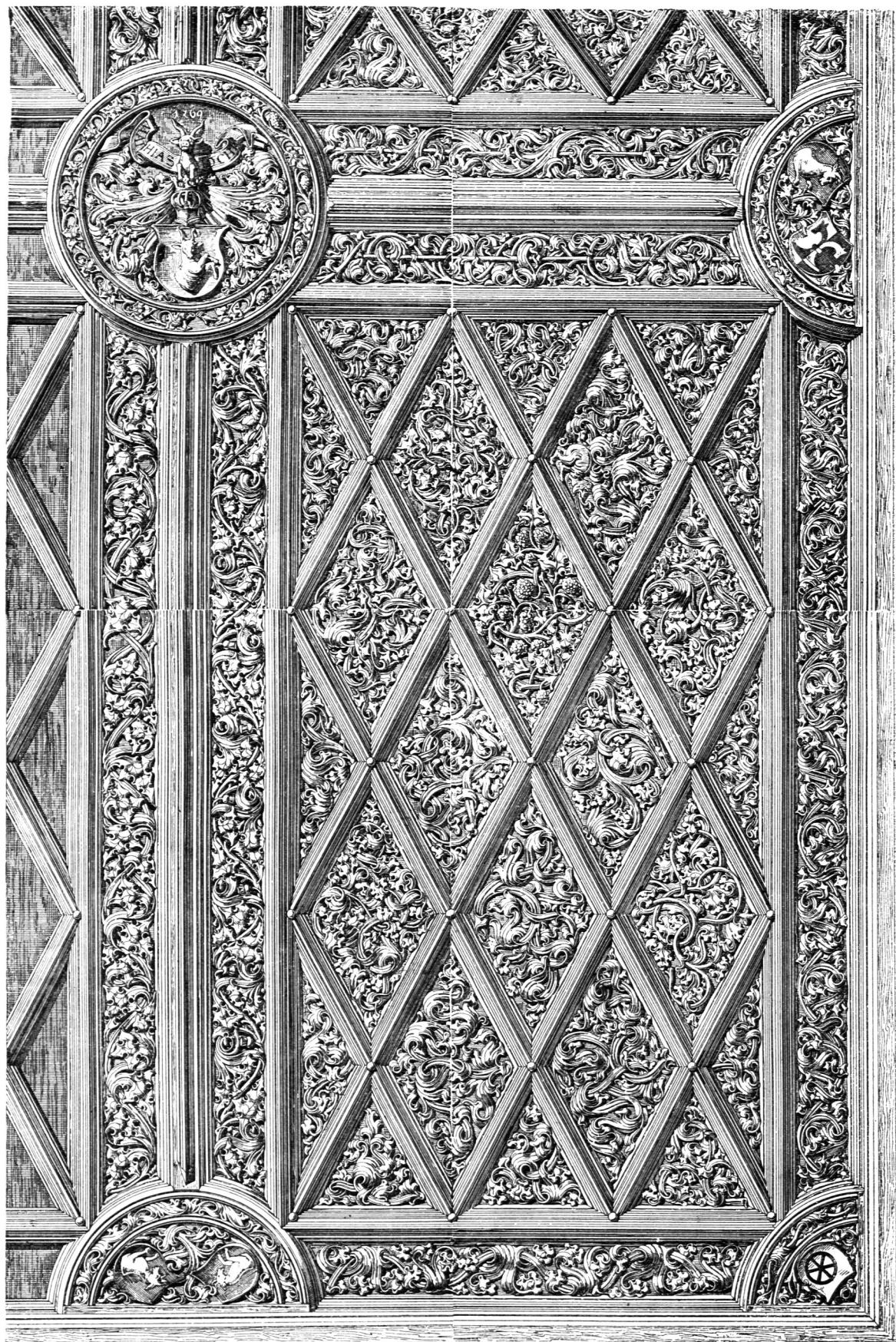
Bei dieser Decke wirkt wesentlich das tiefe Relief derselben, welches bei der beträchtlichen Höhe recht zur Geltung kommen kann. Wo dies nicht der Fall, wo der Raum nicht hoch genug war zu tiefem Relief, lies sich durch Täfelung der Decken grofse Wirkung erzielen. Sie scheint auch im ganzen Mittelalter angewandt worden zu sein. Wir haben oben schon davon gesprochen, dass sie wahrscheinlich die einzige Art war, welche im Schlusse des XII. Jahrhundertes und im XIII. bei den Holzdecken allgemeine Verwendung fand, wenn uns auch Beispiele nicht erhalten sind. Aus dem XIV. (?) und XV. Jahrhundert dagegen haben wir zahlreiche Täfelungen einfacher Art, bei welchen die Unterfläche der Balken mit glatten Brettern benagelt, deren Fugen mit profilierten Leisten bedeckt sind, wo sodann Friesbretter an beiden Enden einfache Maßwerkverbindungen zwischen den Leisten bilden. Wo der Raum zu lang ist, als dass Bretter und Leisten von Anfang bis zu Ende durchgehen könnten, find, wo sie der Länge nach gestossen werden mussten, doppelte Friesbretter und auf deren Fuge wieder eine Leiste aufgenagelt. Auf diese Weise sind insbesondere jene tonnengewölbformig in das Dach hineingehenden Decken getäfelt, welche im XIV. und XV. Jahrhundert häufige Verwendung fanden. So ist in ganz einfacher Construction die horizontale, dem XV. Jahrhundert angehörige Decke eines Gemaches in der Burg zu Nürnberg ausgeführt: Brettertäfelung mit Leisten; dieselbe ist jedoch durch Malerei auf das schönste und reichste ausgestattet, indem ein grosser Doppeladler den ganzen Raum bedeckt (Fig. 115¹²²⁾. Es wurden aber auch durch die Leisten gerade und diagonal gestellte Quadrate, Sechsecke und anders geformte Felder gebildet, in welche dann meist die Täfelbretter, der Form der einzelnen Felder entsprechend, zusammengefügt und in Nutten eingestemmt wurden. Trat sodann noch Schnitzwerk hinzu, wie Rosetten zur Deckung der Leistenkreuzungen, gröfsere Rosetten in den Mitten der Felder, so ergab sich eine sehr reiche Wirkung, insbesondere wenn Vergoldung und Bemalung hinzutrat. Wir machen auf einige schöne geschnitzte Decken im Bayerischen Nationalmuseum zu München aufmerksam und geben hier in Fig. 116¹²³⁾ ein Stück einer solchen reichen Decke aus dem Schlosse Jöchelsturn zu Sterzing wieder. Eine andere Decke dieser Art aus der fürstbischoflich-Augsburgischen Burg zu Füssen mit figürlichem Schnitzwerk veröffentlicht *Heideloff*¹²⁴⁾.

¹²²⁾ Nach: HEIDELOFF, a. a. O.

¹²³⁾ Nach: PAUCKERT, a. a. O.

¹²⁴⁾ A. a. O., Heft XXIII, Pl. 7.

Fig. 116.



Viertheil einer Decke im gräf. Enzenberg'schen Ansitz »Jöchelsturn« zu Sterzing¹²³).

Indessen zeigt uns der Schluss des Mittelalters auch noch manchen monumental durchgebildeten grösseren Saal, wie auch manches gewölbte kleinere Gemach. Wir verweisen auf unfere auf S. 98 und auf der Tafel bei S. 97 gegebenen Abbildungen der *Albrechts-Burg* zu Meissen mit ihren reich gewölbten Zimmern und Sälen. Auch ohne jeden decorativen Schmuck wirkten dieselben durch die Eigenartigkeit der Architektur, durch die Tiefe in den zellenartigen Feldern der reich angelegten Sterngewölbe, durch die Lichteffecte, welche aus den tiefen Fensternischen sich ergaben, höchst originell. Indessen, wenn auch auffallender Weise die Räume nach ihrer baulichen Fertigstellung ohne decorativen Schmuck blieben, kann es keinem Zweifel unterliegen, dass der Baumeister sich seine Räume reich farbig ausgeschmückt dachte, als er sie in dieser phantastischen Weise erbaute.

Der in Art. 66 (S. 70) erwähnte letzte Palasbau, der *Wladislaw'sche* Saal im Schlosse zu Prag, ist ebenfalls monumental durchgebildet; sein nicht sehr hoch über dem Boden beginnendes, 16 m weit gesprengtes, auf 12 m Axenweite angelegtes Gewölbe ist bei einer Höhe von 13 m bis zum Schlusssteine durch die reizvollen, in Zirkelschlägen gebildeten Rippen des Netzgewölbes außerordentlich lebendig gegliedert. Die mächtigen Dimensionen aller Einzeltheile, wie der Fenster, tragen dazu bei, die Grösse der Erscheinung noch zu steigern. Auch dieser Saal bedarf daher weiterer Decorationen nicht, um grossartig zu wirken, obwohl auch Meister *Benedikt* sicher vorausgesetzt hat, dass eine solche nicht ausbleiben werde, als er sein Werk schuf. Die umstehende Tafel giebt diese grossartige Gewölbeanlage wieder.

Die Fußböden des Mittelalters waren nur selten Bretterböden, und dies nur, wo man denselben gar keine Bedeutung beilegte, wie auf Dachböden in Lagerräumen und an dergleichen Orten, wo man eben Bretter auf die Oberseite der Balken nagelte. In Sälen und Wohnzimmern hatte man von den ältesten Zeiten an bis zum Schlusse des Mittelalters und darüber hinaus vorzugsweise Estrichfußböden, deren Hauptbestandtheil Gyps bildete, wo nicht, wie auf dem Lande und bei den kleinen Leuten in der Stadt, auch ein Lehmfestrich, welchen man ja selbst bereiten und, wenn er schadhaft war, ausbessern konnte, vorgezogen wurde. Die Gypsestriche verstand man in vorzüglicher Qualität zuzubereiten. Insbesondere dürfte die Härte und geringe Abnutzbarkeit in der Sorgfalt ihren Grund gehabt haben, mit welcher er behandelt wurde. Der Grad des Brennens des Gypses scheint eben so, wie die stets gleiche Menge des Wassers, wesentlichen Einfluss gehabt zu haben. Als Beimengung finden sich Sand, Ziegelmehl und kleine Bröckchen zerschlagener Ziegel, so dass doch immer die Härte des Gypses, die er durch das Binden erhielt, das Entscheidende für die Haltbarkeit und Härte des Bodens blieb. Durch die Ziegelbeimengungen erhielt er ein roth gesprengeltes Aussehen. In der Karthause zu Nürnberg deckte er die Böden aller Räume; er war stark mit Ziegelbröckchen durchmengt, so dass er so ziemlich die Farbe von gebranntem Thon hatte und war, wo er untersucht werden konnte, in einer einzigen gleichmässigen Lage in der Stärke von etwa 6 bis 10 cm auf reinen Sand aufgetragen. Er scheint sehr stark geschlagen zu sein, so dass er außerordentlich dicht wurde. Dann scheint er mit Metall, alfo etwa der Kelle, geglättet zu sein; er lag sehr eben, war vom mehrhundertjährigen Gebrauche allerdings stark ausgetreten und gab vielen Staub, so dass er leider fast nirgends belassen werden konnte und man sich begnügen musste, einige Probefstücke aufzubewahren. Von einem Estrich in blaugrauer Farbe, der vorher auch einmal an einzelnen Orten gewesen sein soll, fand der Verfasser keine Proben mehr vor.

101.
Monumentale
Säle
vom Schlusse
des
XV. Jahrh.

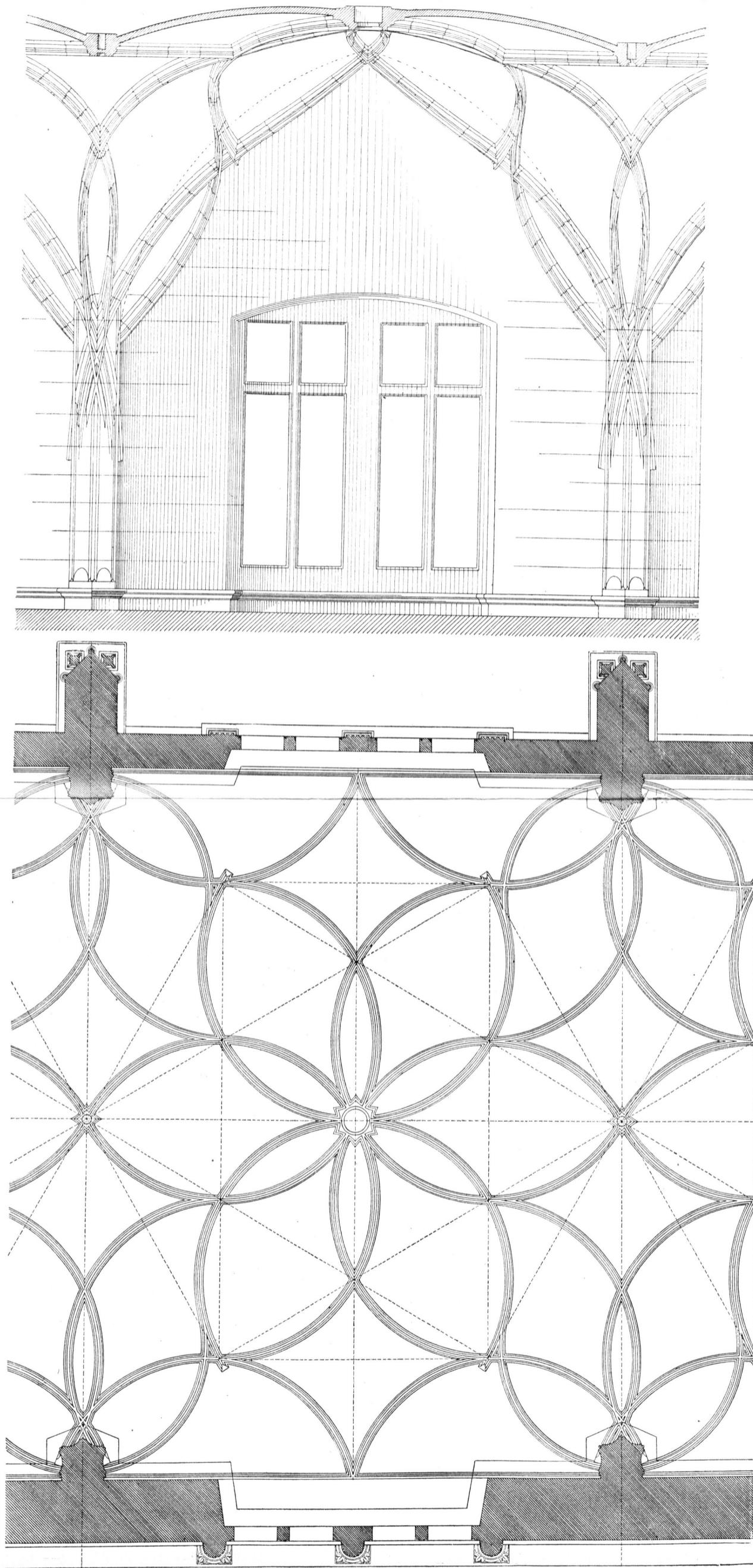
102.
Fußböden:
Estriche.

^{103.}
Thonplättchen
und
Marmorplatten. Eine ebenfalls verbreitete Art, den Fußboden zu belegen und gleichzeitig zu schmücken, welche in Zimmern und Sälen auch im ganzen Mittelalter Verwendung fand, ist der Beleg mit Plättchen von gebranntem Thon, die verschiedenartig verziert waren, sowohl durch Reliefauflagen, als durch eingepresste Contour-Zeichnungen und durch verschiedenfarbige Glasur. Es sind dieselben Plättchen, welche auch im Kirchenbau so viel seitige Verwendung fanden. Wir werden daher, um nicht dasfelbe doppelt vorzutragen, in einem späteren Heft dieses Bandes (beim Kirchenschmuck) eingehend davon sprechen und verweisen einstweilen unsre Leser darauf. Die Belegung des Bodens mit Mosaik, mit Steinplatten, insbesondere ein- und mehrfarbigem Marmor, kam auch beim Saal- und Zimmerschmuck zur Anwendung, und wir verweisen dafür auf das bei Besprechung der kirchlichen Kunst zu Sagende.

Die allgemein übliche Ausstattung dieser Fußböden mit Teppichen, das Belegen derselben mit Matten, das Bestreuen derselben mit Blumen und grünen Pflanzen gehörte nicht zu den Arbeiten des Baumeisters, dies war Sache der Frauen.

^{104.}
Heiz-
vorrichtungen:
größere
Anlagen. Zu dem aber, was noch in das Gebiet der Architektur gehört, haben wir die Heizvorrichtungen zu zählen und daher hier zu besprechen. Trotz der Härte des nordischen Winters mögen diese in früherer Zeit mitunter ganz gefehlt oder sich auf einen niedrigen Herd beschränkt haben, auf welchem zugleich über dem offenen Feuer gekocht wurde, während man sich an demselben wärmte und dasselbe den Raum erleuchtete, wie heute noch da und dort auf dem Lande, während der Rauch seinen Abzug, wenn Thür- und Fensteröffnungen geschlossen waren, durch das Strohdach fand. Die Römer hatten bekanntlich in Deutschland durch unterirdische Heizungen vorzugsweise den Fußboden gewärmt. Die vornehmen Gallier und Germanen haben wohl diese Methode angenommen, und es dürften in dieser Weise noch einzelne Räume der Carolingischen *Villae* und Paläste geheizt worden sein. Im Saale unter dem Palas *Heinrich III.* zu Goslar sind ebenfalls Reste einer unterirdischen Heizung gefunden worden, welche jedoch der Verfasser zu studiren keine Gelegenheit hatte. Eine Anlage, die doch wohl nicht ganz unwirksam gewesen sein kann, insbesondere, wenn sie auf kleinere Räume angewandt wurde, findet sich im Remter zu Marienburg und ist durch *Bergau* veröffentlicht worden¹²⁵⁾. Es ist ein massiv gewölbter Raum, unterhalb des Fußbodens angelegt, und dieser mit einem Schlot zum Abzuge des Rauches versehen; in diesem gewölbten Raum, welcher mächtige Scheite Holz aufnehmen konnte, wurde ein tüchtiges Feuer gemacht, so dass Wände und Gewölbe des Raumes glühend heiß wurden; eben so waren große Steine im Raume angehäuft, welche sich ebenfalls durch das Feuer erhitzten. War nun das Feuer vollständig abgebrannt, waren Rauch und Kohlengase draussen, so wurde durch einen Schieber die Verbindung mit dem Schlot abgeschlossen, so dass keine Wärme mehr durch denselben entweichen konnte. Dagegen wurde die Bedeckung einer Öffnung im Fußboden des Saales weggenommen, so dass durch diese Öffnung die heiße Luft aus dem Gewölbe in den Saal ausströmen und sich verbreiten konnte, so lange bis die Wände und die Steine in der Heizkammer erkaltet waren. Wir dürfen wohl annehmen, dass diese Heizungsanlage nicht die einzige ihrer Art war und dass andere vorausgingen, bevor die Ritter in Marienburg ihren Saal auf diese Weise heizten. Leider haben wir keinen Bericht über den Erfolg und den Verbrauch an Brennmaterial, welcher sicher nicht gering war.

¹²⁵⁾ In: Zeitschr. f. Bauw. 1870, S. 106 u. ff.



Wladislaw'scher Saal zu Prag.

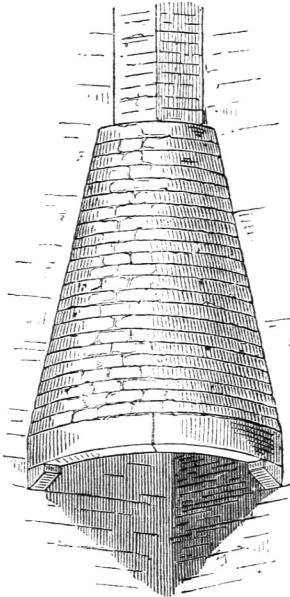
Indessen dürfen wir doch annehmen, dass die Gewohnheit des Herdfeuers sich so allgemein bei allen Nationen eingelebt hatte, dass man, wo es immer anging, für jeden eigentlichen Wohnraum, in welchem man sich den Tag über aufhielt, eine ähnliche Einrichtung mit offenem Feuer haben wollte. Diesen Wunsch erfüllte nur der Kamin, und man bezeichnete deshalb einen Raum, welcher einen solchen hatte, als *Camera caminata*, als den eigentlichen Wohnraum, die Kemnate. Die Einrichtung mag ursprünglich nicht wesentlich anders, als der offene Herd gewesen sein.

Im Plane von St. Gallen sind einzelne Kamine zur Heizung besonders bezeichnet (siehe Theil II, Band 3, erste Hälfte dieses »Handbuches«, S. 134). Ob nicht, da sie aus den Gebäuden heraustraten und insbesondere im Dormitorium die Auffstellung der Betten durch dieselben nicht unterbrochen ist, dort etwa ein backofenartiger Heizraum, der außen lag und seine geheizte Luft an den Saal abzugeben

hatte, gemeint ist, mag zunächst unentschieden bleiben. Wir möchten diese als die natürlichste Weise der Heizung annehmen, da sich über Art und Construction doch eine sichere Mittheilung nicht entnehmen lässt.

In Fig. 108 u. 109 (S. 166), eben so wie in Fig. 89 (S. 155) des vorhergehenden Heftes dieses »Handbuches« find dagegen derartige noch erhaltene Kamine dargestellt, d. h. Schlotmäntel zur Aufnahme des Rauches über jener Stelle, wo man auf dem Boden oder einer untergelegten Steinplatte ein Feuer anzündete. Das Feuer gab allerdings einige strahlende Wärme an das Zimmer ab; im Wesentlichen war es aber doch nur darauf berechnet, dass man sich um das offene Feuer stellte oder setzte, um sich daran zu erwärmen, und wenn man von der einen Seite warm genug war, sich umdrehte, um auch die andere warm zu bekommen. Fig. 117 zeigt den auf S. 166 des vorhergehenden Heftes im *Donjon* zu Friesach wiedergegebenen in größerem Massstabe. Eine solche Feuerstelle wurde indessen nicht immer so einfach belassen, sondern mitunter auch architektonisch reich verziert. Auf der umstehenden Tafel ist die Kaminwand aus dem unteren Saale des Palas zu Gelnhausen gegeben, wo die Säulen und die Consolen erscheinen, welche den

Fig. 117.



Kamin aus dem *Donjon*
zu Friesach.

Schlotmantel trugen, so wie die Wände zu beiden Seiten des Kamins, welche gleich den eben genannten Theilen mit reichem Steinmetzwerk, mit Gliederungen und mit geometrischen, wie pflanzlichen Ornamenten bedeckt sind. Es ist von besonderem Interesse, das geflochtene Bandwerk mit der longobardischen Ornamentik der früheren Periode zu vergleichen, wie mit jenen Verzierungen, welche gleichzeitig in Italien zur Ausführung kamen. Wir geben in Fig. 118 u. 119 im gleichen Massstabe (1 : 20) einen einfachen Kamin vom XV. Jahrhundert mit der Bemerkung wieder, dass Deutschland, Frankreich und England, eben so aber auch Italien eine ganz grosse Anzahl solcher Kamine aus dem Mittelalter noch erhalten zeigen, bei welchen theilweise die Ausstattung sich bis zu außerordentlichem Reichthume an ornamentalem und figurlichem Schmucke steigert. Sie haben das Mittelalter weit überdauert, in manchen Ländern sich im Gebrauche erhalten und werden heute noch, wo es auf Ersparung

Fig. 118.

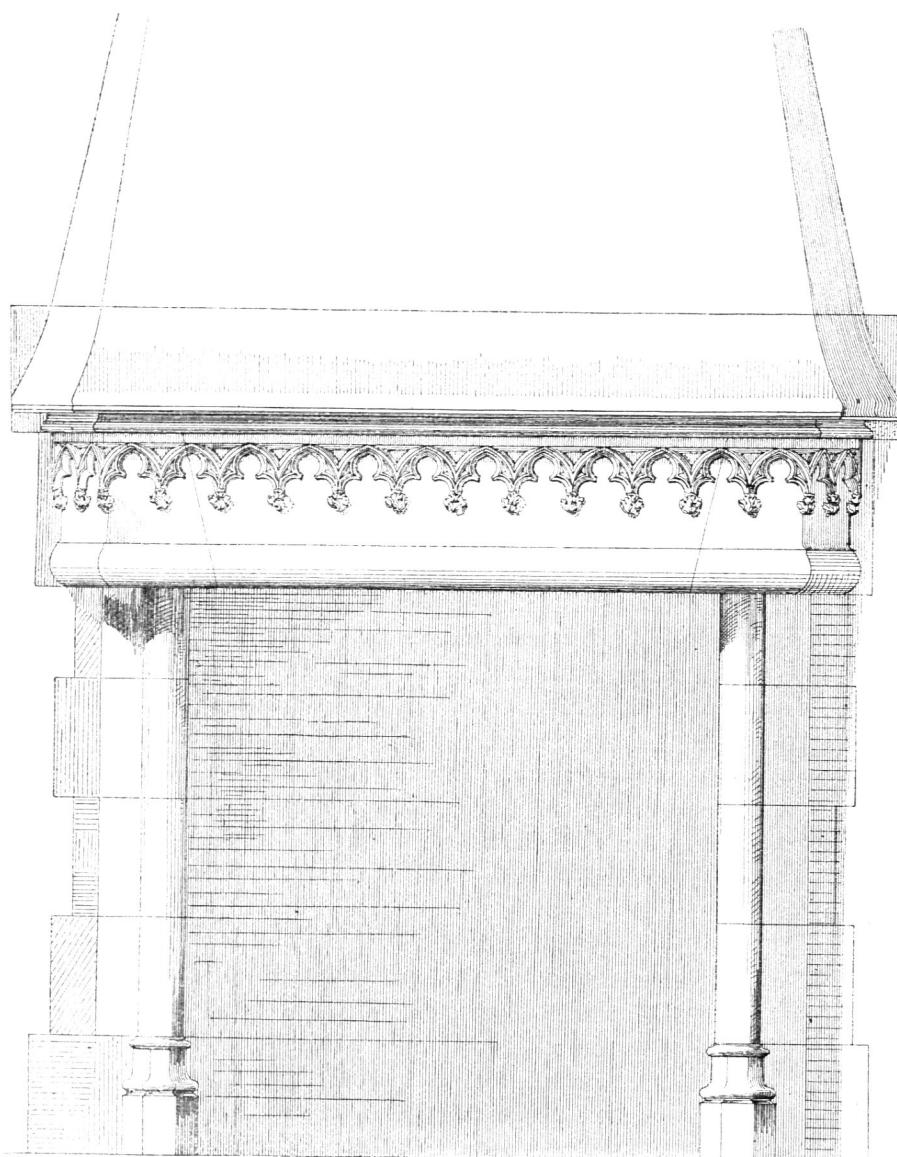
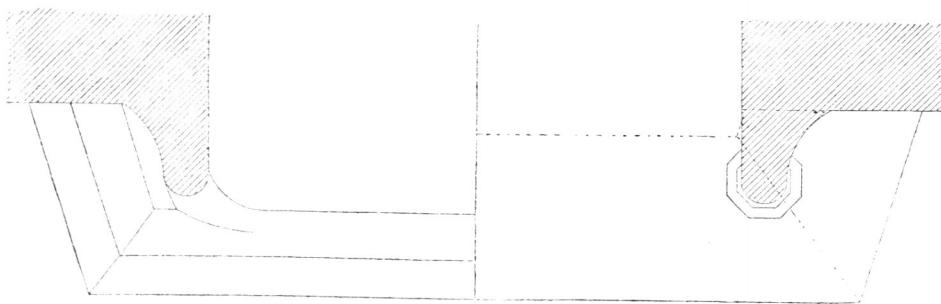
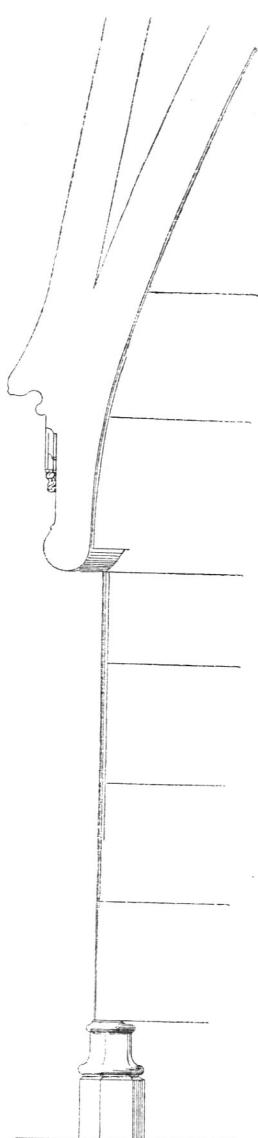


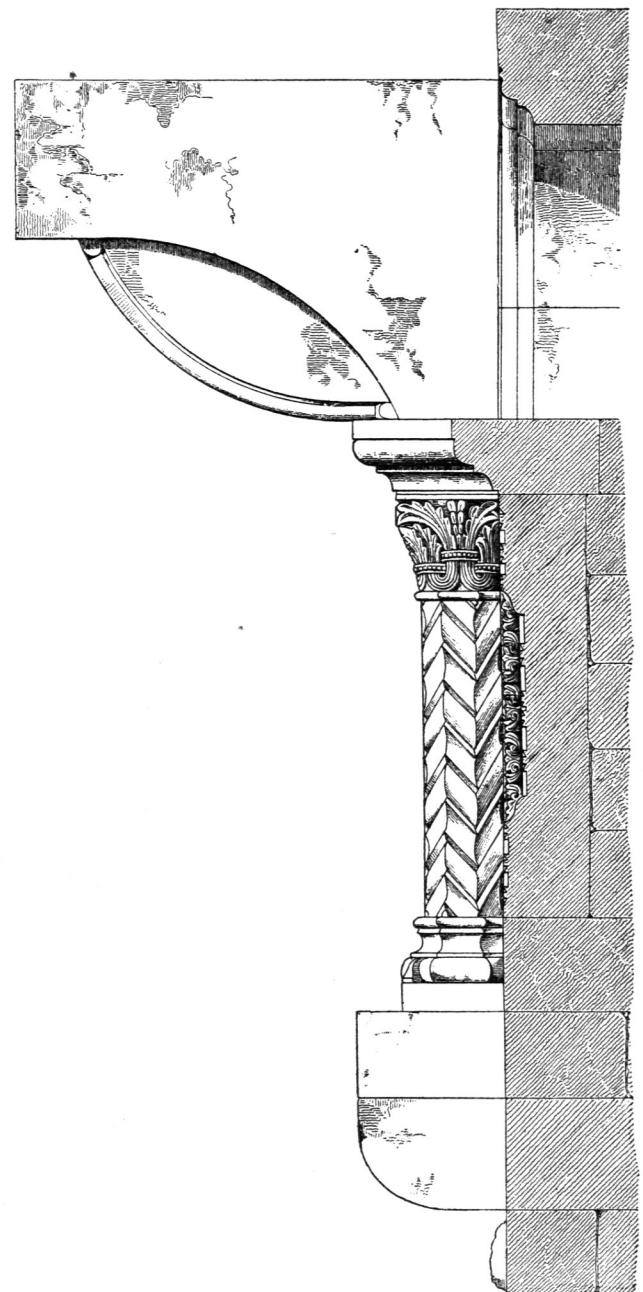
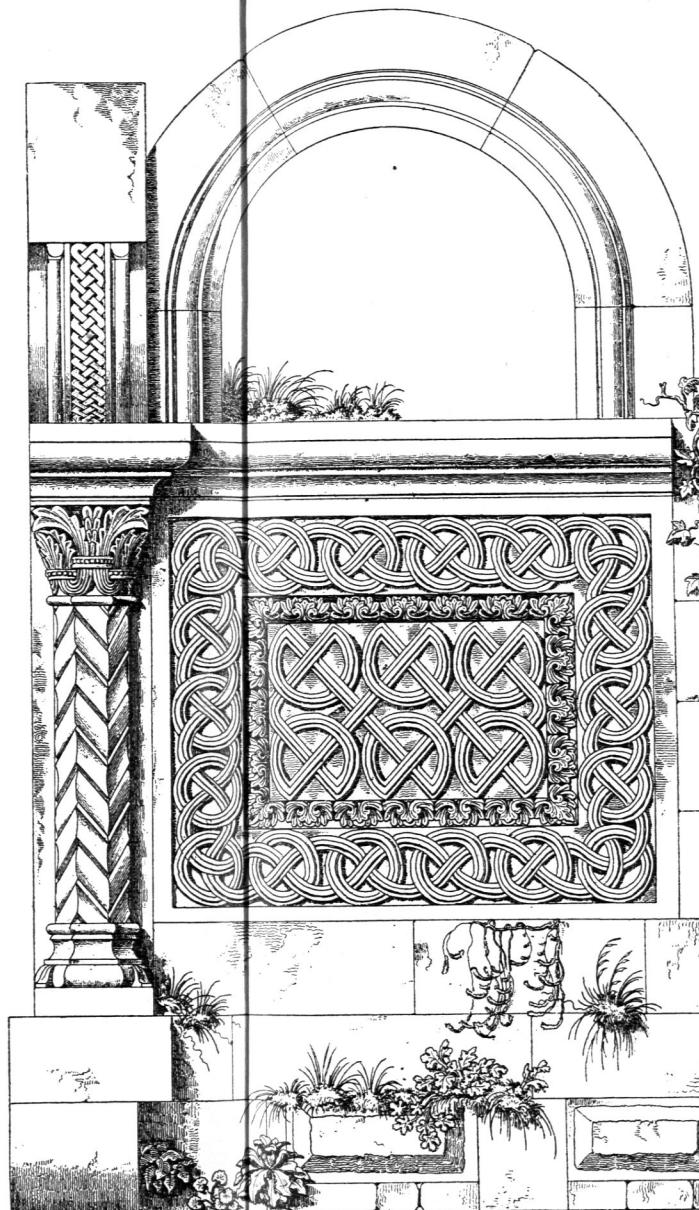
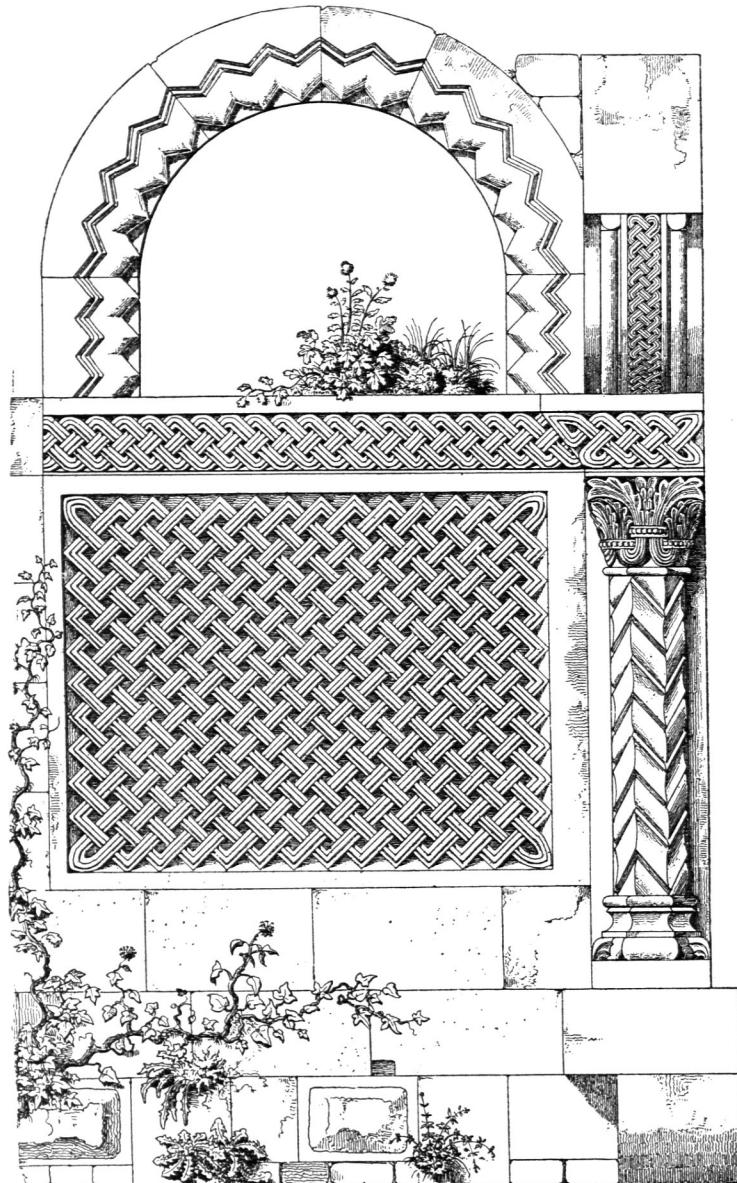
Fig. 119.



Kamin im Schlos Vayda-Hunyad.

 $\frac{1}{20}$ n. Gr.





Kaminwand im unteren Saale des Palas zu Gelnhausen.

1/20 n. Gr.

von Brennmaterial nicht ankommt, wegen der Annehmlichkeit, welche das Sitzen am offenen Feuer gewährt, viel benutzt. Sie hatten schon in der Frühzeit des Mittelalters ihre Concurrenz an den geschlossenen Oefen; indessen ist doch die verbreitete Annahme falsch, dass die Gegenden vollständig aus einander zu halten sind, wo man Kamine und wo man Oefen hatte. Im Germanischen Museum zu Nürnberg befinden sich nicht nur solche Kamine aus Südtirol und aus Köln, sondern auch mehrere, welche vormals in Bürgerhäusern zu Nürnberg selbst standen, in welcher Stadt die Ofenheizung zu allen Zeiten vorherrschte.

Fig. 120.

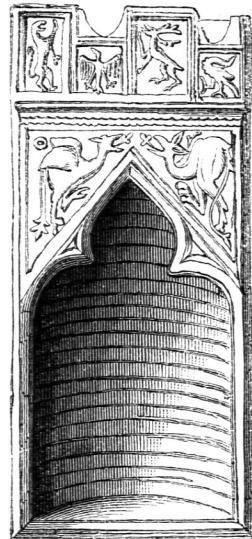


Fig. 121.

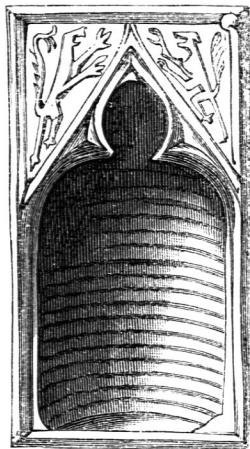


Fig. 122.

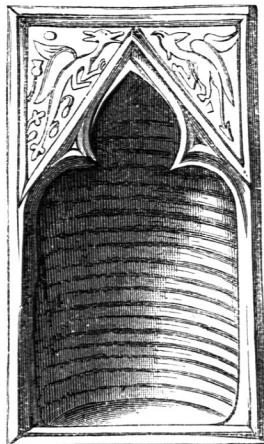
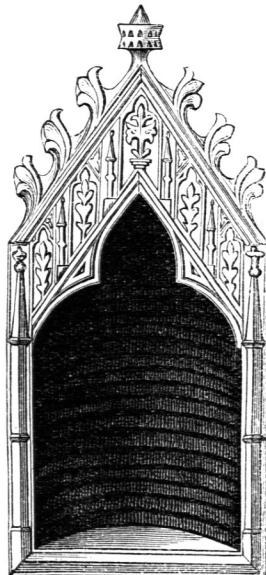


Fig. 123.



106.
Oefen

Was die Oefen betrifft, so scheinen aber auch sie hoch hinaufzugehen und deren ältestes Vorkommen auf dem Plane von St. Gallen eben so nachweisbar zu sein, wie jenes der Kamine. Dort sind in mehreren Räumen solche gezeichnet und durch die Beischrift *Fornax* deutlich als Oefen bezeichnet, wie an anderer Stelle die Bezeichnung *Caminus* auf die vorhin erwähnte Heizart hindeutet. Es können dies allerdings zu technischen Zwecken dienende Oefen sein. Es sind aber auch in manchen Räumen, die man sich als geheizt denken muss, Apparate in die Ecke gezeichnet, die nichts Anderes sein können, als Oefen. Wir meinen jene, welche insbesondere in kleinen Räumen vorkommen. In einem grösseren an der Nordseite aber finden sich dieselben allerdings in allen vier Ecken. Dies ist es insbesondere, was uns nicht daran denken lässt, Schlotmäntel in der Weise unserer Fig. 117 darin zu sehen. Wenn es Oefen sind, so denken wir uns dieselben ohne besondere Form

aus hohlen Kacheln so aufgemauert, wie man dieselben das ganze Mittelalter hindurch in Räumen, welche auf besondere Bedeutung keinen Anspruch machten, verwendet findet und wie sie heute noch da und dort auf dem Lande vorkommen, falls nicht die Alles ausspürenden Antiquare bereits die letzten angekauft und wenigstens die einzelnen Kacheln in öffentliche und Privatsammlungen gebracht haben.

Fig. 124.

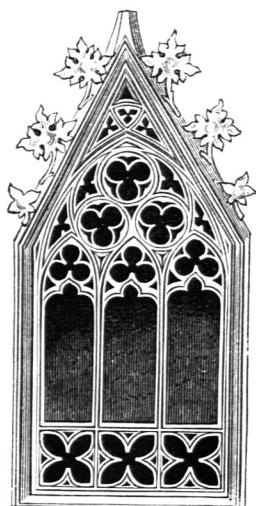


Fig. 125.

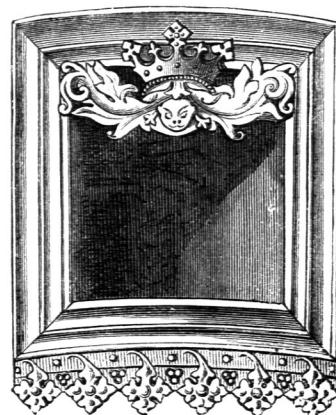


Fig. 126.



Fig. 127.



Fig. 128.

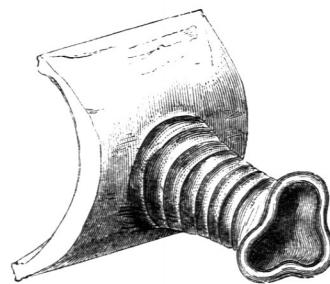


Fig. 129.



Fig. 130.

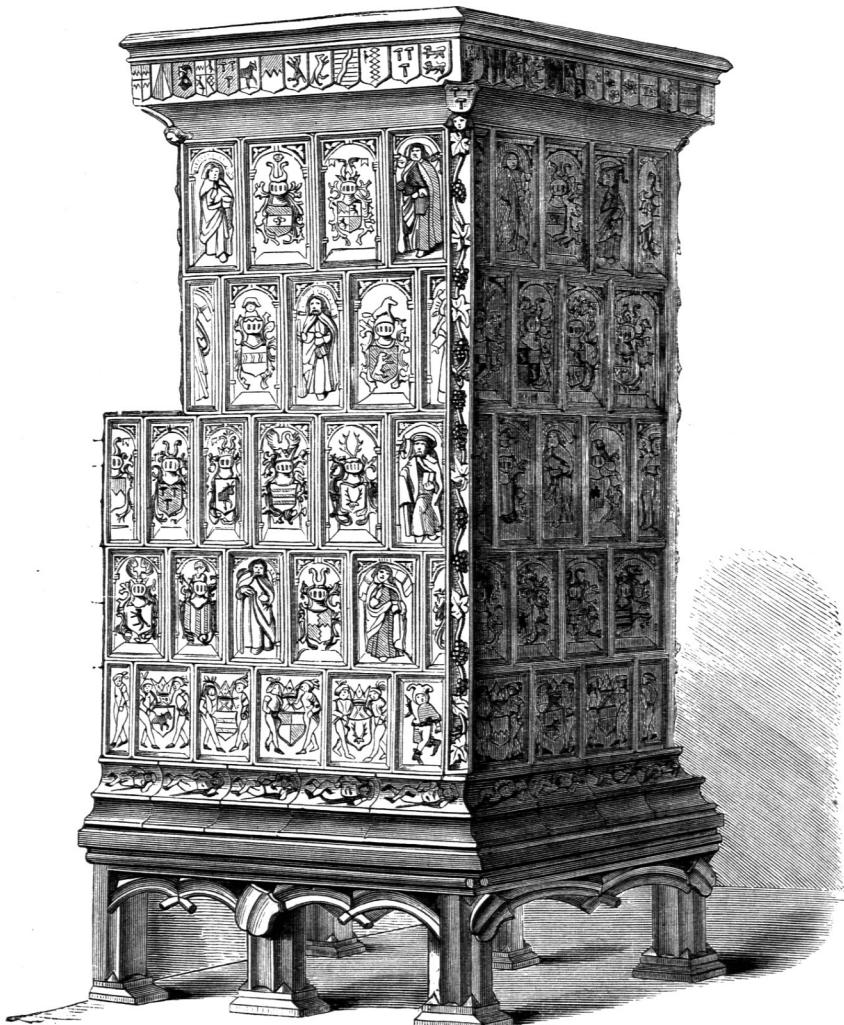


Fig. 131.



Vollständige Oefen, welche nachweisbar einer bestimmten Zeit des Mittelalters angehörten, sind uns erst aus dem XV. Jahrhundert erhalten; auch brauchbare Darstellungen, aus denen Sicherer über Form und Construction der Oefen nur vom Beginne des XV. Jahrhundertes erhalten wären, sind uns bis jetzt nicht vorgekommen. Einzelne Kacheln jedoch, welche bis in die Frühzeit des XIV. Jahrhundertes, vielleicht selbst in das XIII. zurückgehen, sind erhalten geblieben. In

Fig. 132.



Ofen aus dem Rathaus zu Ochsenfurt.

(Im Germanischen Museu zu Nürnberg aufgestellt.)

Fig. 120 bis 123 geben wir einzelne auf der 1399 zerstörten Burg Tannenberg in Hessen ausgegrabene Kacheln aus dem Museum zu Darmstadt, welche dem Beginn des XIV. Jahrhundertes entstammen mögen. Dieselben sind wie Krüge aus freier Hand geformt, dann in zwei Theile geschnitten und an eine aus einer Form gepresste durchbrochene Front gedrückt und verschieden glasirt. Auf diese Weise war es möglich, wenn sie mit Lehm zu einem runden oder quadratischen Körper aufgemauert

waren, eine Wand von ziemlicher Stärke zu erhalten und doch eine recht grosse Heizoberfläche zu bieten. Die dünnen Theile dieser Wand, die Tiefen der Kachelnischen, erwärmten sich bald; die dicken beim Zusammenstoßen zweier Kacheln hielten die Wärme lange an, und da man die Oefen gross genug baute, so wärmten sie auch entsprechend. In solcher Weise wurden die Kacheln bis zum Schlusse des XV. Jahrhundertes angefertigt, und die Meister liesen bei Verwendung der vorrätig vorhandenen Kacheln ihrer Phantasie freien Spielraum. Sie bauten Thürme mit Vor- und Rücksprüngen, viereckigen, runden, sechs- und achtseitigen Theilen zwischen einander.

Fig. 124 giebt eine Kachel, welche zu einem Ofen im Lorenzer-Pfarrhofe zu Nürnberg gehörte, an welchem durch mehrere eingezogene Reihen solcher Kacheln über einander eine Thurm spitze aufgemauert ist. Fig. 125 zeigt eine Kachel zur Herstellung einer Ausladung und Fig. 126 eine Bekrönungskachel; beide sind einem Nürnberger Ofen entnommen. Aus Tyrol stammen die beiden Kacheln in Fig. 129 u. 130, mit dem Wappen von Tyrol und Oesterreich geschmückt. Von einem Ofen aus der Sakristei der *St. Stefans-Kirche* zu Wien röhrt die in Fig. 131 dargestellte Kachel her. Württembergisch, wie das Horn und Geweih zeigen, ist die Kachel in Fig. 127, welche zur Herstellung einer Hohlkehle diente. Sehr charakteristisch erläutert die Rückseite dieser Kachel (Fig. 128) den Aufbau solcher Oefen. Der dünne Ansatz befestigte die einzelne Kachel in dem Wandkörper des Ofens, und je nachdem man durch Unterlegen von Ziegeltrümmern diesen Ansatz hob oder senkte, konnte man eine Fuss- oder Gesimsausladung aus einer Reihe solcher Kacheln darstellen. Verschiedenfarbige Glasur der Kacheln, die Mehrzahl grün, andere aber gelb und rothbraun, findet sich schon bei den Tannenberger und noch älteren Kacheln. Bunte Glasur der einzelnen Kacheln scheint erst im Schlusse des XV. Jahrhundertes aufzutreten. Aus solchen ganz bunten Kacheln ist der kleine Ofen auf einem fandsteinernen Unterfatze aufgemauert, welcher in Fig. 132 dargestellt ist; er befand sich früher im Rathause zu Ochsenfurt und steht nun im Germanischen Museum. Bemerkenswerth ist dabei, dass die Kacheln nicht mehr nischenförmig, sondern flach sind.

b) Die Gänge und Treppen.

107.
Umgänge
in den
Klöstern.

Wenn wir die Gänge oder Corridore der mittelalterlichen Bauten einer Be trachtung unterziehen wollen, so haben wir abermals zunächst die Klöster in Betracht zu ziehen, wo die heute sog. »Kreuzgänge« unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Diese haben in späterer Zeit eine gewisse kirchliche Erscheinung angenommen. Wir haben aber schon oben darauf hingewiesen, dass ihre ganze Anlage zeigt, wie sie nur eben in erster Linie eine Verbindung der Räume, welche dem Leben des Klosters dienten, bezo gen. Sehen wir auf den Plan von St. Gallen, so zeigt sich auf der Südseite der Kirche ein einen quadratischen Hof umgebender Gang, dessen Ostseite das Dormitorium, dessen Südseite das Refectorium, dessen Westseite ein Keller, auf welchem oben ein Aufbewahrungsort oder eine Vorrathskammer sich befindet, ein nehmen. In der Ecke zwischen dem Keller und der Kirche befand sich der Zugang in das Innere des Klosters; ein Eingang in die Kirche war nicht vorhanden, sondern nur in den als Vorraum des Schlafsaales dienenden, dem späteren Kapitelsaal entsprechenden Raum, von welchem aus der Zugang zum Schlafsaale, wie zur Kirche genommen wurde; es kann sich hier nicht um einen Raum für kirchliche Ver richtungen handeln; es ist eben also ein Gang angelegt, ein Gang, welcher lediglich Gebrauchs zwecken des Hauses diente. Wir haben auf dem Plane keinen Maßstab;

allein wenn wir aus der Stellung der Tische und Betten für das Refectorium eine Breite von 8 m, für das Dormitorium eine solche von 9 m annehmen, so hat der Gang etwa 3 m Breite. Wir sehen, dass er in der Mitte jedes Flügels eine Thür und dass jeder Flügel zu beiden Seiten der Thür je 4 Rundbogenfenster hatte. Die Gänge sind im Plane mit dem Namen *Porticus* bezeichnet, und es kommt auch unseres Wissens im späteren Mittelalter zu keiner Zeit eine Bezeichnung vor, deren genaue Uebersetzung das ganz moderne Wort »Kreuzgang« hieße, sondern nur eben *Ambitus*, *Circutus* und ähnliche Worte, welche einfach »Umgang« zu übersetzen sind. Wann das Wort Kreuzgang entstanden und ob es überhaupt alt ist, vermögen wir hier nicht fest zu stellen. Das *Grimm'sche Wörterbuch* bezeichnet ihn als Säulengang oder Halle, in denen der Kreuzgang, d. i. der kirchliche feierliche Umzug, wo man mit dem Kreuze oder mit Kreuzen geht, »gieng, bei üblem Wetter, zur Andacht an den Gräbern«. Uns scheint diese Definition der mittelalterlichen Anschauung nicht zu entsprechen, und im Programm, welches den Baumeistern für die Klosterbauten gegeben wurde, wurde wohl nichts Anderes, als eine Anlage in der Bedeutung des Ganges in jedem Palaste oder Hause vorgezeichnet.

Fig. 133.

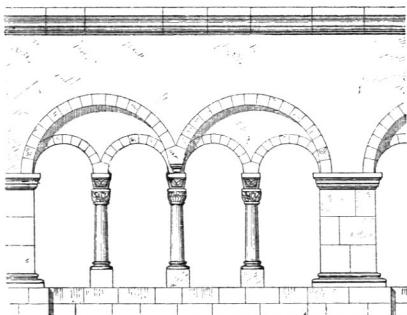
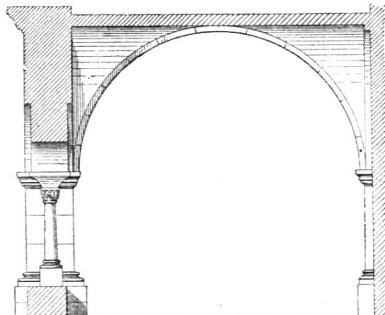


Fig. 134.

Kreuzgang in *St. Maria auf dem Capitol zu Köln* ¹²⁶⁾.r₁₀₀ n. Gr.

Welcher unter den erhaltenen »Kreuzgängen« der älteste ist, vermögen wir nicht nachzuweisen. Wir finden solche mit flachen Holzdecken und mit Gewölben versehen, die dem XII. Jahrhundert angehören. Einzelne mögen noch in das XI. Jahrhundert hinaufgehen. Wir haben unter den gewölbten als den ältesten deutschen wohl jenen von *St. Maria auf dem Capitol* in Köln (Fig. 133 u. 134 ¹²⁶⁾) anzusehen, von welchem allerdings nicht alle Gewölbe mehr erhalten sind.

Es sind dort, wie Fig. 133 zeigt, den einzelnen Gewölbeabtheilungen entsprechend, quadratische Pfeiler angeordnet; schwache Wandpfeiler entsprechen diesen frei stehenden, von welchen Gurtbögen in folcher Entfernung ausgehen, dass zwischen denselben quadratische Felder entstehen, die mit einfachen rippenlosen Kreuzgewölben bedeckt sind. Zwischen diesen Pfeilern stehen Säulen, welche beiderseits angedane Kämpfersteine tragen, über dessen mittlerem noch einmal eine Console eine weitere Ausladung giebt, so dass zwei grössere Bogen und unter denselben vier kleine angeordnet werden konnten. Indes sind nicht alle Flügel dieses Ganges in der Architektur gleich. An anderer Stelle stehen nur zwei Säulen mit drei Bogen, deren mittlerer grösser ist, als die beiden seitlichen zwischen je zwei Pfeilern. Die gesammte Fenster-Architektur ist restaurirt, so dass aus dem Charakter eine genaue Feststellung der Zeit, in welcher das Werk entstanden, kaum möglich ist. Wir möchten glauben, dass es nicht zu lange nach der in der Mitte des XI. Jahrhundertes erfolgten Fertigstellung der Kirche entstanden ist, und daher daselbe an die Wende des XI. und XII. Jahrhundertes setzen.

¹²⁶⁾ Nach: BOISSERÉE, a. a. O.

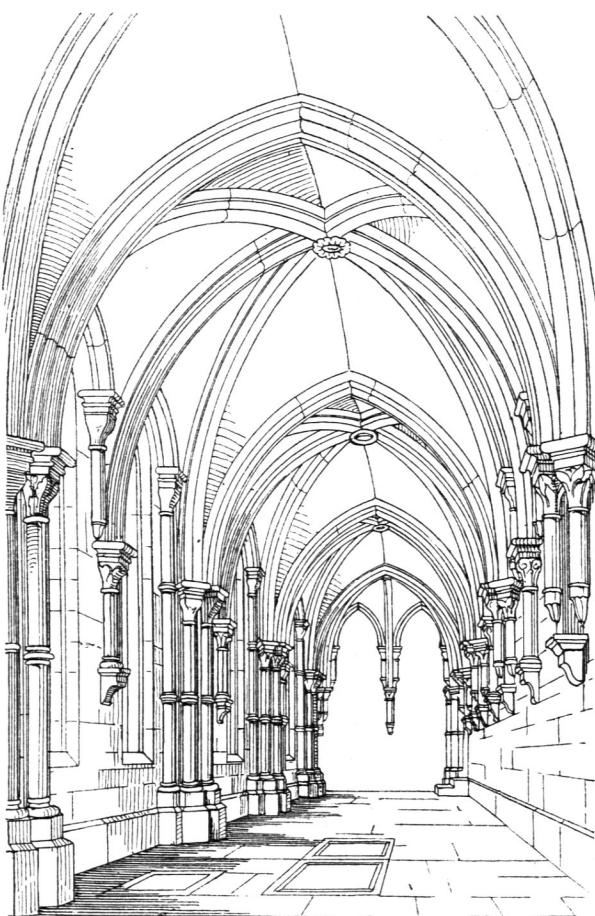
Wir dürfen diesen Kreuzgang nicht bloß zu den ältesten Deutschlands rechnen; er ist überhaupt an sich sehr alt; denn es ist kein Grund zu zweifeln, daß er sich dem Neubau der Kirche bald angeschlossen hat, somit nicht zu weit nach der Mitte des XI. Jahrhundertes zur Beendigung kam. In Frankreich allerdings haben wir ältere, so zu Puy-en-Vélay¹²⁷⁾.

Es ist darin im Wesentlichen auch der Charakter der Gang-Architekturen des XII. Jahrhundertes wiedergegeben; kaum etwas hatte sich nach Ablauf von 100 Jahren geändert. Nur bei jenen Gängen, welche nicht auf Wölbung angelegt sind, ist die Zwischenfügung der Pfeiler zwischen die Säulen weniger regelmäßig. Wir verweisen hier auf die Corridore des Wartburg-Palas, des sog. Landgrafenhauses, welche allerdings nicht ganz 3 m Breite haben, aber genau wie ein Flügel solcher »Kreuzgänge« konstruiert sind und den deutlichen Beweis liefern, daß zwischen den »Kreuzgängen« der Klöster und den Gängen anderer Gebäude gar kein Unterschied besteht.

Mit dem Beginne des XIII. Jahrhundertes nimmt, wie die gesammte Architekturausbildung, so auch jene der Umgänge eine beträchtliche Entwicklung. Größere Zierlichkeit kommt in die Constructions-Elemente, größere Feinheit in die Gliederung, eigenthümliche Frische in die Ornamentik; aber die Construction im Ganzen bleibt sich im Wesentlichen gleich. So unterscheidet sich insbesondere der Umgang zu Heiligenkreuz bei Wien nur durch die Zierlichkeit der Gliederung und durch die Schlankheit, ja Düntheit der Säulen von den Werken des XII. Jahrhundertes¹²⁸⁾.

Ungefähr gleichzeitig damit, aber ganz anders in seiner Construction ist der Flügel des Klosters zu Maulbronn (Fig. 135 bis 139¹²⁹⁾).

Derselbe hat eine Breite von $4\frac{1}{2}$ m bei ungefähr 5 m Scheitelhöhe. Die Länge der einzelnen Abtheilungen beträgt ebenfalls 5 m. Sie bilden also nicht vollständige Quadrate. Die Gewölbe sind



Kreuzgang im Kloster zu Maulbronn¹²⁹⁾.

¹²⁷⁾ Siehe: VIOLETT-LE-DUC, a. a. O., Bd. 3. Paris 1859. S. 413.

¹²⁸⁾ Siehe: HEIDER, G., R. v. EITELBERGER & J. HIESER. Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates. Stuttgart 1858. S. 48 u. Taf. IV.

¹²⁹⁾ Nach: DOHME, R. Geschichte der deutschen Baukunst. Berlin 1885–88 — und: PAULUS, E. Die Cisterzienser-Abtei Maulbronn. Stuttgart 1873–79.

sechskappig; die Rückwand des Ganges ist unten vollständig glatt; die Gewölbeanfänge treten auf einer zierlichen Consolen- und Säulen-Architektur aus der Wand heraus; auf der Fensterseite dagegen sind für die Hauptbögen stark vortretende Wandpfeiler mit fünf angelehnten Säulchen angeordnet; nur für die Zwischenrippe ist die gleiche Anordnung, wie an der Rückwand getroffen. In jeder dieser durch die Zwischenrippe gebildeten Gewölbehälften steht ein schlankes, einfaches Spitzbogenfenster. Im Aeußeren

Fig. 136.

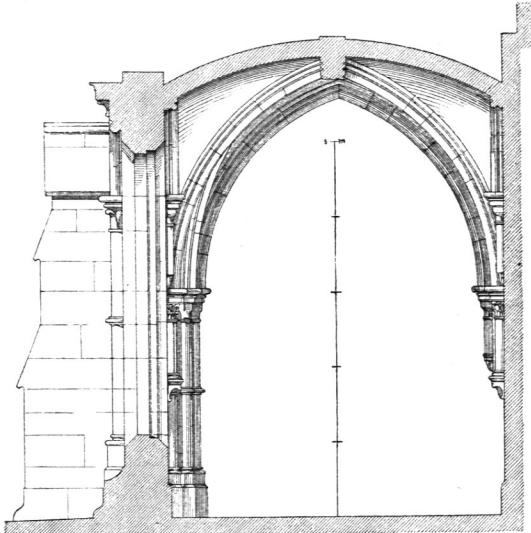


Fig. 137.

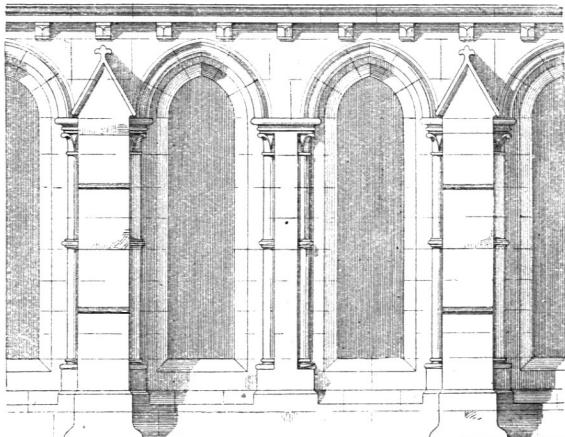


Fig. 138.

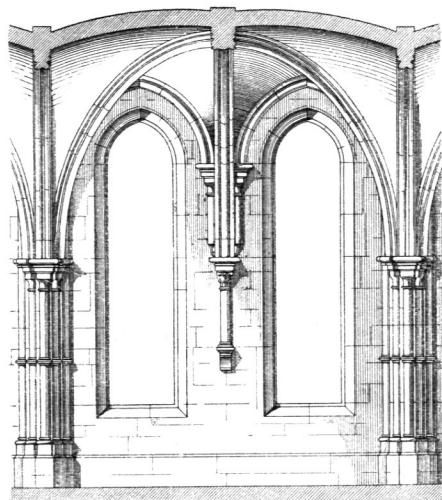
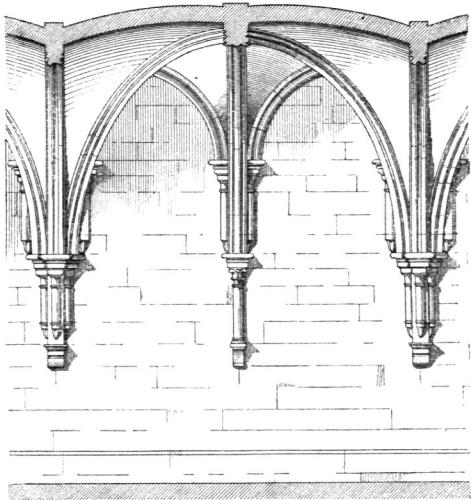


Fig. 139.



Vom Kreuzgang des Klosters zu Maulbronn¹²⁹⁾.

$\frac{1}{100}$ n. Gr.

ist daselbe noch von zwei Säulchen umfäumt, welche einen gliedernden Spitzbogen tragen. Wie in Zwettl sind auch hier starke Strebepfeiler, den inneren Hauptbogen entsprechend, angelegt, so dass mit der Wand und dem Pfeilervorsprunge sich unten ein 2,3 m starkes Widerlager dem Spitzbogen von nur 3,5 m lichter Spannweite entgegenstemmt. Nichts desto weniger ist auch hier der Eindruck kein schwerfälliger, und die duftige Poësie, welche den Werken der ersten Hälfte des XIII. Jahrhundertes folch eigenartigen Reiz verleiht, spricht sich auch hier voll und ganz aus.

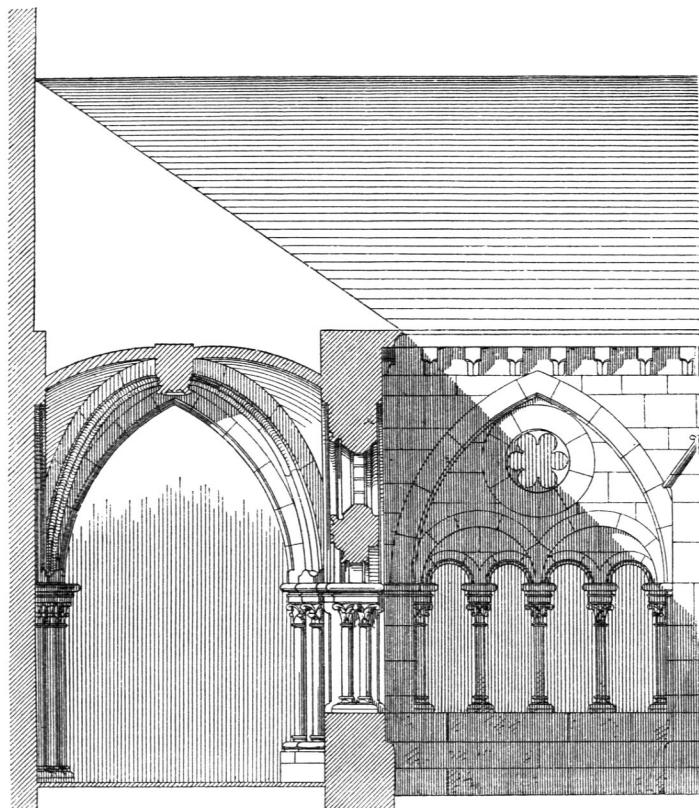
Die Einführung des Spitzbogens und der Diagonalrippen, letztere zwar reich profiliert, aber doch stark im Verhältnis zu den dünnen, scheinbar tragenden Säulen, giebt einen anmuthigen Gegensatz. Ein recht bezeichnendes Beispiel ist der Kreuzgang des Stiftes zu Zwettl (Fig. 140 u. 141¹³⁰), bei welchem von einem stützenden Pfeiler zum anderen grosse Spitzbögen geschlagen sind, unter welchen die Fenster-Architektur als bloße Füllung da steht.

Im Verhältnis zum Gange bei *St. Maria auf dem Capitol* ist der Zwettler scheinbar viel leichter und erscheint für das Laienauge geradezu kühn; und doch ist ein wesentlich grösserer Massenaufwand hier entwickelt, als dort. Dort weit gesprengte rundbogige Kreuzgewölbe, deren Stärke nicht messbar, weil nicht zugänglich, aber wahrscheinlich viel grösser ist, als wir sie gezeichnet haben, gegen die viereckigen Pfeiler gespannt; hier bei etwas geringerer Breite, aber allerdings anderthalbfacher Höhe beiderseits stark hervortretende gegliederte Pfeiler, so dass die Hauptbogen der Gewölbe nur eben 3 m lichte Spannung behalten; außen noch Strebepfeiler vorgelegt gegen ein leichtes spitzbogiges Gewölbe. Nur die Dünne der Säulen giebt jenen überraschenden Eindruck, weil sie trotz ihrer Dünne zu tragen scheinen, in der That aber doch nur ruhig unter den Entlastungsbogen stehen.

In die grosse Reihe dieser Gänge vom Beginne des XIII. Jahrhunderts gehört auch jener Flügel des Kreuzganges am Münster zu Aachen, welchen wir in Fig. 142¹³¹ abbilden.

Er steht jenem zu Zwettl nahe; nur haben die Gewölbe keine Diagonalrippen. Auch ist die Umbildung des Galerienfensters zum Maßwerk schon einen Schritt weiter gediehen, indem nicht bloß unter dem grossen Spitzbogen über den beiden mittleren sich ein Durchbruch befindet, sondern auch über den kleinsten unter den beiden mittleren. Letztere sind in Zwettl auf der einen Seite noch halbkreisförmig, hier in Aachen spitzbogig. Die Anordnung, dass jene Säulen, welche die mittleren Bogen tragen, doppelt hinter einander stehen, ist bei beiden gleich. Alle diese Fenster sind so wenig als jene Galerien der Fürstenhallen auf Verschluss berechnet; wenn wir solchen jedoch bei den Fenstern des vorhin erwähnten Flügels des Maulbronner Ganges angelegt finden, so ist dieser eben eine Ausnahme. Er dürfte auch nicht wirklich verglast gewesen sein; sonst wäre es auf-

Fig. 140.



Vom Kreuzgang des

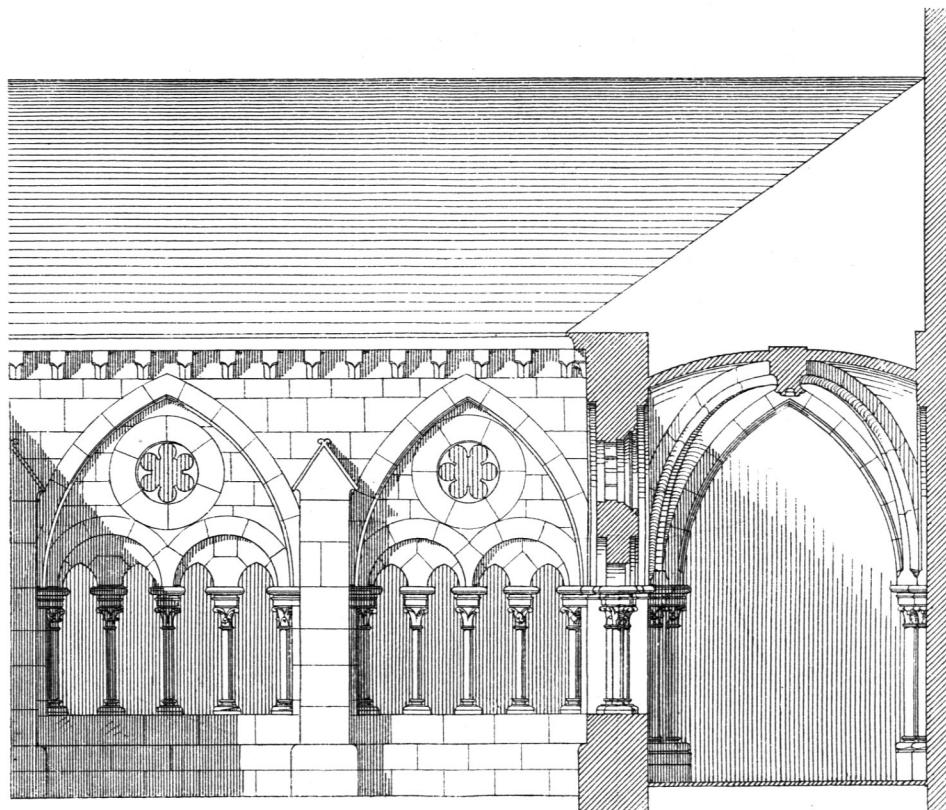
1/100

¹³⁰⁾ Nach den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.¹³¹⁾ Nach: BOCK, F. Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters. Köln u. Neufs.

fallend, daß ein jüngerer Flügel desselben Umganges wieder auf offene Anlage berechnet ist. Der Spitzbogen ist dort nur in zwei Bogen getheilt, welche durch eine Gruppe von vier an einen runden Kern gelehnten, runden Säulen untertheilt sind. Aehnliche Gruppen stehen an den Kanten des Fensters, so daß also ein Anschluß einer Verglasung undenkbar ist. Wir werden bei Betrachtung der Fensterbildungen auf diesen Kreuzgangflügel zurückkommen.

Auch in Frankreich fühlte man damals noch nicht das Bedürfnis, die Gänge zu schließen. Fig. 143 giebt ein Stück des Grundrisses des Ganges zu *Saint-Jean-des-Vignes*¹³²⁾, auf welchen wir bei Betrachtung der Fenster ebenfalls zurückkommen werden. Er hat aber das Eigenthümliche, daß, während er unten unverschließbar

Fig. 141.



Stiftes zu Zwettl¹³⁰⁾.

n. Gr.

ist, das bereits vollständig entwickelte Maßwerk über den offenen unteren Oeffnungen zur Aufnahme von Glasmalereien eingerichtet ist.

Ein ursprünglich ganz einfacher Gang tritt uns in dem Franziskaner-Kloster zu Bozen entgegen. Die Fenster bestehen aus Gruppen von je 5 profilierten Kleeblattbögen, welche sich zwischen ungleichen Pfeilern auf je 4 dünne Säulchen stützen. Der 3,75 m breite und 5,00 m hohe Gang (Fig. 144) war ursprünglich nicht gewölbt, sondern hatte nur eine flache Holzdecke, die erst im XV. Jahrhundert mit einem Gewölbe vertauscht wurde.

¹³²⁾ Nach: VIOLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. 3. Paris 1859. S. 444.

Fig. 142.

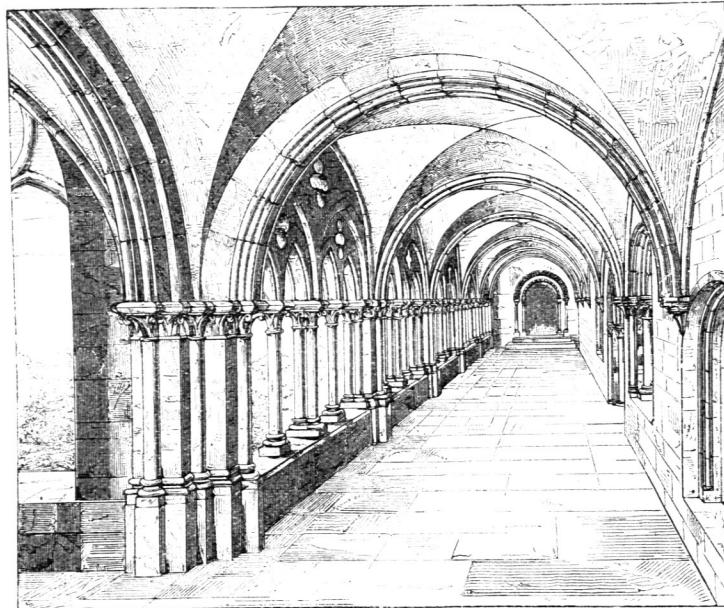
Kreuzgang am Münster zu Aachen¹³¹⁾.

Fig. 143.

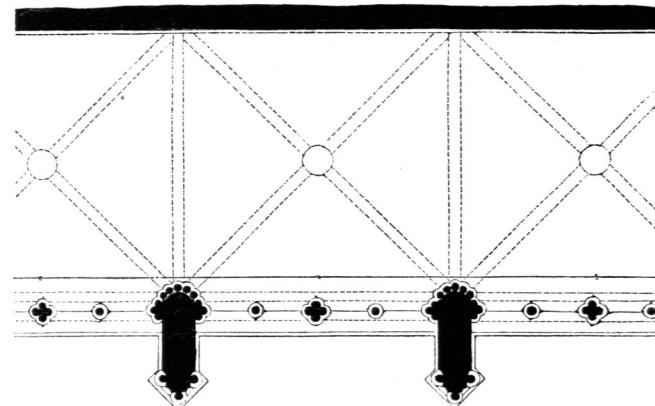
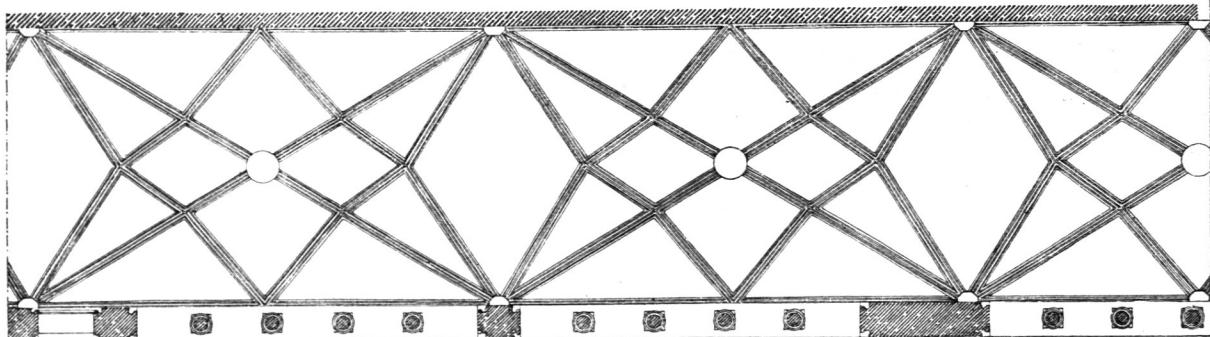
Vom Kreuzgang zu *Saint-Jean-des-Vignes*¹³²⁾. $1/100$ n. Gr.

Fig. 144.

Vom Kreuzgang des Franziskaner-Klosters zu Bozen. — $1/100$ n. Gr.

Auch im XIV. und XV. Jahrhundert gilt, was wir oben vom XII. gesagt haben. Ein Unterschied zwischen den Gängen in Klöstern und solchen in bürgerlichen Häusern besteht nicht.

Befondere Aufmerksamkeit verdient, wie alle Theile der Marienburg, der Gang vor der Wohnung des Grofsmeisters (Fig. 145¹³³⁾), weil zwischen den Spitzbogen- gewölben die horizontal geschlossenen Fenster eine eigene Erscheinung bieten, die ^{108.} ^{Gänge des} XIV. und XV. Jahrh.

Fig. 145.

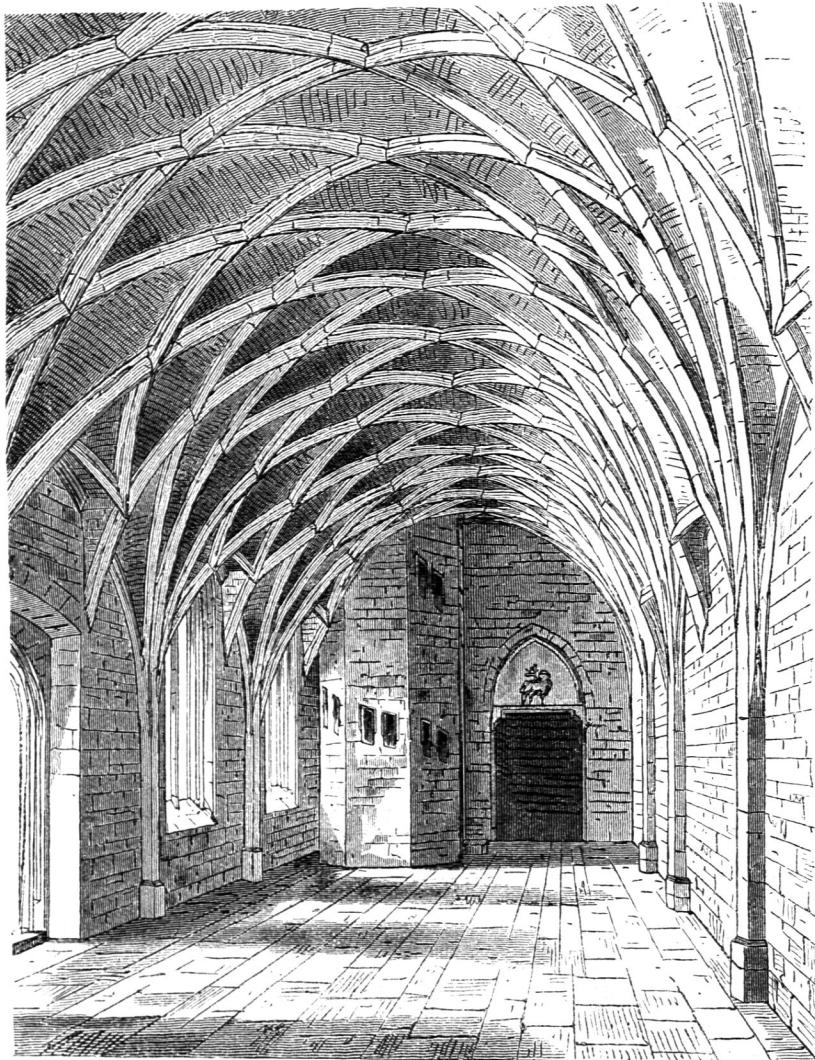
Gang vor der Wohnung des Grofsmeisters in der Marienburg¹³³⁾.

übrigens auch an Gängen bei den Kirchen vorkommt, so z. B. bei jenem an St. Severin zu Köln. Mit der Entwickelung des Gewölbebaues im XIV. und XV. Jahrhundert nahmen auch hier die Rippen der Kreuzgewölbe jene dünne Form und schlanke Profilirung an, wie sie bei allen Gewölben üblich wurde. Die Hauptgurte wurden ebenfalls schmal,

¹³³⁾ Nach: FRICK, a. a. O. — Auch bei Fig. 145 ist zu bemerken, dass sie nur aus gleichem Grunde, wie Fig. 103 (S. 125) aufgenommen worden ist; in einer etwaigen neuen Auflage wird eine andere Abbildung gegeben werden.

wie die Rippen. Die vortretende Wandgliederung fällt weg, und von ganz kleinen Confolen gehen die Rippen aus. Die Maßwerkfenster erscheinen vollkommen durchgebildet, Anfangs mit einfachen, später mit immer reicherem Verschlingungen im oberen Theile, aber stets mit Falz versehen zur Einführung einer Verglasung. So sind z. B. die Gänge der Karthause zu Nürnberg durchgebildet, einfach aber wirkungs-

Fig. 146.



Gang im Kloster zu Maulbronn.

voll in der Erscheinung. Später erhalten die Gewölbe in ihrem Rippenwerke reiche Zeichnungen von Sternen und Netzen (Fig. 144). Die Rippen durchschneiden sich und schneiden sich an der Wand, so wie an etwa vorhandenen kapitelllosen Säulchen und Pfeilerchen an. Das Maßwerk der Fenster nimmt wilde und unorganische Zeichnungen für seine Verschlingungen an; alle Weichheit der architektonischen Linien

schwindet. Wir geben in Fig. 146 als Beispiel eines solch späten Ganges jenen, welcher in Maulbronn östlich vom Hauptkreuzgange die unter Clausur liegenden Räume in schrägem Laufe mit der Abtswohnung verbindet.

Waren solche Gänge auch in den Klöstern erster Linie nichts Anderes, als die Verbindung häuslicher Räume unter sich, so erhielten sie allerdings etwas Feierliches durch ihre Bewohner und deren Lebensweise. Wenn stillen Schrittes die Mönche, Gebete murmelnd und dem Begegnenden als Gruß ein *Memento mori* zurufend, durch die Hallen wandelten, so gab dies der Erscheinung einen feierlichen Ernst. Wenn die Wände mit religiösen Bildern bedeckt waren, jenen in den Kirchen ganz ähnlich,

Fig. 147.

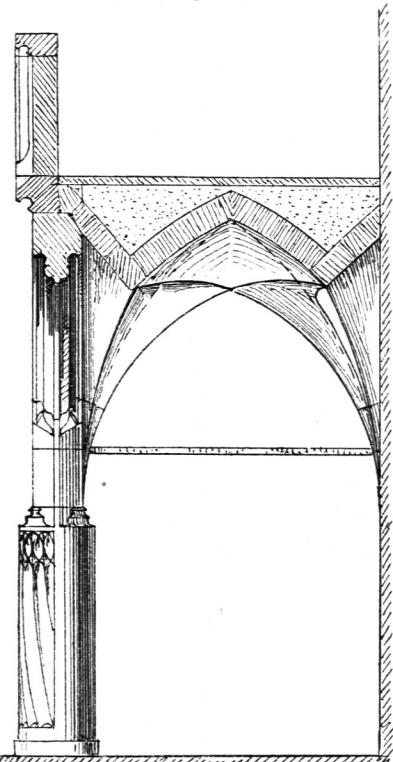
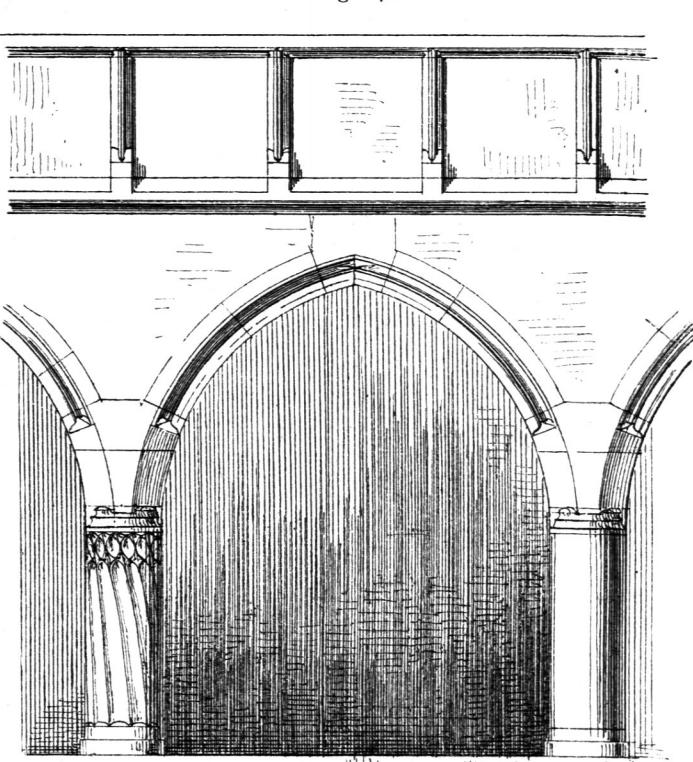


Fig. 148.



Bogengang im Collegium Jagellonicum zu Krakau.

 $\frac{1}{50}$ n. Gr.

wenn das Bild des Gekreuzigten, wenn Figuren der heiligen Jungfrau und anderer Heiligen an allen hervorragenden Stellen in ergreifender Plastik, von brennenden Lichten oder Lampen umgeben, aufgestellt erschienen und im Anblicke derselben die Klosterbewohner ihre Gebete verrichteten, so erhöhte dies den feierlichen Ernst. Aber der gleiche Fall tritt uns auch im Speisesaal und im Schlafsaal des Klosters entgegen, welche doch dort auch keinem anderen Zwecke dienten, als im Palaste und im Bürgerhause. Diese Ausstattung war auch im Mittelalter nicht eigentlich verschieden von jener, welche das Haus zeigte, wenn es überhaupt künstlerischen Schmuck erhielt. Jene Räume sind ja selten, in welchen, wie in Regensburg, Kämpfe oder, wie in Runkelstein, Tänze dargestellt sind. Meistens waren auch in den Häusern religiöse Darstellungen als Schmuck verwendet, und sicher fehlte kaum in irgend einem ein plastisches Kruzifix oder ein Heiligenbild, vor welchem eine Lampe brannte.

Eine religiöse Bedeutung, welche übrigens auf die Architektur derselben gar keinen Einfluss hatte, erhielten die Gänge der Klöster dadurch, dass sie im Anschlusse an die Kirche und Capellen, an den mittleren Hof und den Kapitelsaal als Begräbnisstätten, nicht bloß für die Klosterinsassen, sondern auch für Wohlthäter des Klosters aus dem Laienstande benutzt wurden, dass dem gemäß Grabsteine den Boden und Erinnerungsmale die Wände bedeckten. Aber das Bewusstsein der idealen Verbindung der Lebendigen mit den Todten in der christlichen Kirche war so fest gewurzelt, dass allenthalben die Begräbnisse in den Städten selbst fest gehalten wurden, sogar in den grösseren Häusern, in den Palästen und auf den Burgen, wo die Capellen als Grabstätten dienten. Wir haben im vorhergehenden Bande (erste Hälfte) dieses »Handbuches« wiederholt auf die altchristliche, selbst vorchristliche Sitte hingewiesen, den Todten ihre Stätte mitten unter den Lebenden zu bereiten und haben hier nur die Fortdauer jener Sitte unter Anderem auch in den Kloster-gängen zu finden.

109.
Offene
Gänge um die
Höfe.

Wenn solche Gänge grösstentheils in den Klöstern sich finden, so hat dies feinen Grund darin, dass das Bedürfniss und die Räumlichkeiten in bürgerlichen Gebäuden seltener solche Gänge nöthig und möglich machen. Wo dies aber der Fall war, weisen dieselben auch keinen Unterschied von den in den Klöstern vorkommenden auf. Nur war in bürgerlichen Häusern mitunter der freie Verkehr durch den von Gängen umschlossenen Hof so wichtig, dass im Erdgeschoss nicht Fenster, sondern Pfeiler- und Säulenstellungen, den Lauben ähnlich, wie sie im Aeuferen der Gebäude sich finden, vorgezogen wurden. Wir haben im sog. alten Schlosse der Marienburg, wie in einer Reihe von Deutschordenschlössern solche einen viereckigen Hof umgebende Corridore in mehreren Geschossen über einander; unten sind sie offene Pfeiler- oder Säulenhallen; in den oberen Geschossen, wo eine Brustwehr sich von selber ergab, über welcher sich die Fenster erhoben, fehlt nur die klösterliche Ausstattung, um sie zu Kloster-gängen zu stempeln.

Aehnliche Hallen und Lauben finden sich im Wohnhausbau recht häufig. Wir haben in Art. 79 (S. 92) von Nürnberger Häusern gesprochen, deren Höfe in mehreren Geschossen von solchen umzogen sind. Dort findet es meist verhältnismässig dünne Säulen, in mehreren Geschossen über einander, in welche die Gliederungen flacher Bogen einschneiden. Im Inneren solcher Gänge ist der Eindruck, welchen der Beschauer empfängt, mit jenem der Kreuzgänge sehr verwandt. Als Beispiel einer

Fig. 149.

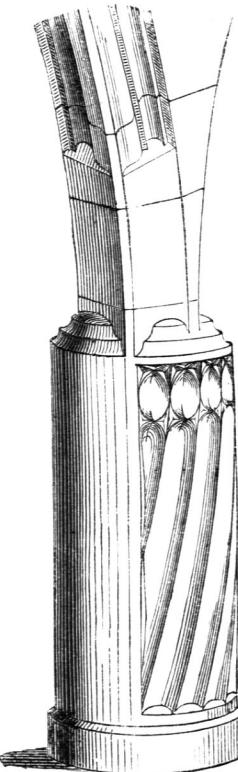
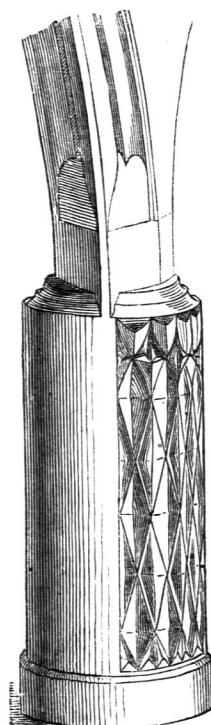
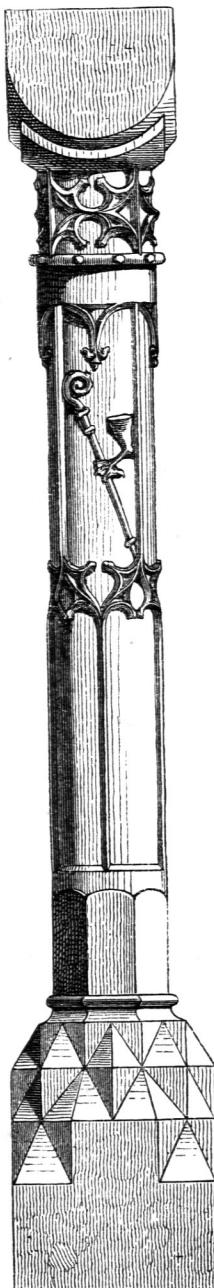


Fig. 150.



Säulen des Bogenganges im *Collegium Jagellonicum*
zu Krakau.

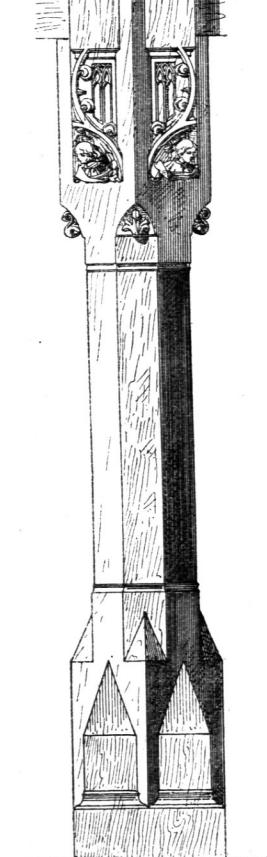
Fig. 151.



Steinsäule
in der Abtswohnung
zu Maulbronn.

1/25 n. Gr.

eigenartigen solchen Anlage geben wir, unter Verweisung auf die Grundrisse auf der Tafel bei S. 73 hier in Fig. 147 u. 148 den Bogengang aus dem *Collegium Jagellonicum* zu Krakau wieder und fügen in Fig. 149 u. 150 die perspektivische Ansicht zweier Säulen bei. Bemerkenswerth erscheint nur, dass die kurzen Säulen nicht bloß kein Kapitell haben, sondern dass auch die auf denselben stehenden Bogen nebst ihrer Uebermauerung dünner sind, als die Säulen. Von der Gewölbe-Construction wird in einem folgenden Hefte in Verbindung mit anderen die Rede sein.



Holzpfeiler
in der alten Residenz
zu München.

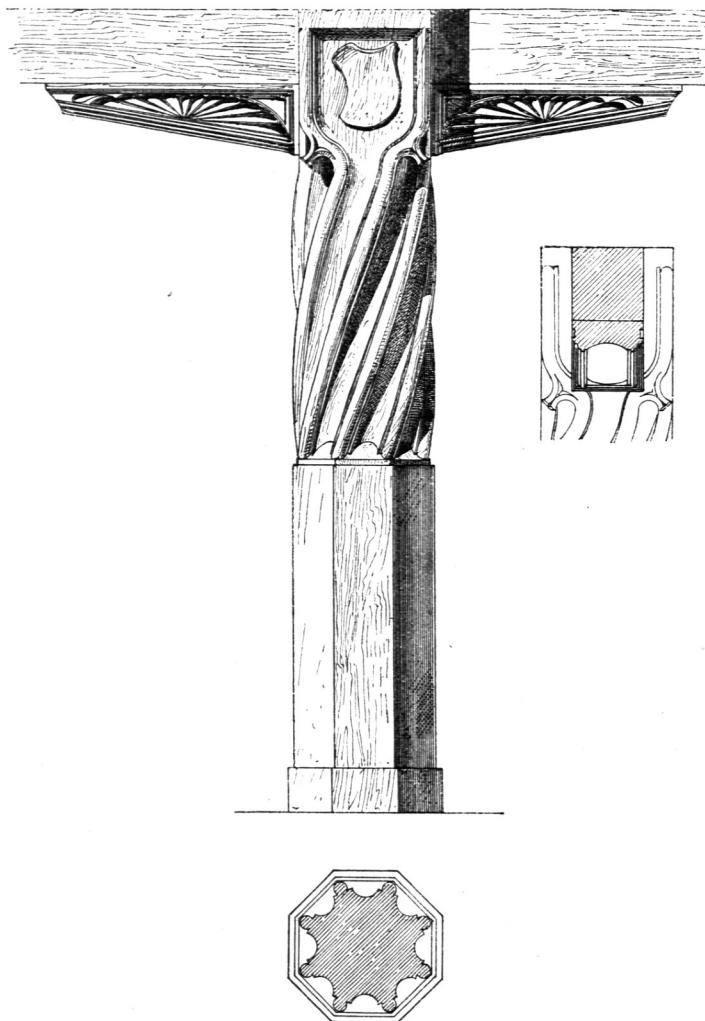
1/25 n. Gr.

Zu den Gängen müssen wir in den eigentlichen Wohnhäusern auch die Flure rechnen, deren manche, so jener in dem Abts-Hause zu Maulbronn, den Charakter großer Hallen tragen und, so weit sie nicht gewölbt sind, Holzdecken haben, die auf großen Unterzügen ruhen, welche von steinernen oder hölzernen Säulen getragen werden. Wir geben in Fig. 152 eine der Steinsäulen wieder, welche, mit dem Zeichen des Abtes *Entenfuß* geschmückt, in der von diesem erbauten, eben genannten Abtswohnung sich befindet. Ein Holzpfiler aus der alten Residenz zu München (Fig. 151) giebt ein Beispiel dieser Gattung, welchem wir in Fig. 153 ein zweites aus dem National-Museum zu München beifügen. Die Zahl der erhaltenen Holzpfiler aus dem Schlusse des Mittelalters ist sehr groß.

Man sah im Mittelalter, insbesondere im XII. und XIII. Jahrhundert, die Treppen als einen Behelf an, um in die Höhe zu kommen, wie eben eine Leiter auch. Man stellte kaum an ihre Bequemlichkeit einige Anforderungen; aber man betrachtete sie nicht als einen architektonisch bedeutsamen Theil der Gebäude, welcher in räum-

110.
Treppen-
anlagen.

Fig. 153.



Holzpfiler im National-Museum zu München.

 $\frac{1}{25}$ n. Gr.

licher Beziehung besonders auszubilden wäre; man suchte nur möglichst wenig Raum dafür in Anspruch zu nehmen, was jedoch nicht hinderte, diesen meist kleinen Bauwerken eine besondere Sorgfalt der Construction und später mitunter große Zierlichkeit der Ausführung zuzuwenden.

Wir haben zwei Hauptgruppen derselben in das Auge zu fassen, solche im Inneren der Gebäude und Freitreppe, welche letztere, als zum Außenseren der Gebäude gehörend, im folgenden Kapitel zu betrachten sind. Jene im Inneren sind wieder in geradläufige und Wendeltreppen zu unterscheiden. Nehmen wir die Darstellungen zur Hand, welche das vorhergehende und das gegenwärtige Heft uns bieten, so fallen zunächst die Burgthürme auf S. 154 u. 155 des vorhergehenden Hefthes uns auf, in welchem sich gar keine Treppen befinden, bei welchen also nur eine Leiter durch eine Öffnung im Fußboden das Aufsteigen ermöglichte. Beim Thurm zu Friesach auf S. 166 jenes Hefthes müssen wir ausdrücklich bemerken, daß

es sich nicht um eine noch erhaltene Treppe handelt, sondern um einen Reconstructionsversuch, weil dort eine andere Treppe gar nicht zu finden ist, auch der Zugang unmöglich mit einer Leiter durch das Gewölbe der Capelle genommen werden konnte, der Raum uns aber für eine Treppe sehr passend angelegt erschien. Im Burgthurme zu Trifels (siehe ebendas., S. 165), welcher ja mit demselben in der Anlage sehr verwandt ist, sind zwei zum I. Obergeschofs emporführende, geradläufige, an den Ecken allerdings gebrochene Treppen vorhanden, eine solche zum Obergeschofs aber nicht zu finden. Aehnlich sind auch die Treppen auf der Niedenburg zu Rüdesheim (Fig. 17 u. 18, S. 36 dieses Heftes); im Thurm derselben befindet sich eine Wendeltreppe im Mauerwerk. Solche Wendeltreppen befinden sich auch in den zeitlich wenig verschiedenen Burgen Landskron, Neuscharfeneck (siehe S. 176 u. 177 des vorhergehenden Heftes). Geradezu unbedeutend ist die Treppenanlage im alten Schlosse der Marienburg aus dem XIV. Jahrhundert, wo doch die Ritter in beträchtlicher Zahl zusammenwohnten und wo es unter Umständen wichtig sein konnte, dass sie rasch sich im Hofe sammeln, rasch zu den Vertheidigungswerken am Dachrande auf- und absteigen konnten.

Es war ursprünglich offenbar nur eine schmale Treppe bei *A* (siehe S. 182 des vorhergehenden Heftes) vorhanden, zu welcher aber wohl bald jene bei *B* hinzukam. Auch in der Hochmeisterswohnung ist die Treppenanlage sehr unbedeutend. Eine geradläufige Treppe verband die Wohnung des Hochmeisters mit dem Remter; zwei Wendeltreppen im Mauerwerk, kaum stufenweise durch Schlitze beleuchtet, führten den Hochmeister und seine Gäste empor, zugleich die Mannschaft auf die Wehrgänge.

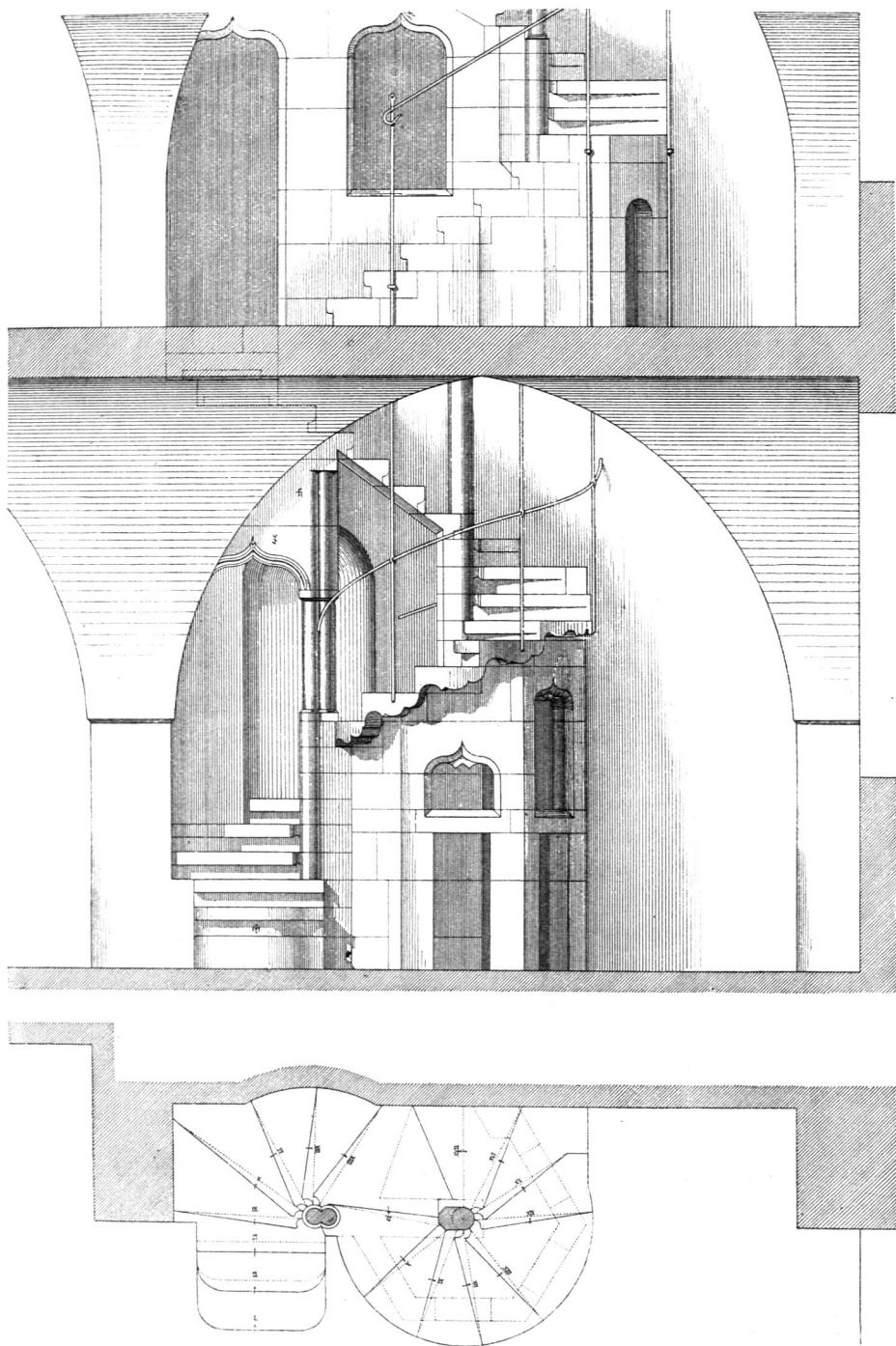
Eben so finden wir beim Schlosse Vayda-Hunyad (siehe ebendas., S. 140) nur Wendeltreppen als Verbindung angewandt. Die Construction derselben ist bei allen älteren Bauten die denkbar einfachste und der darauf verwendete Raum ein sehr geringer.

Selbst in den Klöstern fehlen bedeutsame Treppenanlagen. Erst mit dem XV. Jahrhundert werden sie einigermaßen umfangreicher. Die Hochköngsburg im Elsfafs hat an ihrem Palas eine Wendeltreppe von über 3 m lichtem Durchmesser, außerdem an zwei anderen Gebäuden zwei andere an den *Donjon* angelehnte, nicht unbedeutende Treppen. Auch in den städtischen Wohnhäusern werden die Treppenanlagen um jene Zeit bedeutsamer. Die hölzernen Wendeltreppen, welche in den Fluren emporführen, sind meist geräumiger und in Folge der Geräumigkeit auch weniger steil, während jene mit geradem Lauf meist doch auch dann noch recht steil sind. Diese geradläufigen sind häufig auch so eingerichtet, dass nicht, wie dies ja bei dem Nürnberger Hause der Fall ist (siehe die Tafel bei S. 88) ein Lauf über dem anderen an derselben Stelle von Geschofs zu Geschofs führt.

So haben wir auf S. 73 darauf hingewiesen, dass auf der beigegebenen Tafel die Treppe vom Hofe zum I. Obergeschofs, die Galerie durchschneidend, bei *d* liegt, zum II. Obergeschofs aber zwei Treppen bei *e* und *f* weiter führen. Die Treppen im Schlosse zu Trient (Fig. 73, S. 96), welche in den den Hof *B* umgebenden Galerien angelegt sind, führen in jedem Stockwerke an einer anderen Stelle weiter. Auch die Treppen in dem Hause zu Steyr (Fig. 60 u. 61, S. 90) führen nicht unmittelbar über einander in die Höhe.

Die Wendeltreppen sind, wo ein Hof vorhanden ist, meist gegen denselben, mitunter auch gegen die Straße, in Thürmchen, hinausgeschoben, deren äußere Ausbildung sodann wesentlich zu dem malerischen Reize solcher Hofanlagen beiträgt. Wir sehen solche auf dem Grundriss der Hochköngsburg; wir sehen sie zu Pierrefond, in höchst phantastischer und reicher Durchbildung im Hofe der Albrechtsburg zu Meissen und anderwärts. Wir werden noch bei Befprechung des Aeuferen darauf zurückzukommen haben. Man legte auch im Inneren der Gebäude versteckte und geheime Treppen an oder solche, die eben nur von einem Raume in den

Fig. 154.



Wendeltreppe im Rathhaus zu Nürnberg.

 $1:50$ n. Gr.

darüber liegenden führten und so einem Jeden unzugänglich blieben, welcher nicht im Raume zu thun hatte. So ist im Rathause zu Nürnberg die Treppe bemerkenswerth, welche von der Rathsstube in das Lochgefängniß und zu den unterirdischen Gängen führt und selbst in der (jetzt noch vorhandenen) Rathsstube unsichtbar ist, da der Eingang durch einen Wandschrank maskirt wird. Eine reizende kleine Treppe, in den ersten Jahren des XVI. Jahrhundertes von *Beheim* erbaut, führt im ehemaligen Archiv, jetzt Aichamt, von einem Locale in zwei darüber liegende Stockwerke empor. Sie hat die Eigenthümlichkeit, dass sie sich über ihrem eigenen Lauf umdreht und der Austritt in entgegengesetztem Sinne über dem Antritte liegt. Unsere Zeichnung in Fig. 154 macht dies verständlich.

Ueberhaupt gab die Wendeltreppe den Steinmetzen die richtige Gelegenheit, ihre Kunst zu zeigen. Hatte die Spindel nur etwa 35 cm Stärke, so liess sich ein solch reiches Profil von Rundstäben und Hohlkehlen in einer Windung um dieselbe hinauf ziehen, dass sie das Erstaunen des Laien hervorruft; eben so liess sich, da das Profil zu gleicher Zeit als Handgriff diente, ein ähnliches in die umfassende Wand einhauen. Die Fenster dieser Wand folgen der Schrägen der Windung, und wenn dieselben ein reiches Einfassungsprofil hatten, dicht standen, so ergaben sich daraus Steinmetz-Kunststückchen aller Art. Die Kante der Stufen konnte einwärts oder auswärts gebogen werden. Die Unterseite der Stufen konnte profilirt werden, oder es konnte eine einzige, etwa mit Verzierungen bedeckte windschiefe Fläche die Unterseite sämmtlicher Stufen bilden. Es konnten Gewölberippen, welche sich durchschneiden, diese Fläche zieren oder zwischen Wand und Spindel eingegspannt werden.

War aber der innere Cylinder des Treppenhauses so weit, dass in der Mitte der Treppe ein Auge, statt der Spindel eine Zarge anzulegen war, auf welcher dann drei oder sechs schlanke Säulchen standen, um den oberen Theil der Zarge zu tragen, so ergab der Blick in diesem Auge in die Höhe ein reizendes Bild, insbesondere wenn dann der Cylinder zu oberst mit einem hübschen Sternengewölbe bedeckt war. Die Fläche der Umfassungswand, so wie die Räume zwischen den Säulchen auf den Zargen boten in der Brüstung schräg auffsteigende Flächen, die sich zur Zeichnung reichen Mafswerkes eigneten; kurz die Steinmetzen konnten ihre volle Kunst zeigen und der Bewunderung sicher sein, und dazu genügte ein Cylinder von 4 bis 5 m lichtem Durchmesser vollständig. Auch konnte eine solche Treppe recht bequem zu begehen sein. War natürlich das Auge weiter, bis zu etwa 1 m, war eine Zarge mit schönen Profilen und mit gegliederten Pfeilern vorhanden, so konnte ein Werk geschaffen werden, genügend des Meisters Namen zu verewigen. Und doch brauchte er weder erfindenden Geist, noch künstlerisches Gefühl. Es bedurfte nichts, als dass er erkannte, welch grofse Wirkung in der Verwendung der geringen geometrischen Kenntnisse lag, die, durch die Praxis selbst in Regeln gebracht, sich leicht auswendig lernen lassen. Es ist also kein Wunder, dass bei der allgemeinen Nöthigung zur Raumersparung die Wendeltreppen sich grofser Beliebtheit erfreuten. Wie viele Freude haben damit die ehrbaren, stolz bescheidenen Meister allem Volke gemacht! Wie viel überwog doch ihre Kunst jene grofser Geister, welche die tiefsten Tiefen und höchsten Höhen durchforscht und den Zusammenhang erkannt haben, ohne dass etwa mehr, als ein Famulus eines solchen *Fauft* die Gewalt seines Geistes hätte erkennen und bewundern können. Aber ohne selbst Freude an seines Meisters Werken zu empfinden oder Anderen sie beibringen zu können und irgend welchen Nutzen für die Menschheit zu schaffen. Der be-

scheidene Meister schuf, indem er sich an die Tradition hielt, mehr, was viele Menschen erfreute, als grosse Gelehrte, die sich hoch über Andere erhoben.

In Deutschland war es aber, wie wir soeben gesagt, erst dem XV. Jahrhundert vorbehalten, sich die Freude zu gönnen, eine reicher ausgestattete Treppe zu bauen. In Frankreich war man schon früher dazu gekommen, und die grosse Prunktreppe, welche *Carl VI.* in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhundertes im Louvre errichtete, zeigte schon damals, welch glänzender Ausbildung die Wendeltreppe fähig war.

Die Zimmerleute wollten mit ihren Holztreppen nicht zu weit hinter den Steinmetzen zurückbleiben, und manche noch erhaltene, schön profilierte hölzerne Spindel, manche Zarge giebt noch heute in Nürnberg und anderen alten Städten Zeugniß von diesem Streben.

c) Die Küchen.

112.
Küchen
im Kloster
zu
St. Gallen.

Die Zubereitung der Speisen, diese Grundlage der Cultur, erforderte von jeher besondere Aufmerksamkeit. Ihr galt der Herd mit seinem Feuer in erster Linie, an welchem man saß oder stand und sich wärmte, zugleich auch die Speisen verzehrte, wenn sie gar waren. So blieb es unter manchen Verhältnissen bis auf heute. Unsere unerschöpfliche Quelle für das Studium der Bauanlagen des IX. Jahrhundertes, der Plan von St. Gallen, zeigt uns in einer ganzen Reihe von Gebäuden ein Quadrat in die Mitte eingezeichnet, welches einige Male als *Focus* oder *Locus foci* bezeichnet wird. Wir können deshalb auch bei den übrigen nicht im Zweifel sein, daß das ähnlich gezeichnete Quadrat oder Rechteck in dem Hause der Rinder- und Pferdeknachte, jenem der Schweinehirten und Anderer vom Klosterpersonal auch deren Herde sind, auf welchen sie eben sowohl ihre Speisen bereiteten, als sich daran wärmten, und wenn im *Domus bubulcorum et equos servantium* Bänke ringsum gezeichnet sind, so zeigt dies, daß die Leute ringsum sitzend in dieser Küche, die den Hauptraum des Hauses bildete, auch ihr Mahl verzehrten. Wir haben allerdings alsdann in diesem Kloster eine ganz beträchtliche Anzahl von Kochstellen; denn außer der eigentlichen Klosterküche ist eine förmliche Küche noch mit einer Reihe von Anstalten verbunden, insbesondere deren zwei mit den beiden Abtheilungen des Spitäles an der Ostseite, dann im Hause zur Aufnahme der Reisenden (*Hospites*); weiters aber finden wir in all den verschiedenen Häusern für alle Zwecke des Lebens solche Herde im Hauptraume. Hierzu kommen noch die Anlagen der Bäder, denen noch nach römischer Sitte eine beträchtliche Entwicklung zugewiesen ist und bei deren jedem ein Herd zur Wärmung des Wassers die Mitte einnimmt.

Die Hauptküche des Klosters ist in einem eigenen quadratischen Raume untergebracht, welcher neben dem Refectorium liegt und mit demselben durch einen Gang verbunden ist, dessen gebrochene Linie wohl andeuten soll, daß er mit zwei Abschlüssen versehen ist, um den Küchendunst nicht in das Refectorium eindringen zu lassen; er ist als *Ingressus ad coquinam* bezeichnet; der Raum zeigt vier Säulen, welche, durch vier Durchzüge oder Bogen verbunden, den Schlotmantel als mächtiges Gewölbe trugen. Das Quadrat in der Mitte des Raumes ist nicht als *Focus*, sondern als *Fornax* bezeichnet, ein Beweis, daß es nicht bloß ein offener Herd war. Rings um diesen sind zwischen den Säulen vier tischartige Rechtecke gezeichnet, vielleicht Tische, auf welchen die Speisen zugerichtet wurden. Bänke oder Tische laufen rings um die Wand. Ein Gang verbindet dieses Gebäude mit einem zweiten rechteckigen größeren, welches in mehrere Räume getheilt die Gesamtinschrift trägt: *Hic victus fratrum cura tractetur honesta*, während gefonderte Inschriften die Bestimmung der einzelnen Räume angeben, wie: *Vernarum repausationes* (Aufenthaltsorte der Slaven, d. i. der Küchenbediensteten), *Pistrinum fratrum, Repositio farinae*. An die Bäckerei schließt sich der Backofen (*Caminus*) an. Die Küche nimmt die Ecke des Hauptgebäudes ein und greift mit ihrem Nebengebäude in die Gebäudegruppe der Handwerkerhäuser hinein. Einer der Räume mit vier Säulen gleich der Küche ist bezeichnet: *Hic fratribus conficiatur cerevisia*.

Aehnlich dürfen wir uns auch die Küchenanlagen der Königspaläste denken, gerade so wie hier, in Verbindung mit einem Oekonomiehofe, mit Vorrathskammern, Kellern, Brauerei, Bäckerei u. f. w. Wie sahen aber die Küchen in den städtischen Häusern aus? Wir können annehmen, dass die Gewohnheiten der Burg und des Klosters für die vornehmeren Elemente der Stadtbevölkerung maßgebend waren, jene der Landbevölkerung für die niederen Schichten der Stadtbevölkerung, dass die letzteren also gar keine Küche hatten, sondern dass im Hauptraume des Hauses, im Flur oder in der Familienstube, der Herd stand, dass dort gekocht und geessen wurde. Wohl erst ziemlich spät, vielleicht erst im XV. Jahrhundert entstand die gesonderte Küche im Inneren des Hauses. Das Nürnberger Haus auf der Tafel bei S. 73 macht es wahrscheinlich, dass der Raum im I. Obergeschofs oder jener darüber im II., vielleicht alle beide ursprünglich schon Küchen waren, wobei uns die Vorsicht auffällt, dass man den Herd mit dem Schlotmantel an das Fenster zum Lichte stellte. Aber auch ein Raum im III. Obergeschofs des Hinterhauses ist mit einem Schlotmantel versehen, welcher zeigt, dass hier auch einmal ein Herd gestanden haben muss. Die Küche wechselte wohl je nach den Raumbedürfnissen des jeweiligen Hausherrn.

113.
Küchen
in Palästen
und großen
Häusern.

Beim Adel in den Städten und nach deren Vorgange auch bei den wohlhabenderen Bürgern dürfte es eben so in der Stadt, wie auf der Burg und im Kloster Sitte geworden sein, für die Küche eigene Gebäude im Hofe zu errichten, wenn derselbe Raum bot, welche eben der Grösse des Hauses und dem Umfange der Haushaltung entsprachen. In dieser Küche oder in einem daran stossenden Flur wurde alsdann auch der Tisch gedeckt, und es trug jedenfalls dieser Umstand nicht wenig dazu bei, dass die Küche in vornehmeren Häusern eine architektonische Durchbildung erhielt, welche jener ähnlich war, wie solche die Säle erhielten.

Der Verfasser erinnert sich mit Vergnügen, wie er vor 34 Jahren als Gast beim damaligen Herrn Bischofe von Verona ein vorzügliches Mahl in einer Halle einnahm, welche eine von Marmoräulen getragene Abtheilung der noch mittelalterlichen Küche bildete, und wie die Tafel so gestellt war, dass der Blick des Hausherrn stets auf dem Herde ruhte und sein Haushofmeister und Secretär vom Tische aus dem Küchenpersonal Winke und Anordnungen zukommen liess, während die Gäste sich an der Zubereitung der Speisen und der Geschäftigkeit in der Küche erfreuen konnten. Hoffentlich besteht diese schöne Küche und die mittelalterliche Sitte, in ihr das Mahl einzunehmen, noch heute! Man sagte damals, dass in dem bischöflichen Hause nur eigentliche Festmäle im Saale des Hauses genommen würden.

114.
Cölnisches
Bürgerhaus

So mag es auch in Deutschland in vornehmen Häusern gehalten worden sein. In Cöln hat sich bis auf den heutigen Tag, oder eigentlich bis zum Augenblicke, wo mit der Stadterweiterung moderne Bauanlagen Platz griffen, gerade in den kleineren, den eigentlichen Familienhäusern, die Sitte erhalten, trotz der Kleinheit der Höfe, ein eigenes kleines Küchengebäude im Hofe zu errichten und dasselbe mit einem kleinen Speisezimmer, welches schon im Hause lag, durch einen ebenfalls kleinen Gang zu verbinden, wenn nicht die Küche vorgeschoben war und bloß eine Glasswand sie vom Speisezimmer trennte. Offenbar ist diese Sitte zuerst in den grösseren Häusern heimisch gewesen; wo vorher eine Küchenanlage, jener von Verona ähnlich, Raum fand, und von diesen in die kleineren übergegangen, in welchen vielleicht ursprünglich gar keine Küche vorhanden war, sondern im Familienzimmer, wo gespeist wurde, auch die Zubereitung der Speisen stattfand.

Was die architektonische Ausbildung der Küchen betrifft, so gibt jene von St. Gallen mit ihrem quadratischen Raume und ihren vier Säulen zum Tragen des Schlotmantels den Grundgedanken auch der späteren an. Es sind uns mehrere erhalten, welche statt quadratisch auch polygon oder rund angelegt sind. Allenthalben

115.
Mannigfaltig-
keit
monumentaler
Ausbildung.

bildet aber der auf Säulen ruhende Schlotmantel den Mittelpunkt. *Viollet-le-Duc* weiss uns einige sehr schöne und im Grundriss mit polygonalen Capellen ähnliche Küchen in dem betreffenden Artikel seines oft erwähnten »*Dictionnaire*« vorzuführen.

d) Die Hauscapellen.

116.
Allgemeines.

Zum mittelalterlichen Leben war die regelmäfsige Andachtsübung so nothwendig, wie das tägliche Brot. Im bescheidensten Hause war ein Winkel mit einem Heiligenbilde, welches zum Beten einlud, in jedem nur einigermassen grossen eine Capelle. Diese Capellen wurden um so gröfser und um so reicher ausgestattet, je mehr es der Besitzer vermochte. In Palästen und Burgen waren deren oft mehrere, so viel eben in der Burg Leute wohnten, welche eine eigene grosse Wohnung hatten, also ihre eigene Capelle brauchten. Diese Hauscapellen nehmen in der Geschichte der Baukunst eine eigene Stellung ein, und wenn sie auch vielfältig vom Kirchenbau abhängig sind und sich mit demselben entwickelten, so sind doch auch wieder ganz eigenthümliche Verhältnisse für sie mafsgebend, weil sie nur ausnahmsweise eigene Gebäude einnehmen, sondern meist inmitten der übrigen Wohnräume an einem schicklichen Platze lagen. Wo sie ein eigenes Gebäude, etwa einen Thurm, ausfüllen, wie auf manchen Burgen, sind oberhalb und unterhalb derselben andere Räume angeordnet, zum Theile ganz profaner Art, wie Magazine oder die Wehrplatten, zur Abwehr des Feindes. Mitunter reducirt sich die Capelle auf ein Chörchen, welches einem Saale angefügt ist, in welchem sich das Leben in seiner eigenen Weise oft recht weltlich abwickelte. Die eigentlichen Hauscapellen waren zwar als Andachtsstätten der gesammten oder einzelner Hausbewohner geheiligte Räume; aber Kirchen im öffentlichen Sinne waren sie nicht; es konnte in ihnen nicht jede kirchliche Handlung vorgenommen werden, sondern nur eben jene, welche allenthalben stattfinden konnten, oder solche, zu denen von Fall zu Fall die besondere Genehmigung der dazu berechtigten kirchlichen Organe ertheilt wurde, welche sie für diesen Fall gewissermassen zu einer Filiale der zur Handlung berechtigten Pfarr- oder bischöflichen Kirche erklärt.

Die Anzahl der uns erhaltenen Capellen dieser Art ist eine recht grosse. Zum Theile müssen wir hierher selbständige Kirchen rechnen, von denen wir nur eben nicht mehr wissen, dass sie einst die Bedeutung einer Hauscapelle hatten. So mögen insbesondere derartige Gebäude, welche neben grossen Kirchen stehen, theilweise Hauscapellen von bischöflichen Palästen, von Stifts-Curien und ähnlichen Anlagen gewesen sein. Vom Münster zu Aachen, wie von der *Sophien-Kirche* zu Constanti-nopel wissen wir ja, dass sie Palaft-Capellen waren. Indessen sollen Anlagen dieser Art hier nicht behandelt werden. Es soll hier nur von folchen Capellen die Rede sein, welche sich im Inneren von Gebäuden befinden, die im Ganzen doch profane Bedeutung haben. Es bleiben uns auch deren noch immer eine genügende Anzahl, wenn wir auch alle jene Palaft-, Burg- und Hauscapellen ausschliessen, welche als eigene selbständige Gebäude einem gröfseren Complex einverleibt sind, wie z. B. die Capelle zu Vayda-Hunyad (siehe Fig. 79, S. 140 des vorhergehenden Heftes), jene des Cölner Rathhauses etc.

117.
Capellen
mit
vorprägendem
Chörlein in
Burgthürmen.

Es kann sich nicht darum handeln, wenn wir auf die Hauscapellen im engeren Sinne zurückkommen, die älteste dieser Capellen nachzuweisen. Das vorige Heft bildet mehrere Burgen ab, welche dem Schlusse des XII. Jahrhundertes entstammen und in denen sich solche Capellen befinden. So zeigt der Trifels in Fig. 37 (S. 77)

an seinem Thurme ein ausgeladenes Chörchen, welches von der Capelle herrührt, die in Fig. 104 u. 106 (S. 165) in Grundriss und Durchschnitt erscheint; eben so lassen Fig. 108 u. 109 (S. 166) jenes Hefte die zwei Durchschnitte einer Capelle im Burghurme zu Friesach erkennen. Es ist überraschend, dass wir eine solche nicht auf der Niederburg zu Rüdesheim fest stellen können. Sie mag im ältesten Bau, dem nicht mehr vorhandenen oberen Theile des Thurmes sich befunden haben. Das vortretende Chörlein der Burg Landsberg (Fig. 70, S. 128) dürfte wohl bloß einen Altar am Saale des Palas enthalten haben. Ganz ähnlich, wie an diesen Burgen, war eine vor Kurzem erst abgetragene Capelle des Kamperhofes in Köln¹³⁴⁾, deren Bau ehemals wohl auch noch ein oder zwei Stockwerke höher war und den Thurm einer Burg in der Stadt bildete, in welchem die Capelle gerade so ein Geschoß einnahm, wie auf dem Trifels, in Friesach u. a. O.

Alle diese Capellen sind gewölbt, haben theilweise nur ein, theilweise zwei durch Gurtbogen getrennte Kreuzgewölbe von bedeutenden Abmessungen; an der Ostseite ist eine kleine Apside. In Friesach hat ein späterer Umbau stattgefunden; ein grosses spitzbogiges Fenster steht hinter dem Altare, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, dass an dessen Stelle ursprünglich ebenfalls folch ein Chörlein bestanden habe. Die Capelle des Trifels interessirt uns deshalb noch besonders, weil in ihr zeitweilig die Reichskleinodien aufbewahrt wurden und in dem mit einem Kamine versehenen Vorzimmer der sie bewachende Geistliche seine Wohnung hatte. Die Capelle zu Friesach zeigt noch die Reste schöner alter Wandmalereien des XIII. Jahrhundertes, so wie an der Nordseite zwei Thüren, welche in das Freie führten, also ehemals nach einem Wehrgange, der aus Holz außen angelegt war, so dass auch die Capelle bei einem Angriffe von der Nordseite her, dem Charakter des ganzen Thurmes entsprechend, zur Vertheidigung mitzuwirken hatte.

Eine eigene Stellung nimmt die Capelle an der Ostseite des Palas der Nürnberger Burg ein. Sie ist zwar in einem eigenen Gebäude untergebracht; aber sie steht, wenn auch der Zugang zur unteren Capelle nur von außen, und zwar sogar außerhalb der inneren Umfassung, genommen ist, doch in ihrem oberen Geschoß in unmittelbarer Verbindung mit dem unteren Saale des Palasbaues, dem Mannschaftsaale, aus welchem ein förmliches Portal zu ihr führt, während aus dem oberen Saale, dem Gerichts-, Regierungs- und Festsaale, eine Thür nach einer Empore geht, von welcher man in die Capelle hinabsehen und am Gottesdienste theilnehmen konnte. Der Chor dagegen liegt in einem Thurme, dessen obere Geschosse allerdings in anderer Weise ausgeführt sind, als der untere Theil, so weit er den beiden Capellen angehört. Wenn nicht die Lage dieses Thurmes darauf hindeutete, dass ein solcher dort zur Vertheidigung der Burg von vornherein nöthig war, so würde man zu glauben berechtigt sein, dass der ganze Aufbau erst später erfolgt und die gesammte Capelle mit viereckigem Chor ohne Apside doch unter die selbständigen Bauten falle. Im Wesentlichen ist es ja auch bedeutungslos, in welche Kategorie wir diese Capelle einreihen. Sie ist eine der von den neueren Schriftstellern als »Doppelcapellen« bezeichneten und hat als solche auf besondere Aufmerksamkeit Anspruch. Wir können aber deren eigentliche Bedeutung doch nur

118.
Doppel-
capellen.

¹³⁴⁾ Siehe: Köln und seine Bauten etc. Köln 1888. S. 80, Fig. 59. — Die Capelle ist auch von Reichensperger beschrieben und in Abbildungen herausgegeben in: BOCK, F. Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters. Köln und Neufs.

bei Betrachtung des Kirchenbaues fest stellen und brechen daher die Betrachtung hier ab, um sie im folgenden Hefte wieder aufzunehmen.

^{119.}
Capellen
auf den
Kreuzfahrer-
burgen.

Dafs die Hauscapellen bei den Kreuzfahrerbauten, insbesondere bei jenen der Ritterorden, eine bedeutsame Rolle spielen, scheint selbstverständlich, so dass mitunter die Frage wieder auftritt, wo eigentlich ein solcher Bau einzureihen ist. Das Schloss Chastel-Blanc hat einen grossen Hauptthurm, dessen gesammtes Erdgeschoß eine mächtige Capelle einnimmt (Fig. 155¹³⁵), deren beträchtliche Höhe den Eindruck hervorbringt, als sei der ganze Bau eben ein Capellenbau; und doch ist die grosse Höhe nur um deswillen angeordnet worden, dass der Thurm die nötige Höhe erhalte und die Wehrplatte hoch genug liege. Auf der Capelle ist ein zweischiffiger Raum mit Kreuzgewölben angelegt, der eben sowohl als Schlaffsaal der Ritter, wie als Palashalle angesehen werden kann, da er z. B. grösser, als jener zu Nürnberg ist. Darüber ist dann die Wehrplatte. Unter der Capelle liegt die Cisterne. Aehnlich mag auch der untere Raum des Burgthurmes zu Giblet¹³⁶ als Capelle gedient haben, ähnlich der mächtige Hauptthurm der Templerburg zu Tortosa¹³⁷), dessen Herrlichkeit *Wildbrand von Oldenburg* im Jahre 1211 röhmt, wenn wir allerdings aus den mächtigen Böschungen am Fusse auch schlieszen möchten, dass die jetzigen Reste nicht mehr jenem von *Wilbrand* gesehnen Thurme angehören, sondern dass der jetzige Bau erst im XIII. Jahrhundert errichtet ist, weil die Templer ihren gröfssten Reichthum doch erst damals besafsen und bis zum Schlusse des XIII. Jahrhundertes Tortosa halten konnten, welches einer der letzten Punkte war, die im Orient verlassen werden mussten. In der Johanniter-Burg Krak¹³⁸) liegt die Capelle in einem rechteckigen Thurme, welcher durch leicht abgeschnittene Ecken von den übrigen unterschieden ist und der inneren Vertheidigungsline angehört (siehe den Raum *H* in Fig. 54, S. 108 des vorhergehenden Heftes). In der Deutschordensburg Starkenberg dürfte sie auch im Hauptthurme gelegen haben (siehe den Raum *D* in Fig. 53, S. 106 ebenda.). Die beträchtliche Grösse aller dieser Capellen steht mit der grossen Besatzung einerseits, mit den Verpflichtungen der Ritterorden andererseits in Verbindung; dann aber mag allenthalben mit diesen Burgcapellen die Eigenschaft einer Pfarrkirche für die Besatzung verbunden gewesen sein, was ja auf den europäischen Burgen nicht zutrifft, wo stets außerhalb der Burg die Pfarrkirche lag, wenn sie nicht in die äussere Umfassung einbezogen war, wie zu Nürnberg die *Walpurgis-Capelle* auf dem ersten Plateau, zu Friesach die *Peters-Kirche*, oder wo die Burgbewohner zur Pfarre der nächsten Ortschaft gehörten.

^{120.}
Capellen
in deutschen
Bürgerhäusern.

Fahren wir mit Uebergehung so mancher anderen Capelle, welcher wir Neues nicht entnehmen können, mit der Betrachtung der in Deutschland vorhandenen Hauscapellen fort, so wenden wir uns zunächst dem Chörchen des Nürnberger Rathausfales zu. Es ist unseres Wissens nicht bekannt, dass je eine andere Capelle dort im Hause gewesen. Es ist also in der That nicht zu verwundern, dass man einstweilen im Saale diesen Altarbau errichtete, welcher wieder nach der alten Tradition in einem ausgebauten Chörchen seine Auffstellung fand. Es ist dies Chörchen übrigens das einfachste in der gesamten Reihe der Hauscapellen, was uns, da wir uns nun einmal die Nürnberger nicht anders denken können, als ihre Zeit-

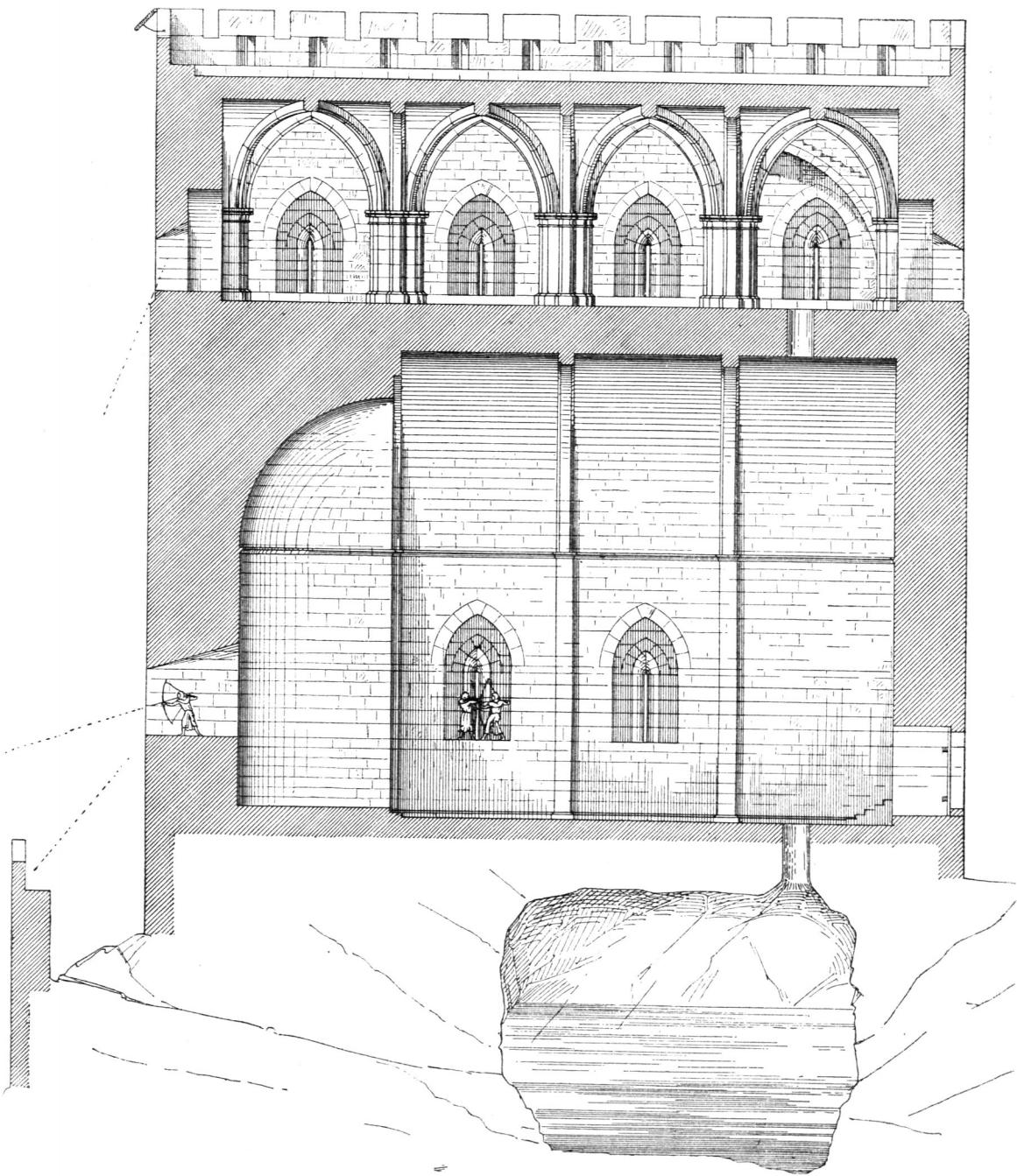
¹³⁵⁾ Nach: REY, G. *Étude sur les monuments de l'architecture militaire des croisés en Syrie et dans l'île de Chypre*. Paris 1871. S. 85 u. Taf. X.

¹³⁶⁾ Siehe Fig. 97 bis 99 (S. 160) im vorhergehenden Heft dieses »Handbuchs«.

¹³⁷⁾ Siehe ebenda., Fig. 51 (S. 103).

¹³⁸⁾ Siehe ebenda., Fig. 54 u. 55 (S. 108 u. 109).

Fig. 155



Palas und Capelle im Schlos Chastel-Blanc¹³⁵⁾.

$1/250$ n. Gr.

genossen, zu der Ueberzeugung bringt, dass auch der Bau einer Rathscapelle von Anfang an hier gerade so beabsichtigt war, wie ein Thurmbau, in welchem sie vielleicht ihren Platz finden sollte. Indessen sind ja dies Alles rein theoretische Fragen, und eine Capelle, die nicht gebaut wurde, von der wir keine Zeichnungen, noch Mittheilungen haben, hat auch in der Kunstgeschichte keinen Platz. Wir haben nur das einfache Chörchen mit seiner schlanken Gestalt, mit geringem Vorsprung, mit der einfach gegliederten Vorkragung und dem steinernen Dache mit außerordentlich schlichter Erscheinung in die Reihe der Hauscapellen einzutragen.

121.
Capellen
auf dem
Schloß
Carlstein.

In den wenigen Worten, welche wir in Art. 60 (S. 65) dem Cölner Rathause gewidmet haben, ist gesagt, dass wir die ursprüngliche Ostseite gegen den alten Markt, jene des XIV. Jahrhundertes, uns ähnlich, wie die Ostseite des Nürnberger Rathausfaales denken. Vielleicht war das Chörchen gerade so schlicht und einfach, wie das Nürnberger, weil ohne Veranlassung gewifs der Umbau der Façade und des Chörchens im Beginne des XVI. Jahrhundertes nicht erfolgt ist und damals, als das Rathaus seine gesonderte schöne Capelle längst hatte, zur Neuanlage eines Chörchens kaum eine Veranlassung war, während die Erneuerung einer alten selbstverständlich war.

Ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen die verschiedenen Capellen auf dem Schlosse Carlstein in Böhmen, weil offenbar *Carl IV.* um zweier derselben willen die ganze Burg erbaut hat.

Auf S. 138 des vorhergehenden Heftes ist in Fig. 78 der Grundriss der Burg gegeben und auf die Eigenthümlichkeit der Anlage hingewiesen, auf das Vorhandensein zweier Hauptthürme *N* und *S*. Es ist zugleich gesagt, dass die Burg weder die Gegend beherrschte, noch sie vertheidigen, dass sie vielmehr eine Art Gralsburg darstellen sollte, um die Reliquienschatze und die Hoheitszeichen des Kaisers aufzubewahren, der ja in erster Linie König von Böhmen war. Danach gruppirten sich denn auch seine Schätze in zwei Theile: den böhmischen Königschatz, so wie die Reliquien und Insignien des heiligen römischen Reiches, so ziemlich das einzige Ehrfurcht Gebietende, was von letzterem übrig geblieben war. Diese beiden Schätze waren in den Capellen untergebracht, und wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, dass die unter *N*, welche mit der Wohnung des Kaisers verbunden war, den böhmischen Krönungsschatz enthielt, die obere *S* den römisch-deutschen, welcher ja ideal viel höher stand, aber doch eigentlich keine reale Bedeutung mehr hatte; denn als König von Böhmen konnte sich *Carl* gefallen, bei der unteren, der *Marien-Capelle*, im ersten *Donjon*, ein Collegiatstift zu errichten, das aus einem Dechanten, vier Chorherren und fünf Choralisten, also zehn Geistlichen bestand, während die heil. Kreuzcapelle im oberen Burghurme das ideale, aber nichts kostende Privilegium erhielt, dass an ihrem Altare außer dem Dechant der Carlsteiner *Marien-Capelle* nur Bischöfe die Messe lesen durften. Es ist auch charakteristisch, dass außer dem Burgrafen nur 20 Kriegsleute neben den 10 Geistlichen die Besatzung bildeten und dass 22 Lehensträger der umliegenden Güter im Falle einer Gefahr sich zur Vertheidigung der Burg einzufinden hatten. Dem Umstände, dass die Collegiat-Capelle entsprechend dotirt war, ist es zuzuschreiben, dass sie sich stets als kirchlicher Raum im Gebrauche erhalten hat, dass sie dadurch aber die Wandlungen des Zeitgeschmackes mitmachen musste und so ihre ursprüngliche Ausstattung verloren hat und der Thurm in den oberen Geschossen abgetragen, gar nicht mehr den Charakter eines solchen hat, während die obere, die heil. Kreuzcapelle, bedeutungslos geworden, seit *Sigismund* etwa 70 Jahre nach Erbauung der Burg den Reichskleinodien eine andere feste Heimath gegeben, in altem Zustande verblieb, wie sie *Carl* in der Mitte des XIV. Jahrhundertes ausgestattet hatte.

Aber auch eine dritte Capelle befindet sich noch auf der Burg, die eigentliche Stätte der häuslichen Andacht des Kaisers.

122.
Capellen
in
Prag und
Nürnberg.

Von hervorragender Bedeutung ist wieder die Capelle im Rathause zu Prag, ein oblonges, an einen gröfseren Raum anstoßendes, in der Breite drei und der Tiefe nur ein Kreuzgewölbe enthaltendes Schiff, an welches sich ein fünfseitiges Chörlein mit fünf gothischen Fenstern und dem gewöhnlichen Chor-Schlussgewölbe anlehnt, das außen von einem viereckigen Pfeiler getragen, auf einer Auskragung ruht und so die alte Tradition dieser Chörchen fortsetzt.

Noch ein zweites folches von recht beträchtlichen Dimensionen befindet sich am Carolinum zu Prag, einem gänzlich modernisirten Gebäude, von welchem nur eben noch der mittelalterliche Chor der Hauscapelle geblieben ist.

Schon in Art. 80 (S. 86) war von der Capelle die Rede, welche im *Schlüffelfelder'schen* Hause zu Nürnberg sich befindet, ein flach gedeckter Raum, welcher zwischen Saal und Capelle in der Mitte steht, an dessen Ostseite auf einer Vorkragung das schöne, in Fig. 58 (S. 86) sichtbare Chörchen zwischen zwei Maßwerkfenstern sich befindet, welche in ihren Spitzbogen Kirchencharakter tragen. Diese Spitzbogenfenster sind zwar in unserer Zeit in solche mit geradem Sturze umgewandelt worden; aber abgesehen davon, dass *Heideloff* sie noch gesehen, kann man auch jetzt noch, wenn nicht gerade wieder alle Fugen frisch verstrichen und vertüncht sind, deren Contouren erkennen und sehen, dass sie von verschiedener Grösse waren. Das Chörchen steht auf einer außergewöhnlich zierlichen Vorkragung, hat in den Fensterbrüstungen Relieffschmuck und auf der Dachspitze eine Laterne, in die man von dem darüber befindlichen Wohnraume aus ein ewiges Licht stellen konnte, welches für den Friedhof der *Lorenz*-Kirche als Todtenleuchte galt.

Noch ist in Nürnberg das Chörchen der Hauscapelle des Sebalder Propsteihofes erhalten, welcher gegenwärtig als Pfarrhaus der *Sebaldus*-Kirche dient. Heute schliesst sich ein Wohnzimmer an; ehemals dürfte wohl eine förmliche Capelle vorhanden gewesen sein. Auch am alten Lorenzer Pfarrhof war ein ähnliches Chörlein, im Hofe gegen Osten gerichtet, vorhanden, welches nach Abbruch des Gebäudes und seinem Umbau durch *Heideloff*, wenn auch etwas umgestaltet, unter Verwendung der noch brauchbaren alten Theile, nach Norden sehend, wieder aufgebaut ist. Unter der grossen Zahl sonstiger Hauscapellen des XV. Jahrhundertes in Nürnberg nennen wir nur jene, welche im Eckhause der heutigen Adlerstraße und des Hörmannsgässleins sich befand, welche aber, vor etwa 20 Jahren, vom damaligen Besitzer herausgenommen und verkauft, auf der Wartburg wieder aufgestellt worden ist. Ihre Wände waren in der oben beschriebenen einfachen Weise ganz getäfelt, jedoch vollständig bemalt, und zwar trug jedes Füllungsbrett zwischen zwei Leisten das Bild eines auf einer Console stehenden Heiligen. Die Decke war tonnengewölbförmig gebildet und blau mit Sternen. Das Chörchen, welches nach dem Hofe hinaustrat, war gleichfalls ganz aus Holz gebaut und dem gemäss auch mit einem Holzgewölbe versehen. Es befanden sich noch in mehreren Häusern der Stadt kleinere, theilweise gewölbte Hauscapellen, Räume, die einen gangartigen Charakter hatten, ohne ausgeprochenen Altarraum. Aehnliche gewölbte und ungewölbte Capellen befanden sich noch anderwärts.

Allen Beispielen, welche wir angeführt haben, giebt die Richtung nach Osten ihren bestimmenden Charakter. Diese Orientirung ließ sich jedoch nicht allenthalben für die gesammte Capelle fest halten; da nahm man denn keinen Anstand, den Altar an die Langseite zu stellen, so dass der Geistliche, wenn er am Altare stand, gegen Osten gerichtet, die Messe lesen konnte. So giebt das öfter citirte Buch »Köln und seine Bauten etc« (S. 106, Fig. 84) die innere Ansicht der Capelle vom Hause *Schiederich*, wo der Altar nicht im Hintergrunde des länglichen Raumes, sondern in einer Nische am Ende der Langseite steht.

Im Thurme zu Perchtoldsdorf bei Wien¹³⁹⁾ ist das I. Obergeschoß als Capelle angelegt, mit reicher Dienstgliederung in den Ecken versehen, aus der sich ein Stern-

123.
Capelle
zu
Cöln.

124.
Capellen
zu
Perchtoldsdorf
etc.

¹³⁹⁾ Siehe die Tafel bei S. 189 im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches«.

gewölbe erhebt, welches den quadratischen Raum bedeckt. Eine mit einem Netzgewölbe bedeckte rechteckige Nische in der Mauer gegen Osten mit einem zweitheiligen gothischen Maßwerksfensterchen dient zur Aufnahme des Altares. Ein Eingang von außen führt zum I. Obergeschofs, also zur Capelle empor, durch welche man hindurch gehen muss, um durch eine Wendeltreppe in der Ecke in die oberen Wohngegenden des Thurm zu gelangen. Die gemalten Weihekreuze zeigen, dass die Capelle vorschriftsmässig kirchlich geweiht wurde, was wohl nur bei den wenigsten Hauscapellen wirklich geschehen sein dürfte.

Dann wollen wir noch die Hauscapelle an der Abtswohnung zu Maulbronn nennen, weil dort das Chörchen nicht gegen Osten, sondern gegen Norden gerichtet ist. Es konnte indessen immerhin der Altar drinnen an der Seite stehen und so seine Richtung nach Osten haben, wie es einmal für jeden Altar kirchliche Vorschrift ist, wenn solche auch seit dem Schlusse des Mittelalters nicht mehr allenthalben eingehalten wird.

^{125.}
Capelle
im
Collegium
Jagellonicum.

Wir schliesen die Betrachtung der Hauscapellen, indem wir noch einmal auf die Tafel bei S. 73 hinweisen, in welcher das Chörchen von der Aula des *Collegium Jagellonicum* zu Krakau erscheint, dessen einfache Gestalt uns weitere Beschreibung erspart.

Wir haben in diesen vorangehenden vier Abtheilungen die Betrachtung der wichtigsten Anlagen erschöpft, die als selbständige Theile im Inneren des Hauses auftreten. Es wäre nun zwar noch manche, vielleicht unscheinbare Anlage zu betrachten, wie Keller, über welche sich eine ganz interessante Studie schreiben ließe, die Aborte, denen schon im St. Galler Plane eine fehr grofse Sorgfalt zugewendet ist, wo sie als *Necessaria* bezeichnet sind. Wir müssen, so fehr wir das Wort *Necessaria* in Ehren halten, doch Angeichts des knappen Raumes darauf verzichten.

7. Kapitel.

Die äusseren Theile der Gebäude.

^{126.}
Allgemeines.

Nachdem wir uns darauf beschränken mussten, nur einzelne Gebäudegattungen mit Uebergehung so vieler anderer zu betrachten, und nicht einmal Raum hatten, den städtischen Wohnhausbau nach feiner gesammten localen Verschiedenheit den Lesern vorzuführen und die grofse Mannigfaltigkeit, die sich in den localen Gruppen ausgebildet hat, nur durch Vorführung der wichtigsten Typen andeuten konnten, so läge allerdings der Gedanke nahe, bei Betrachtung der Elemente, aus welchen sich das Aeussere der Gebäude zusammensetzt, jene der Gruppierung einzelner Theile und einzelner halb selbständiger Gebäude zu einem Ganzen an die Spitze zu stellen. Indessen würde dies nichts Anderes bedeuten, als eben doch aus den verschiedenartigen Zwecken, denen die Gebäude dienten, und den verschiedenen Lebensgewohnheiten der Insassen die verschiedene Form der Anlagen herzuleiten, was ja doch in den vorausgehenden Kapiteln der Hauptsache nach geschehen ist. Es ist jedem aufmerksamen Leser dieser Kapitel, wie des vorhergehenden Heftes bei Betrachtung der Illustrationen klar geworden, dass man nirgends nach äusserlichen, etwa nach rein künstlerischen Gesichtspunkten die Hauptanordnung der Gebäude bestimmt hat,

fondern das die Gruppierung stets aus der Sache selbst, d. h. in jedem einzelnen Falle aus den besonderen in Betracht kommenden Fragen sich ergeben hat. Daher denn auch die grosse Mannigfaltigkeit der Erscheinung. Jedes Gebäude ist ein selbständiges Individuum, nicht ein nach einer Schablone geschaffenes Werk, und wenn mehrere Gebäude, wenn ganze Reihen solcher eine völlige Gemeinsamkeit der Erscheinung an sich tragen, so lag dies nur darin, dass die ganze Reihe der Individuen unter ganz gleichen Bedingungen entstanden war und ganz den gleichen Zwecken diente.

Nun entstand allerdings aus solcher Gleichmässigkeit der Aufgabe und Gleichmässigkeit der Erscheinung eine gewisse Tradition, welche es mit sich brachte, dass man gewisse Formen einfach als selbstverständlich fest hielt, ohne daran zu denken, ob sie etwa auch anders sein könnten. Auch darauf haben wir oben mittelbar und unmittelbar hingewiesen. Aus der Macht der Tradition leitet sich ja der Lehrfatz ab, dass und unter welchen Umständen aus späteren Gebäuden Rückschlüsse auf solche ältere Werke gezogen werden dürfen und müssen, welche nicht mehr erhalten, oder auf die ursprüngliche Gestalt solcher, die verstümmt auf uns gekommen sind. Eben so beruht auf Gemeinsamkeit der Tradition die Gemeinsamkeit der Werke jeder Localschule, auf deren Verschiedenheit aber die Abweichung der einzelnen Schulen und ihrer Formenkreise von einander. Insbesondere sind die Localschulen die Träger jener Erscheinung geworden, dass bestimmte Elemente nach langer naturgemässer Verwendung sich so fest einbürgerten, dass sie in den Augen der Baumeister, wie der Bauherren und des gesammten Volkes ganz selbstverständlich waren und in Folge der Macht der Gewohnheit noch allenthalben angewandt wurden, nachdem ihre eigentliche ernsthafte Bedeutung längst verschwunden war. Wir brauchen, um nur ein Beispiel aus vielen zu nennen, nur an die Zinnen zu erinnern, welche als Decoration noch lange vorkamen, nachdem sie ihre kriegerische Bedeutung verloren hatten und welche von den Localschulen so verschiedenartig decorativ ausgestattet wurden.

Wir würden uns jedoch ein ganz falsches Bild der geistigen Thätigkeit unserer mittelalterlichen Baumeister machen, wenn wir nicht aus ihren Werken erkennen wollten, dass alle jene Regeln, die wir heute für die künstlerische Thätigkeit des Architekten aufstellen können, auch ihnen vorgeschwoben haben. Wenn wir auch keine schriftliche Fassung solcher Theorien kennen, ersehen wir doch aus den Bauwerken, dass sie den Meistern unbedingt bekannt waren. Insbesondere zwei Theorien treten uns beim mittelalterlichen Profanbau eben so deutlich entgegen, wie beim Kirchenbau, und wir müssen deshalb auch an dieser Stelle davon reden. So weit gehend der Einfluss der durch das Programm gestellten Aufgabe auf die Gruppierung, wie auf die Gestaltung der Einzelheiten war, so konnte er doch auf die Ausbildung bis in das Feinste nicht wirken, und der Sinn für gute gegenseitige Massverhältnisse der einzelnen Theile musste bis in den Zoll und die Linie hinein feiner bestimmt wirken, als die äusserste Aufgabe des Gebäudes. Nur aus der Theorie in Verbindung mit der aus der Erfahrung gewonnenen Feinheit des Gefühles ließ sich das Verhältniss der einzelnen Theile zu einander bestimmen. Dafür hatte man nun theoretische Regeln. Man hatte geometrische Bestimmungen aufgestellt, nach dem Grundsatz, dass, wie bei der Musik durch das bestimmte Zahlenverhältniss der Töne die Accorde entstehen, welche eine künstlerische Einheit und harmonischen Zusammenklang der Töne sichern, auch bestimmte geometrische Verhältnisse der Architektur jene harmonische Erscheinung geben müssen, die man anstrehte, so dass man diese geometrische Grundlage zu einem vollständigen Systeme ausbildete, von welchem Einzelheiten aller-

127.
Tradition.

128.
Richtiges
Mass-
verhältnis.

dings noch im XV. Jahrhundert gedruckt wurden, so dass die theoretische Literatur bis zu den Anfängen der Buchdruckerkunst hinaufgeht.

129.
Symmetrie;
Gleichgewicht
der
Massen und
Formen.

Neben dem ernstlich studirten und mit Bewusstsein angewandten Gesetze von den geometrischen Zahlenverhältnissen war auch das der ganzen Natur zu Grunde liegende Gesetz der Symmetrie von den mittelalterlichen Baumeistern als ein Grundgesetz architektonischen Schaffens anerkannt. Eben so kannten sie das Gesetz vom Gleichgewichte der Massen und Formen, welches sie eben so, wie wir jenem der reinen Symmetrie, an die Seite setzten. Nie aber ließen sie die Herrschaft eines dieser rein künstlerischen Gesetze so weit gehen, dass sie dem Bedürfnisse, welches den Bau veranlasse, um ihretwillen Gewalt anthatten. Wo das Bedürfnis es erforderte, gab man ohne Weiteres die Symmetrie preis, eben so das Gleichgewicht der Massen, das harmonische Zahlenverhältniss in der Grösse der einzelnen Theile. Dies gab gerade den Gebäuden ihren Charakter. Wo aber nicht ein solches Bedürfnis bestimend einwirkte, ließ man diesen Gesetzen eben so ihr Recht, wie es die Natur ihnen lässt. Wie symmetrisch sind die Fassaden, welche oben in Fig. 20, 21, 26, 28, 34 u. 37 gegeben sind. Wie regelmässig ist die Axentheilung und die gesammte Durchbildung bei Fig. 43, 44, 57 u. 62, weil zu anderer Anordnung und Theilung kein Grund vorlag. Wo aber bei einer der hier dargestellten oder der grossen Zahl aller übrigen nicht dargestellten Bauten eine Abweichung von regelmässiger Axentheilung und gleichartiger Durchbildung sich findet, ist stets irgend welcher ganz bestimmter Grund vorhanden, den zu suchen und zu finden immer interessant, mitunter sehr leicht ist. Mitunter allerdings liegen heute die Gründe nicht mehr zu Tage. Wenn man z. B. ein Fenster aus der normalen Stellung verschob, um zwischen damals bestehenden Gebäuden hindurch auf einen bestimmten Punkt sehen zu können und diese Gebäude heute nicht mehr da sind, so erscheint es uns wie Willkür oder Unachtsamkeit, dass das Fenster verschoben ist, oder wenn die Hausfrau, um irgend ein Möbelstück stellen zu können, vom Baumeister eine Abweichung von der normalen Anlage verlangte, so können wir über diesen Grund heute auch keine Gewissheit mehr finden. Häufig genug auch war es allerdings nur eben Unaufmerksamkeit des Meisters und Ungeschicklichkeit des Gesellen, welche Veranlassung zu Abweichungen gaben, und mancher Fehler ist so ohne Noth entstanden, über welchen wir uns den Kopf mehr zerbrechen, als es der gethan, welcher ihn verschuldet.

130.
Beurtheilung
des Ganzen
aus der
Erscheinung
des
Einzelnen.

Aufser der Betrachtung der Gesamtanlagen und der geschichtlichen Entwicklung derselben haben wir auch eine Anzahl einzelner Theile in Bezug auf ihren geschichtlichen Entwicklungsgang und die formale Ausbildung, welche sie während desselben erhalten haben, zu betrachten. Es ergiebt sich aus dem Studium der Entwicklung der einzelnen Theile mitunter viel sicherer ein Anhaltspunkt zur Bestimmung der Zeit, in welcher ein Gebäude entstanden ist, als aus der Gesamterscheinung, so dass das, was wir an kunstgeschichtlichem Lehrstoffe aus der Beobachtung der Bauten gewinnen können, wesentlich durch das Studium der einzelnen Theile ergänzt wird.

Die Zahl der Elemente, aus welchen sich der Bau in seiner äusseren Erscheinung zusammensetzt, ist keine geringe, und wenn wir jedem solchen Elemente ein besonderes Kapitel widmen wollten, so würde deren Zahl sehr groß. Wir werden daher nur über solche sprechen, in denen sich aus der Art des Auftretens, wie aus den Formen ein Entwicklungsgang thatächlich verfolgen lässt.

a) Die Erscheinung des Mauerwerkes und dessen Schmuck.

Die äußere Erscheinung der Mauer, ihre sichtbare Oberfläche und deren Behandlung ist das erste Element, welches wir zu betrachten haben. Wir haben dabei von Anfang an, so weit der Steinbau überhaupt in Betracht kommt, die Quaderverbindung der regelmäßig gehauenen, theils vollständig geglätteten, theils nur am Rande beschlagenen Steine zu beachten, dann die Verwendung des Bruchstein- und des Backstein-Mauerwerkes. Man kann schon aus dem Mauerwerke Anhaltspunkte zur Beurtheilung der Zeit gewinnen, wann ein Bauwerk entstanden ist. Indessen bedarf es hier doch großer Vorsicht; mehr als bei allem Anderen gilt es hier, der Localschule Rechnung zu tragen. Wir haben schönes Quaderwerk mit glatten Flächen oder glatten Rändern theils aus grosen, theils aus kleinen Steinen zu jeder Zeit, an irgend welchen gewissen Orten; aber nur in bestimmter Zeit ist es da und wieder dort gemacht worden. Da und dort ist eigenartiger Randbeschlag der Quader auf bestimmte Zeit beschränkt. Die Buckelquader erscheinen fast allenthalben nur am Schlusse des XII. und der ersten Hälfte des XIII. Jahrhundertes, in Nürnberg z. B. aber gerade im XIV. und XV. Jahrhundert. Insbesondere beim Profanbau zeigt sich, dass die Meister nicht stets, wie meist beim Kirchenbau, schönes Quadermauerwerk ausführten, sondern, wo es nur immer anging, sich mit mehr oder weniger regelmäßigem Bruchsteinmauerwerk begnügten, in welches dann die einzelnen Bautheile, regelmäßig vom Steinmetzen bearbeitet, in gutem Verbande eingesetzt wurden, während wir es als Regel ansehen dürfen, die von der ältesten Zeit her durch das ganze Mittelalter fest gehalten wurde, dass das ganze Bruchsteinmauerwerk mit einem möglichst dünnen, möglichst glatten, fast bis zur Politur geglätteten Putze überzogen war, welcher offenbar gleich beim Aufmauern aufgetragen und bloß mit der Kelle fest gerieben und geglättet wurde. Das bloße Ausfugen sowohl, als der Spritzwurf, durch welche man heute einen alterthümelnden Eindruck zu erreichen strebt, sind nicht alt. Nur an Eines erinnern wir uns, dass man nämlich mit dem Mörtel nicht den geflammt Stein verdeckte, sondern an einzelnen Stellen diesen aus dem Putze heraussehen ließ, dann aber regelmäßige Quaderfugen in den Putz einriß und so dem Bruchsteinmauerwerk ein regelmäßigeres, beinahe an Quaderwerk erinnerndes Aussehen gab. Im Allgemeinen überwiegt aber der mit der Kelle fast bis zur Politur glatt geriebene, aber selten recht ebene Putz.

Putzflächen sowohl, wie Quaderflächen erhielten häufig eine Färbung. Auf Miniaturen finden wir ganze Gebäude azurblau und zinnoberrot bemalt. Solche mögen auch vorgekommen sein, wahrscheinlich aber bestreut mit kleinen goldenen Ornament-Motiven; denn wenn wir insbesondere in der späteren französischen Gotik glatte Quaderflächen mit kleinen plastischen Lilien besaß, wenn wir das Stachelschwein *Ludwigs XII.* und ähnliche Motive, teppichartig plastisch über die Fläche ausgestreut, finden, so liegt der Gedanke nahe, dass diese Wappenbilder und die durch sie geschmückten Flächen auch in den Wappenfarben bemalt waren und dass, wie man heraldisch gemusterte Gewebe zu Gewändern verarbeitete, so auch die Häuserfronten heraldisch bemalt wurden und dann das glänzende Blau oder Roth die Erscheinung beherrschte. Häufig aber finden wir eine dem rothen Sandstein ähnliche Farbe mit aufgemalten weißen Fugen als Bemalung des Putzes angewandt und finden solche selbst auf Quaderwerk aufgetragen, wobei die aufgemalten Fugen

durchaus keine Rücksicht auf die wirklichen Fugen nehmen. Auch die verschiedenartigsten Motive für stilisierte Quadrirung gemalter Putzflächen bildeten sich aus. Förmliche Bilder sind am Aeuferen der Gebäude während des ganzen Mittelalters nichts Seltenes; theilweise waren sie von grossen Dimensionen. Der riesige Goliath an einem Hause zu Regensburg hatte jedenfalls schon seinen mittelalterlichen Vorgänger. Die Bemalung ganzer Façaden mit architektonischen Motiven, zwischen denen Einzelfiguren und ganze Bilder erscheinen, geht jedenfalls auch schon in das Mittelalter hinauf. Wenn wir auch nicht anzunehmen haben, dass die vielen gothischen Architektur-Motive in der Bemalung des Rathauses zu Ulm, so wie sie heute noch sichtbar sind, noch aus dem Mittelalter selbst herrühren, so ist doch nicht zu zweifeln, dass sie nur Erneuerungen wirklich mittelalterlicher Malerei sind. In Eggenburg (Niederösterreich) war vor wenigen Jahrzehnten, und ist es hoffentlich heute noch, die Decoration eines mittelalterlichen Hauses erhalten, welche reiche gothische Architektur-Motive in Sgraffito ausgeführt zeigt, die alle Flächen bedecken. Von Einzelbildern, welche auf den Flächen des Hauses aufgemalt sind, sind neben den Heiligendarstellungen vor Allem die Wappen zu nennen, welche vereinzelt an bestimmten Stellen, aber auch in grösserer Zahl, regelmässig gestellt, als Frieze und in sonstiger Anordnung vorkommen. Ein interessantes Beispiel ist der sog. Wappenturm in Innsbruck, welcher zwar nicht mehr im Original erhalten ist, von dem aber zuverlässige Abbildungen im dortigen Ferdinandeum zu sehen sind. Der ganze Thurm war mit Wappen bemalt, welche in regelmässiger Feldereintheilung alle Flächen bedeckten.

Aber alle diese Malereien sind eigentlich doch nur Surrogate für bemalte Plastik. Wenn dies, wo Architekturen gemalt sind, selbst dort unzweifelhaft ist, wo die Architekturen so phantastisch und reich sind, dass man sie kaum plastisch ausgeführt denken kann, so ist es aber auch der Fall bei den Wappen, die häufig genug auch plastisch mit reicher Bemalung und Vergoldung geschmückt vorkommen und mit denen z. B. an der »Burg« zu Wiener-Neustadt eine ganze Giebelfront in plastischer Ausstattung von unten bis oben bedeckt ist, wie der Wappenturm zu Innsbruck mit gemalten Wappen. Das Gleiche gilt von den Reliefs, so wie runden Figuren, welche in reicher Bemalung und Vergoldung die Hausfronten schmücken. Erschöpfen lässt sich dieses Thema nicht. Der Reichthum des Mittelalters ist zu groß; da sind Scenen aus der Thierfabel oder einzelne Thierfiguren angebracht, dort bewegliche Figuren, welche irgend eine Hantirung treiben, und alles Denkbare und Undenkbare ist als Schmuck der Hauswände herbeigezogen.

^{132.}
Sockel.

Im Allgemeinen ist ja der Fuss der Gebäude durch einen ausgeladenen Sockel bezeichnet. Auch im mittelalterlichen Profanbau der älteren Zeit findet sich ein solcher (vergl. Fig. 12, S. 31). Nicht allenthalben ließ er sich aber beim Bau der Burgen und Paläste durchführen, weil die Gebäude theilweise auf Felsen, theilweise auf hohen Stützmauern stehen, so dass der oft Stockwerke hohe Unterbau nicht eigentlich als Sockel bezeichnet werden kann. In den Städten ließ die geringe Straßensbreite ausgeladene Sockel nur schwer zu, und so sehen wir dieselben vom XIII. Jahrhundert an mehr und mehr aus dem Profanbau verschwinden. Wo ein solcher noch angelegt wird, hat er eine beträchtliche Höhe, und die Anlage geschieht ersichtlich zum Zwecke der Verstärkung. Diesem Zwecke entsprach aber eine Böschung des Erdgeschoßes, welches ja ohnehin erst spät eine eigentliche Bedeutung erhielt, fast noch besser. Mitunter beschränkte man sich auch darauf, bloß einzelne

geböschte Pfeiler, förmliche Strebepfeiler, zur Verstärkung des unteren Theiles, insbesondere der Ecken der Gebäude, anzulegen. Manche solcher Pfeiler mögen allerdings erst nachträglich angefügt worden sein, wenn die Festigkeit der Gebäude nachgelassen hatte; denn die oft wenig rationelle Art der Gebäudeerhaltung und die vielfachen Umgestaltungen, welche vorgenommen wurden, müssten, abgesehen von manchem Leichtsinne der Construction bei der ersten Herstellung, dahin führen, dass solche Schäden sich häufig ergaben, welche eine nachträgliche Sicherung recht nötig machten.

Die Gesimse spielten im Mittelalter nicht jene Rolle, welche ihnen die Renaissance-Periode zutheilte. Sie waren zunächst meist sehr dünn, wie schon aus der Bezeichnung »Filet«, welche sie führten, hervorgeht. Sie zogen sich theils als Stockwerksandeutung um die Gebäude, theils unter den Fenstern, deren Sohlbänke bildend, hin. Auch das Hauptgesims ist nur ein solches gering ausgeladenes Filet, welches höchstens eine etwas beträchtliche Stirnplatte erhielt. Mitunter fehlte es auch vollständig, wenn etwa ein Zinnenkranz oder eine ähnliche, rein decorative Anlage die Bekrönung der Front bildet. Wo man einen weit vorspringenden Dachrand haben wollte, ließ man die Sparren oder die Schifter (Anschieblinge) vorschießen, machte etwa Strebe-Constructionen darunter, um sehr weites Vorschießen zu ermöglichen. Eine stark vortretende Stein-Construction, wie etwa durch große Profile oder durch Consolen, gab man dem Hauptgesimse nur, wenn es sich darum handelte, dass dasselbe einen ausgeladenen Gang, eine Galerie oder sonst eine hervortretende Construction tragen sollte.

133.
Gesimse

Fig. 156.



Fig. 157.



Fig. 158.



Fig. 159.

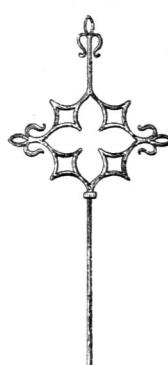


Fig. 160.



Fig. 161.



Fig. 162.



Eine Eigenthümlichkeit liegt in dem Sichtbar machen des an manchen Orten gebräuchlichen Constructionsmotivs, an einzelnen der Stockwerksbalken kurze eiserne Schliesen oder Anker mit Oehren am Ende anzubringen, diese durch die Mauerdicke hindurchgreifen zu lassen und an der Front durch diese Oehre Schlüssel zu stecken. Letztere wurden reich ornamental entwickelt, und indem sie einen grösseren Theil der Mauerfläche in Anspruch nehmen, dienen sie zum Festhalten der Anker und bewirken den Zusammenhalt der beiden einander gegenüber liegen-

134.
Anker.

den Mauern. In Art. 78 (S. 84) haben wir auf deren Verwendung in Cöln hingewiesen. Größeren Reichthum, als dort, finden wir in den Ankerschlüsseln beim Wohnhausbau der Niederlande entwickelt; von den Motiven, welche wir vor 40 Jahren dort gezeichnet haben und von denen wohl eines oder das andere inzwischen zu Grunde gegangen ist, geben wir einige in Fig. 156 bis 162.

^{135.}
Verbindungs-
bogen.

Noch sei, wenn auch nicht gerade zur Gliederung der Mauer gehörend, weil wir keine andere Stelle finden, an welcher wir sie kurz erwähnen könnten, hier an die Thatsache erinnert, dass wir in Städten mitunter die gegenüber liegenden Häuserreihen durch Bogen verbunden finden, welche den Zweck haben, das Nachderstrafsefallen der Hausfronten zu verhindern. Mitunter mag das starke Vorkragen der Stockwerke von Anfang an Veranlassung gegeben haben, solche Vorsichtsmassregeln anzuwenden; mitunter mag nachträglich die Fassade sich vorgebogen haben. Vorzugsweise aber war es sicher die Furcht vor Erdbeben, welche jene Bogen veranlasse, die wir gerade so in kleinen deutschen Städten finden, wie in Italien und im Orient. Mitunter dienten einzelne, in entsprechender Breite angelegt, auch dazu, eine Brücke über die Straße weg zur Verbindung der oberen Geschosse zweier gegenüber liegender Häuser herzustellen, obwohl man solche meist von Holz herzustellen vorzog, weil sie sich auch bequem wieder beseitigen ließ, wenn die Verbindung wieder aufgehoben werden sollte. Dass diese Bogen, welche in langen Reihen durch die Straßen ziehen, mitunter in mehreren Reihen über einander, zur malerischen Erscheinung der Städte recht wesentlich beitragen, bedarf keiner besonderen Erwähnung, und in diesem Sinne muss man ihr Verschwinden aus den modernen oder modernisierten alten Städten lebhaft bedauern.

^{136.}
Backstein-
bau.

Wir haben die vorangehenden Sätze dieses Kapitels ausschließlich mit Rücksicht auf die Erscheinungen des Steinbaues behandelt; doch lässt sich fast Alles auch auf den Backsteinbau ausdehnen, was wir über die äußere Erscheinung und den Schmuck der Umfassungswände des Hauses gesagt haben. Nur tritt hier noch ein Element hinzu. Die Zeichnung der Lager- und Stoßfugen des Quaderbaues beeinflusst die Wirkung des Aeußersten wenig. Die Verwendung verschiedenfarbiger Hausteine in regelmäsigem Wechsel, welche in der Periode der Merovinger und Karolinger üblich war, verschwindet mit der Zeit, von denen wir überhaupt eine zusammenhängende Geschichte des Wohnbaues beginnen können, aus Deutschland vollständig und kommt nur noch in Italien vor. Beim Backsteinbau dagegen hat die Zeichnung, welche der Mauerband der Oberfläche giebt, wesentlichen belebenden Einfluss auf die Erscheinung. Als nun mit dem XV. Jahrhundert die Verwendung glasirter Ziegel häufiger wurde, fanden sie auch im Profanbau Eingang, und die Häuser Lübecks, Lüneburgs und anderer Städte zeigen insbesondere häufig Schichten glasirter Ziegel zwischen die gewöhnlichen Ziegelschichten eingeschoben; wo sich größere Mauerflächen ergaben, was allerdings mehr beim Kriegsbau, als beim Wohnbau der Fall war, wurden diese durch förmliche Teppichmuster belebt. Das vorhergehende Heft zeigt manche Beispiele, und wir werden beim Kirchenbau, wo uns die gleiche Erscheinung begegnet, darauf zurückkommen.

^{137.}
Holzbau.

Ganz charakteristisch ist auch die äußere Erscheinung der Wände beim Holzbau; auch sie ist ganz von der Construction bedingt. Wir haben daher dem oben Gesagten kaum etwas beizufügen. Doch können wir nicht unerwähnt lassen, dass durch die Säulen und Riegel regelmäsig Felder gebildet wurden, die nicht lediglich nach geraden Linien gezeichnet wurden, sondern auch Kreise, Vierpässe etc.

darstellten, so dass durch bunte Bemalung sowohl der Felder, als der geschnitzten Ornamente ein ungemein lebendiges Bild entstand.

Die äussere Erscheinung der Mauern und Wände ist das wichtigste und nächst der Hauptgruppierung am meisten den Charakter des Bauwerkes bestimmende Element. Es spricht sich dies theilweise in der Bezeichnung aus, welche zunächst das Volk manchem Gebäude gegeben und die ihm sodann geblieben ist. Neben der Bezeichnung »hohes Haus«, »dicker Thurm« und anderen Bezeichnungen, die von der Hauptform genommen sind, finden wir das »weisse«, das »rothe«, das »bunte Haus«, das »gemalte Haus« und ähnliche von der Erscheinung des Mauerwerkes genommene Bezeichnungen von früher Zeit her. Daneben aber geht eine ganze Reihe anderer Elemente her, welche auf den Charakter bestimmend einwirken und die wir deshalb hier noch zu betrachten haben.

138.
Bezeichnung
der
Gebäude
nach der Farbe.

b) Die offenen Hallen.

(Lauben.)

Es war wiederholt von den Lauben in den Erdgeschoissen der Gebäude die Rede, welche in Italien als Reste der antiken Cultur sich erhalten hatten und das gesammte Mittelalter überdauerten, welche im südlichen Frankreich, anschliessend an Italien, gleichfalls häufige Verwendung fanden und im Laufe der Zeit auch in Deutschland in einzelnen Städten Eingang gefunden. Wir haben oben auf die Tyroler Städte hingewiesen, wohin ja von Italien aus der Weg sehr nahe war. Wir haben die böhmischen Städte erwähnt; wir können selbst auf den Norden Deutschlands hinweisen, wo sie z. B. zu Münster in Westfalen in umfangreicher Weise zur Verwendung gekommen sind. Vereinzelt kommen sie ja insbesondere an öffentlichen Gebäuden gar nicht selten vor. Dass sie übrigens irgendwo in Deutschland auf altheimische Tradition zurückgehen, scheint uns unwahrscheinlich. Ihr erstes Auftreten dürfte auf die germanischen Paläste zurückzuführen sein, welche, wie wir in Kap. 2 dargelegt haben, auf classischer Grundlage beruhen. Auf solchen offenen Hallen, wie sie schon im *Theodorichs-Palaste* zu Ravenna vorhanden waren, von denen wir in Art. 13 (S. 11) insbesondere die Haupthalle betont und in Fig. 1 (S. 11) abgebildet haben, in welchen die öffentliche Gerichtspflege ausgeübt wurde, die hauptsächlichsten Regierungshandlungen öffentlich vorgenommen wurden, in welchen Feste gefeiert wurden, die also mit den Basiliken der Römer in Verbindung standen — auf diesen grossen Hallen beruht der später so ausgebildete mittelalterliche Saalbau. Aehnliche Hallen, wenn auch unbedeutender, als die Haupthalle, zogen sich um andere Gebäude, welche den Hof des Palastes umschlossen, und bildeten die Gänge, von denen aus die einzelnen Räume zugänglich waren. Wir haben darauf hingewiesen, dass in den Klosterbauten ähnliche Gänge vorhanden waren, die jedenfalls ursprünglich auch Säulenhallen waren. Im Plane von St. Gallen bleibt es zweifelhaft, ob wir fensterartige Oeffnungen oder bis zum Boden offene Hallen um den inneren Hof der Clausur und die beiden Höfe der an der Ostseite der Kirche befindlichen Gebäudeanlage vor uns haben; wir möchten auf Gänge mit einer Brüstung unter den Fenstern schliessen, weil die offene Halle um das Paradies an der Westseite der Kirche anders gezeichnet ist. Jene mit offenen Hallen umgebenen Höfe finden sich noch später; ja gegen den Schluss des Mittelalters treten sie uns in den Deuschordensburgen, so wie bei einer Anzahl von Wohnhäusern und anderen Bauten, die Höfe umziehend, entgegen. In Fig. 147 u. 148 (S. 151) ist eine kleine

139.
Entstehung.

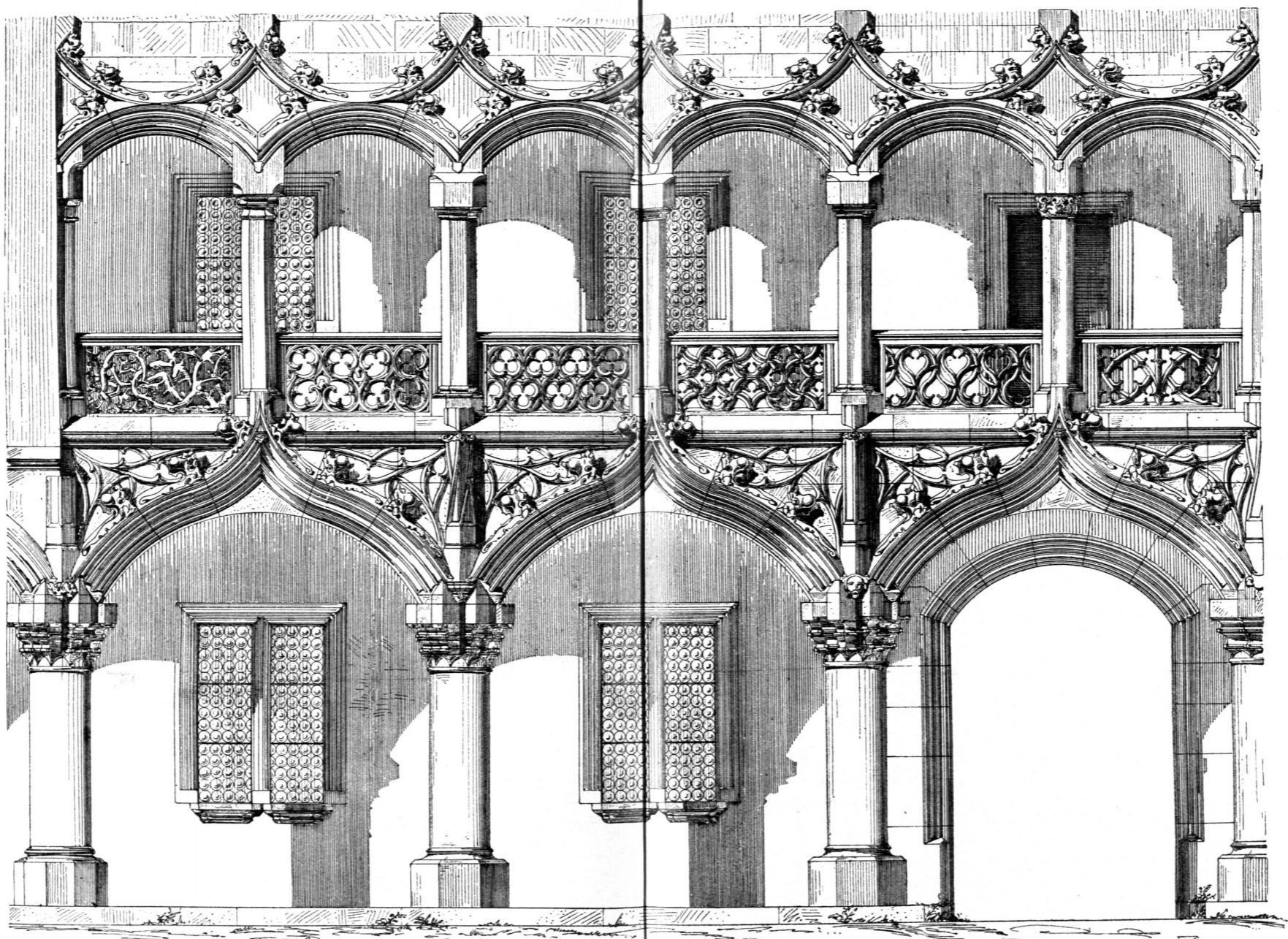
folche Anlage aus dem Krakauer Universitätsgebäude wiedergegeben. Dadurch, das alle diese Anlagen im Inneren der Gebäude sich finden, haben sie einen anderen Charakter in der Benutzung; in der architektonischen Ausbildung ist kein Unterschied. Nur jene älteren, den Fürstenhöfen angehörigen Hallen können in so fern als Vorbilder der Lauben angesehen werden, als ja der Hof des Fürsten dem öffentlichen Besuche offen stand und sich, wer da wollte, im Schatten dieser Hallen ergehen, wie im Hofe sonnen durfte, und als ja der Palast eine kleine Stadt mit Straßens; der Haupthof darin ein öffentlicher freier Platz dieser kleinen Stadt war.

^{140.}
zweck.

Sicher hat auch gerade die Gewohnheit, an den Fürstenhöfen solche offene Hallen zu haben, dahin geführt, sie auch in den Städten anzulegen. Gerade da boten sie ja nicht bloß Annehmlichkeit eines schattigen Aufenthaltes bei Sonnenhitze; sondern sie erweiterten auch die engen Straßens, ohne von den Häusern mehr wegzunehmen, als den Raum im Erdgeschofs. Zudem boten sie Verkaufsstellen dar, und wenn wir von »Tuchlauben«, »Brotlauben« und anderen hören, so können wir uns in den Hallen selbst die Verkaufstände aufgeschlagen denken, so wie auch die Hausbesitzer die sonst in jedem besseren Hause vor dem XV. Jahrhundert nur bedingt benutzten Erdgeschoisse zu Verkaufsgewölben nutzbar machen konnten, die mit dem Inneren des Hauses selbst außer jeder Verbindung standen. Wo daher Lauben angelegt waren, fehlten nur ausnahmsweise die nach der Straße offenen Gewölbe hinter denselben, sondern standen meist in Reihen, den Bogen der Lauben entsprechend, neben einander, da, wo ein Haus nicht von anderer Seite einen Eingang hatte, einen solchen zwischen sich übrig lassend, der natürlich von den Gewölben ganz getrennt war. Ihre eigentliche Bedeutung hatten diese Lauben, wenn sie nicht nur an einem einzelnen Gebäude vorhanden waren, obwohl sie auch da Wichtigkeit hatten, wenn etwa dieses einzelne Gebäude vor die Nachbarhäuser in die Straßenbreite hereinsprang, so dass die Straße an dieser Stelle verengt wurde und durch die Lauben erst wieder die entsprechende Breite für den Verkehr hergestellt war. Im Allgemeinen war die Breite solcher Lauben, wie ihre Höhe sehr verschieden. Unter jenen der Tyroler Städte finden sich welche, die sehr enge sind und meistens ungleich in der Breite, so dass die durchschnittliche Breite von 3 bis 4 m sich an einzelnen Stellen bis auf 1,5 m, selbst noch weniger verengt. Eben so erweitert sie sich allerdings an manchen Stellen über dies normale Mass hinaus, bis 5 und 6 m. Wir finden einzelne, deren Höhe nicht einmal 2,5 m beträgt, während andere 5 bis 6 m und noch mehr Höhe haben. Sie haben theils Balkendecken, theils Gewölbe der verschiedensten Art, je nach der Construction der Häuser.

^{141.}
Architektonische
Ausbildung.

Von dieser hängt auch die Gestalt der Laubenfront ab. Fast ausnahmslos sind es Bogen, in älterer Zeit Rundbogen, vom XIII. Jahrhundert an Spitzbogen, die auf quadratischen, ovalen, theilweise abgefaste oder sonst gegliederten Pfeilern ruhen, durch welche sich die Lauben nach der Straße öffnen. Im XV. Jahrhundert kommen flache Bogen dazu, theils Stich-, theils Korbogen. Statt der Pfeiler kommen auch Säulen, theils rund, theils achteckig, als Bogenträger vor, mitunter, namentlich in der älteren Zeit, schlank, monolith, etwa zu zweien hinter einander stehend, in späterer Zeit jedoch meist stark und niedrig, mehr Rundpfeiler als Säule, und dem gemäss auch aus Trommeln aufgeschichtet mit flachem Fusse und niedrigem Kapitell. Die Bogen haben mitunter reiche Gliederung, welche sich im Laufe des XV. Jahrhundertes nicht mehr auf das Kapitell aufsetzt, sondern in die Säulen oder Pfeiler einschneidet. Die Weite der Bogensprengung in den Fronten hängt wieder von ver-



Von einem Wohnhaus (Kornmesserhaus) zu Bruck an der Mur.

1/50 n. Gr.

schiedenen Umständen und Erwägungen ab. Bei gleicher Pfeilerhöhe bedurfte es um so grösserer Höhe der Laubengänge, je weiter der Bogen gesprengt werden sollte; aber je enger die Pfeilerstellung war, um so mehr Licht nahm diese der Laube selbst und dem dahinter befindlichen Gewölbe weg. Da die einzelnen Häuser solcher mit Lauben versehener Gassen meist schmal waren, so ist es fast Regel, dass jedem Hause nur ein Bogen entspricht, selten, dass mehr als deren drei auf ein gewöhnliches Haus treffen, während allerdings grössere deren eine unbestimmte Anzahl zeigen. Wo bei beschränkter Höhe weit gespannte Spitzbögen etwa ein einziger vor einem Hause mit 5 bis 7 m Frontbreite angelegt werden sollen, ließ man ihn unmittelbar auf dem Boden beginnen.

Auch in mehreren Geschossen über einander, ähnlich wie in den Höfen, finden sich die Lauben an einzelnen grossen Häuserfronten. Die Fensterbildungen des XII. und XIII. Jahrhundertes sind als solche Lauben in höheren Stockwerken zu betrachten. Die Mafwerkfensterreihen des XIV. und XV. Jahrhundertes setzen dieses Motiv fort. Das bekannteste Beispiel ist jedenfalls die Laube am Dogen-Palaft zu Venedig mit der darüber befindlichen Galerie. Das Beispiel, welches wir auf neben stehender Tafel geben, einem Hause zu Bruck an der Mur entnommen, ist in verschiedener Beziehung sehr lehrreich, einmal weil es zu den doch selteneren Beispielen gehört, in welchen auch in Deutschland das I. Obergeschoß eine Laube hat, dann wegen der aufsergewöhnlich reichen Durchbildung.

142
Doppelte
Lauben.

Das Erdgeschoß hat mit der Constructionsdicke des Gewölbes eine Höhe von 4,5 m. Die Entfernung der Säulen beträgt von Mitte zu Mitte 3,7 m, die Höhe der Säulenstämme 1,6 m, der Säulen mit Fuss und Kapitell 2,75 m; die achteckigen Füsse sind einfach, die Kapitelle aber aus einer Reihe von Consolen gebildet, welche sich an den Kern anlehnen. Eine reiche Gliederung, deren äusseren Rand eine Wimperge bildet, schliesst sich felsrückenförmig dem flachen Bogen an. Ueber den Säulen stehen auf Consolen Fialen, welche sich mit dem Gefimfe verschneiden, oberhalb des Gefimfes aber jetzt fehlen, eben so wie die Kreuzblumen der Wimperge fehlen. Diese fehlenden Theile, die jedenfalls recht zart waren, wurden vor die obere Architektur gestellt, und mussten vielleicht weggenommen werden, weil sie nicht gut mit der oberen Architektur verbunden waren.

Im I. Obergeschoß entsprechen jedem unteren Bogen deren zwei obere. Die ganze Architektur ist somit wesentlich kleiner. Die oberen Wimperge durchschneiden sich, endigen oben jedoch nicht in einer Kreuzblume, sondern in einem consolenartigen Stein, auf welchem eine Thier- oder Menschenfigur stand. Diese Ergänzungen möge sich der verehrte Leser selbst auf die neben stehende Tafel skizziren, und er wird erstaunt sein, wie glänzend das Werk ursprünglich ausgesehen haben muss. Sollte es der gegenwärtigen Arbeit vergönnt sein, eine zweite Auflage zu erleben, so werden wir nicht verfehlten, der Tafel, die den jetzigen verstümmelten Zustand giebt, eine solche beizufügen, welche die gedachten Ergänzungen enthält.

Im Ganzen geben die vielen erhaltenen Beispiele nicht gerade zu sehr vielen Bemerkungen Anlass, und wir können zu einem Thema übergehen, welches deren um so mehr zur Behandlung bietet.

c) Die Thüren und Thore an den Aufenseiten.

Wenn wir von diesen hier sprechen wollen, so muss vorher bemerkt werden, dass es sich nicht um äussere Thore mit Vertheidigungsmassregeln und Vorwerken mit ihren sehr verschiedenartig angelegten Deckungs- und Schutzanlagen verschiedenster Art handelt; denselben ist im vorhergehenden Hefte ein eigenes Kapitel gewidmet (vergl. S. 205 bis 231 ebenda.). Hier ist also nur von jenen die Rede, welche unmittelbar in ein Gebäude führen und keinerlei Vertheidigungsmassregeln haben, mindestens keine umfassenderen; denn dass man da und dort ein Guckloch auch an einem friedlichen Hause in der Nähe der Thür anbrachte, durch welches man hindurchsehen konnte, wer vor der Thür stehe, bevor man sie öffnete,

143.
Geringe
Größe
und Höhe;
Lage.

und von wo aus man den Ankömmling etwa auch durch einen Schuß zurückweisen konnte, das kam ja im Mittelalter auch außerhalb der kriegerischen Maßregeln vor.

Die Eingangstüren der Gebäude waren nun Anfangs meist verhältnismäßig eng. Wir erinnern an jene ältesten Thurmbauten, welche zugleich die Kernate des Burgherrn bildeten und bei denen die Türen hoch oben lagen, so daß man nur mit Hilfe, die von innen geleistet wurde, überhaupt empor gelangen konnte. Man vergl. Fig. 87, 88, 94, 96, 121 u. a. des vorhergehenden Heftes, auch Fig. 131, 134, 156 u. f. w.

In den Kreuzzügen, wo große Besitzungen in den Thürmen waren, zeigte sich die Zweckmäßigkeit des freien Verkehrs für die Vertheidiger; man legte die Türen in das Erdgeschoß, und vom XIII. Jahrhundert an ahmte man auch im Abendlande dies allenthalben nach, die Türen zu ebener Erde anzulegen, damit die Vertheidiger heraus könnten, wenn es auch größerer Kräfte bedurfte, um die Türen zu vertheidigen,

falls der Thurm selbst einmal angegriffen wurde, welcher Fall ja doch nur höchst selten sich ereignen konnte. So finden wir die Anlage schon auf dem Trifels. An der Kleinheit der Türen hielt man aber für gewöhnlich fest. Wir verweisen hier auf die Thür der Burg Landeck¹⁴⁰), deren Innen- und Außenansicht wir in Fig. 163 u. 164¹⁴¹) geben.

Sie hat eine lichte Weite von 0,75 m und eine Scheithöhe von 1,53 m. Vor der Thür stehen zwei Consolen unter der Schwelle aus der Wand her vor, um einen Bretterboden zu tragen, von welchem aus man sich zur Erde herablassen kann.

Ganz ähnlich ist die Anordnung der Thür des schon mehrere hundert Jahre älteren gescheibten Thurmes zu Bozen (vergl. die Tafel bei S. 34).

Wo man nun aber auf Burgen, in Klöstern oder an den Häusern in den Städten einen größeren Eingang nötig hatte, stellte man denselben eben so groß her, als das Bedürfnis es mit sich brachte. Wollte man das Thor decorativ ausstatten, so waren es die Formen, welche man dem Kirchenbau entnahm. Wir haben mehrere solcher Beispiele profaner Portale. Wir verweisen als auf ein dem XII. Jahrhundert angehöriges Beispiel in Fig. 141 (S. 206) des vorhergehenden Heftes. Vom Portal der Burg Schloßeck war auf S. 68 jenes Heftes die Rede. Indessen liebte man solch große Portale nach der Straße doch nicht, und wenn wir sorgfältig zusehen, sind solche Portale auf Burgen und in Klöstern doch meist nicht

Fig. 163.

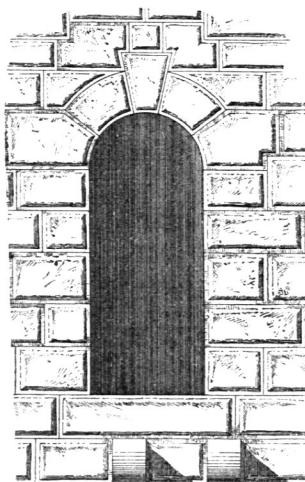
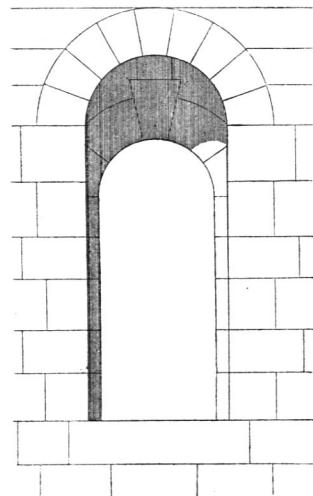


Fig. 164.



Thür der Burg Landeck.

 $\frac{1}{50}$ n. Gr.

¹⁴⁰⁾ Siehe Fig. 96 (S. 156) im vorhergehenden Heft dieses "Handbuches".

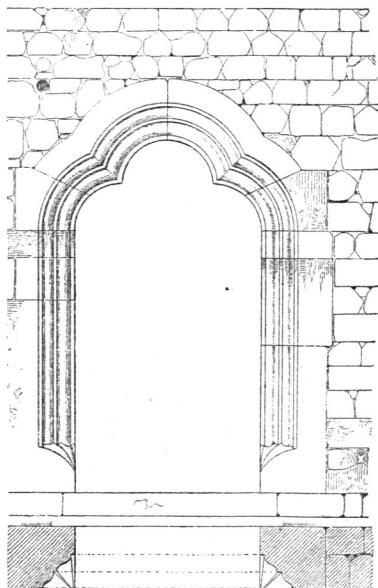
¹⁴¹⁾ Nach: NAEHER, J. Die Burgen der rheinischen Pfalz. Straßburg 1887.

äussere Eingangsthore, sondern innere Thüren, die von Raum zu Raum, etwa von einem inneren Hofe aus in ein Gebäude gehen. Der wirkliche Eingang, nicht bloß der erste Zugang sollte jedem von außen Kommenden schwer und unfreundlich erscheinen. Wir glauben deshalb auch kaum, daß das in Schlosseck gefundene Portal das Burgportal, vielmehr, daß es eine innere Zwischenthür, etwa vom Hofe in eine Capelle, war.

Dafs die eigentliche Klosterpforte gleichfalls nicht zu eng war, wenn sie auch nicht an jene eben erwähnten Anlagen heranreicht, zeigt Fig. 12 (S. 31), auf welcher der Eingang zur Clafur in Maulbronn dargestellt ist; aber auch diese war ja nicht der erste Zugang, wie allerdings das Thor der fränkischen Salzburg. Die Thüren der Palasgebäude sind ebenfalls, offenbar um nicht zu vielen Leuten zu gleicher Zeit Einlass zu gewähren, nicht besonders groß (vergl. Fig. 8 u. 9, S. 23 u. 25). Dafs die Thür in Fig. 21 (S. 41) am Overholz-schen Hause so groß gezeichnet ist, möge nicht als Beweis genommen werden, daß sie gerade so groß gewesen sein muß. Von grösseren Portalanlagen des XIII. Jahrhundertes ist

das Portal aus dem Kloster Heilsbronn, welches sich seit einigen Jahren im germanischen Museum zu Nürnberg befindet, noch hervorzuheben, da es auch kein Kirchenportal ist, sondern in das Refectorium führte, also profanem Gebrauche diente. Die Thore in Fig. 13 (S. 32) aus Cöln und Fig. 26 (S. 50) aus Aachen sollten zur Durchfahrt dienen und sind deshalb so breit angelegt. Von Gliederung ist bei denselben nicht weiter die Rede, als daß bei Fig. 13 (S. 32) jederseits eine Säule unter dem Bogen steht. Die beiden Thüren am Palas zu Münzenberg sind kleeblatt-

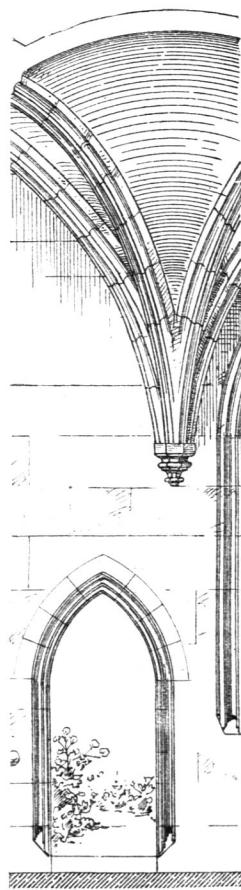
Fig. 165.



Thür am Palas zu Münzenberg.
1/50 n. Gr.

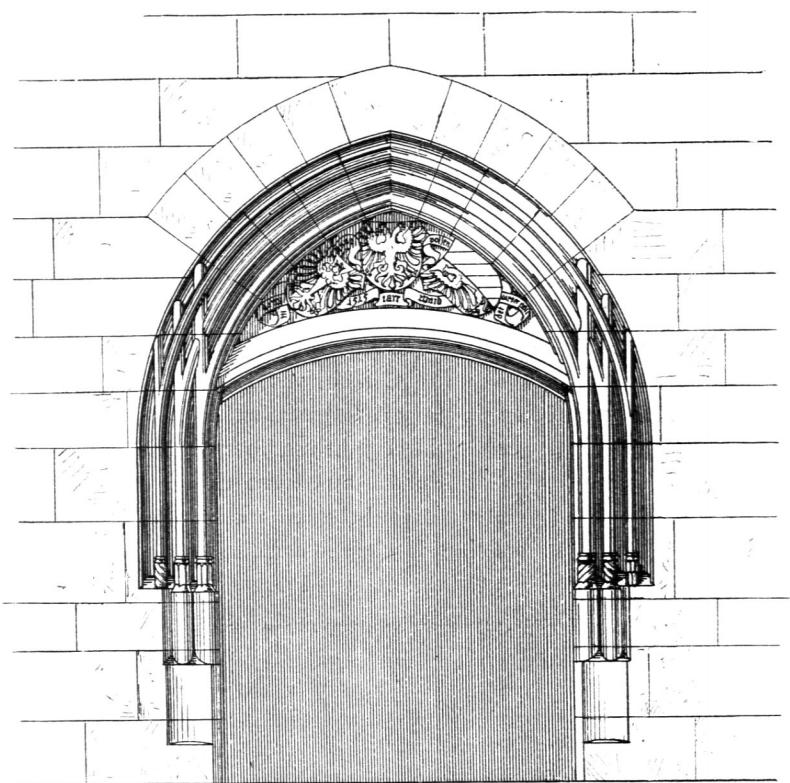
förmig geschlossen und von einem ziemlich reichen Profil umfaßt, welches eben so, wie die Bogenform zeigt, daß es bereits dem XIII. Jahrhundert angehört. Wir geben in Fig. 165 die untere Thür wieder. Die beiden Karniese des Einfassungsprofils sind gleich den unteren Ausläufen sehr bezeichnend. Wenig jünger, aber wesentlich reicher ist die Eingangstür zum Palas in Gelnhausen. Es hat den Anschein, als ob der umfassende Rundbogen älter sei und dem ursprünglichen Bau noch angehöre, dagegen die darunter gestellte Thür mit ihren drei schlanken Säulchen auf jeder Seite und dem reich geschmückten Kleeblattbogen dem Fortgang des XIII. Jahrhundertes angehört.

Fig. 166.



Thörchen im Franziskaner-Klostergang zu Bozen.

Fig. 167.



Bogenthor am Rathhaus zu Nürnberg.

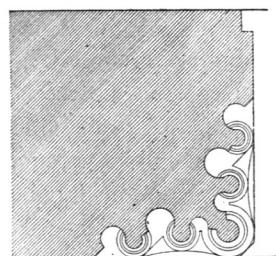
 $\frac{1}{50}$ n. Gr.

Mit dem XIII. Jahrhundert kam nun der Spitzbogen auf, welcher für gröfsere Thoreingänge sich eignete, aber auch bei den kleinsten Anwendung fand. Spitzbogig ist z. B. das Thürchen im Franziskaner-Klostergang zu Bozen, welches dem XIII. Jahrhundert entstammt (Fig. 166).

^{145.}
Bogenthore
des
XIV. u. XV.
Jahrh.

Auch im ganzen Lauf des XIV. Jahrhundertes werden diese Spitzbogenthüren bloß von einfachen Einfassungsprofilen umrahmt, wie jene zu Bozen. Im Beginne des XV. Jahrhundertes wurde, der reichen Architektur des Rathhausthurmes zu Cöln entsprechend, auch eine reiche Eingangsthür zu demselben gebildet, welche in den Kreis der Kirchenportale sich einfügt. Im Allgemeinen aber ist auch im XV. Jahrhundert die Einfassung mit reicher gewordenen, zarteren, aber weniger wirkungsvollen Profilen, als jene des XIV. Jahrhundertes, die Regel. In der Schlussperiode, etwa um 1500, tritt bei den Bogenthüren das Recht der Steinmetzen, ihre Kunststückchen zu zeigen, immer mehr in den Vordergrund. In Fig. 167 u. 168 geben wir eine von Hans Beheim herührende Bogenthür vom Rathhouse zu Nürnberg wieder. Aus der Zeichnung ist zu ersehen, wie der Meister der 2,3 m weiten, im Lichten nahezu 3 m hohen Thür durch Unterfsetzen eines Flachbogens unter den Spitzbogen nicht bloß Gelegenheit zu weiteren Durchdringungen und Verschnei-

Fig. 168.



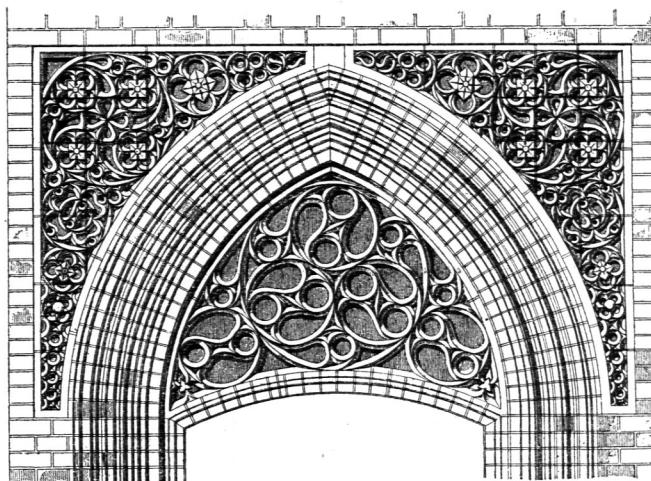
Detail zu Fig. 167.

 $\frac{1}{25}$ n. Gr.

dungen der Profile hergestellt hat, sondern auch ein Bogenfeld geschaffen, in welchem neben dem Doppeladlerschilde des Reiches auch die beiden Wappen von Nürnberg Raum fanden.

Auch der norddeutsche Backsteinbau bethätigte erst gegen den Schluss des Mittelalters eine reichere Gestaltung der Profile. Fig. 169 u. 170 geben den oberen Theil des Eingangstores am Neustädter Rathause zu Brandenburg. Auch hier ist durch Untersetzen eines Stichbogens unter den Spitzbogen ein Bogenfeld gebildet, welches mit einer gebrannten Maßwerkfüllung versehen ist, die durchbrochen den mit Putz

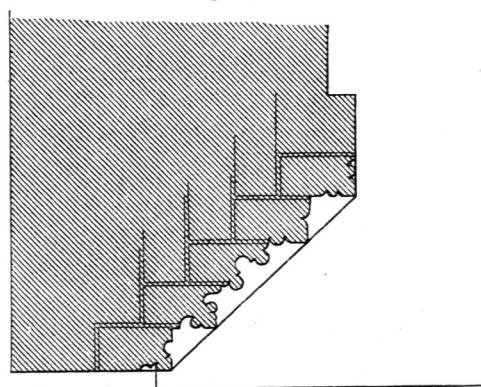
Fig. 169.



Vom Eingangsthor am Neustädter Rathaus zu Brandenburg.

 $\frac{1}{50}$ n. Gr.

Fig. 170.



Detail zu Fig. 169.

 $\frac{1}{25}$ n. Gr.

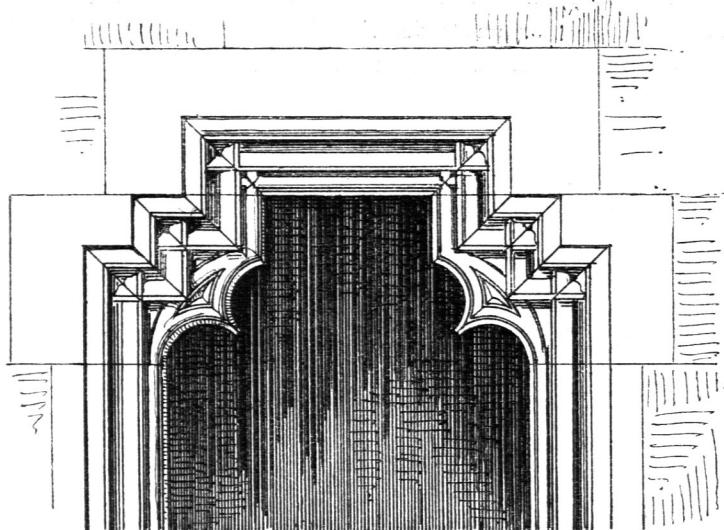
überzogenen Grund hindurchscheinen lässt; ähnliche Zwickel in den Ecken außerhalb der Spitzbogenumrahmung vervollständigen die reiche Erscheinung dieses Apparates.

Neben diesen Bogenthüren aber gehen solche mit geradem Sturze einher, wie sie in Fig. 57 u. 64 (S. 83 u. 92) erscheinen. Diese sind bis gegen den Schluss des Mittelalters allenthalben sehr einfach. Erst gegen das Ende des XV. Jahrhundertes

146.
Thore und
Thüren mit
wagrechtem
Sturz.

werden auch da die Einfassungsprofile reicher, und insbesondere der Sturz erhält entsprechenden Schmuck. Zu den einfachsten dieser Art gehört Fig. 171, von einem Hause zu Krakau, bei welchem, wie dies aus der Zeichnung ersichtlich, durch

Fig. 171.

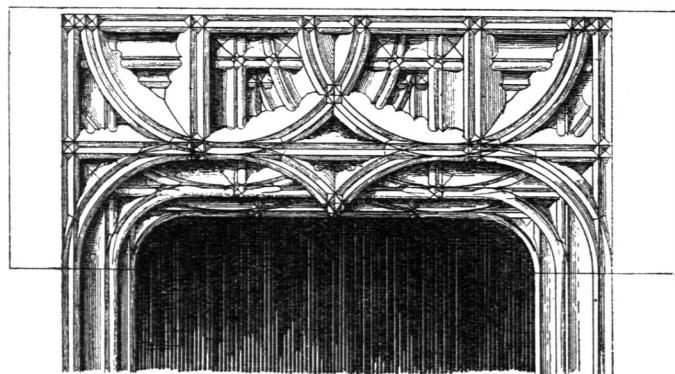


Von einem Hause zu Krakau.

 $\frac{1}{20}$ n. Gr.

beiderseits unter dem Sturze vortretende, consolenartige Steine die Spannung des selben vermindert ist. Die Gliederung ist durch die treppenförmige Emporführung derselben zu einem sehr pikanten oberen Abschluß gebracht. Ueberhaupt haben

Fig. 172.

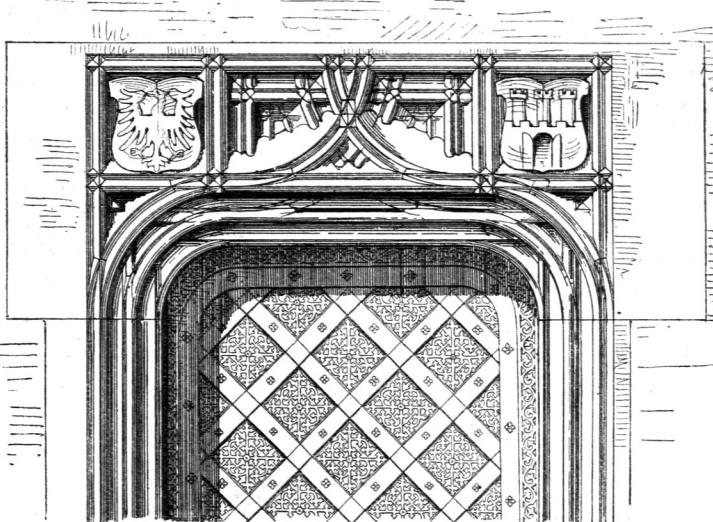


Vom Schloß zu Krakau.

 $\frac{1}{20}$ n. Gr.

diese oberen Abschlüsse den Steinmetzen Gelegenheit gegeben, die Profile sich in allerlei geometrischen Linien bewegen und dann sich durchschneiden zu lassen. So konnten die Steinmetzen ihre Kunst wieder in sehr auffälliger Weise glänzen lassen.

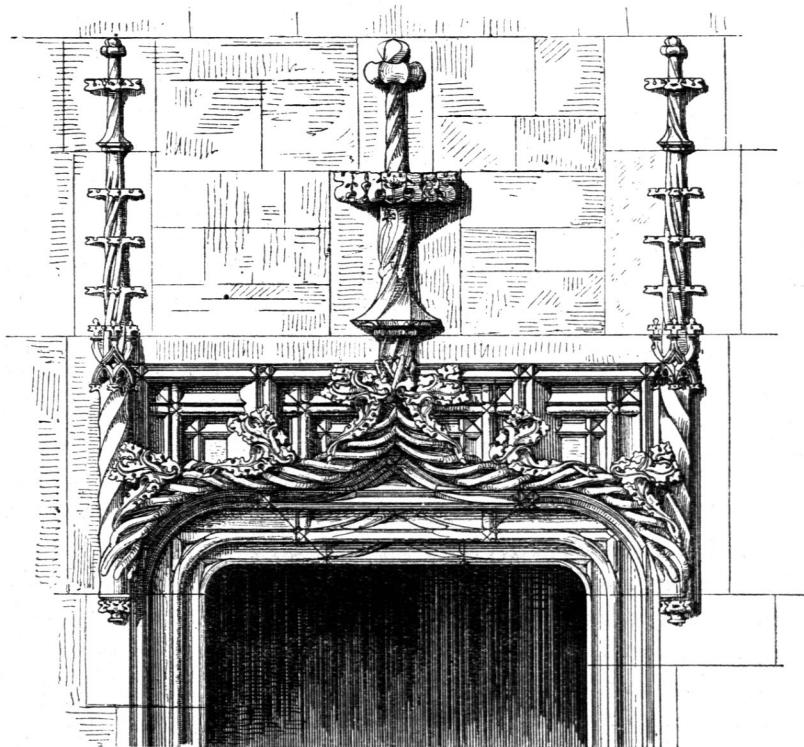
Fig. 173.



Vom Rathaus zu Krakau.

 $1/20$ n. Gr.

Fig. 174.



Vom Collegium Jagellonicum zu Krakau.

 $1/20$ n. Gr.

Wir geben in Fig. 172 einen solchen Sturz aus dem Schlosse zu Krakau, welcher so ziemlich das Reichste zeigt, was aus solcher Verschlingung gemacht werden kann. Nur ganz wenig einfacher sind die Verschlingungen bei dem gleichen Profile in Fig. 173, welche einen Sturz wiedergiebt, der sich am Rathause zu Krakau befindet; es sind hier nur eben die beiden äusseren Enden der von oben herabgehenden Halbkreise weggeblieben, weil zwei Wappen, jenes des Königreiches Polen und das der Stadt Krakau, diese Ecken ausfüllen. Als drittes Motiv aus demselben Kreise geben wir in Fig. 174 den Sturz einer Thür wieder, welcher sich jetzt im *Collegium Jagellonicum* zu Krakau befindet; es ist auch hier wieder daselbe Profil und die gleiche Durchschneidung; nur ist als weiterer Schmuck jene Wimperge mit ihren beiden Fialen hinzugekommen, bei welcher der Steinmetz den Holzschnitzer copirt und ein von der Decoration der Flügelaltäre herrührendes Motiv in Stein ausgeführt hat.

d) Die Fenster.

^{147.}
Allgemeines.

Die Thür des Wohnhauses hatte stets die Aufgabe, eine einzelne Person aus- und einzulassen; dadurch war ihre Grösse bestimmt; nur selten hatte sie den Zweck, einer grösseren Anzahl zugleich Eintritt zu gewähren oder Wagen und Thiere durchzulassen; noch seltener sollte sie dem Ankommenden eine prunkvolle Erscheinung gewähren. Daher waren grosse Abmessungen für die Thüren im Wohnbau meist überflüssig. Das Fenster dagegen sollte Licht in das Innere der Räume geben, und in je umfangreicherem Masse dies geschah, um so mehr erfüllte das Fenster seinen Zweck. Nur Rücksichten auf die Sicherheit traten auch hier hemmend ein. Man legte gern die Fenster so gross an, als dies immer geschehen konnte. Sie sind, wenn wir von den kleinen Schlitzen absehen, wie sie der Kriegsbau nothwendig machte, durchweg grösser, als die Thüren und geben zu prunkvoller Durchbildung eher Anlass, als letztere. Wenn wir heute von »Fenstern« sprechen, so denken wir in erster Linie an den Glasverschluss derselben und würden heute leicht geneigt sein, den Begriff des Fensters als eine mit Glas verschlossene Oeffnung fest zu stellen. Dies würde aber für das Mittelalter durchaus nicht zutreffen. Der Glasverschluss war beim Wohnbau noch bis zum Schlusse des Mittelalters nur Ausnahme, und wir können den Begriff Fenster im Mittelalter nur als den einer Oeffnung fest stellen, die nicht bis zum Boden herab ging, durch welche man also nicht austreten konnte. Dies der einzige principielle Unterschied zwischen Thür und Fenster. Die Hallen und Lauben, welche nach außen geöffnet sind, deren Stützen allein bis zum Boden heruntergehen, bestehen aus einer Anzahl neben einander errichteter Thüren; sobald eine Brüstung zwischen den Stützen sich befindet, die das Heraustreten verhindert, werden aus diesen Thüren Fenster.

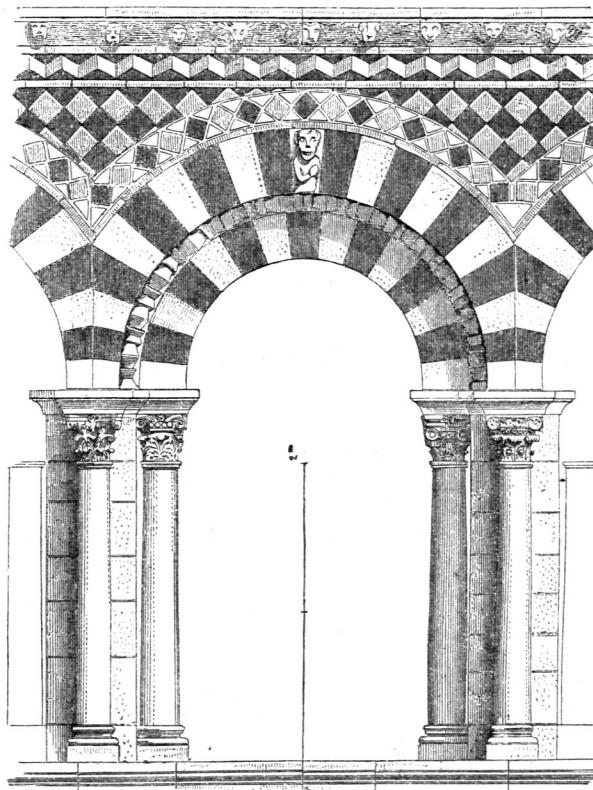
^{148.}
Gangfenster
zu
Puy-en-Vélay.

Wir haben einen ziemlich alten Gang zu Puy-en-Vélay, dessen buntes Mauerwerk an die Merovinger- und Carolinger-Bauten erinnert (Fig. 175¹⁴²⁾) und welchen man dem X. Jahrhundert zuschreibt. Würden die Oeffnungen bis zum Boden herabgehen, so würde der Gang als eine Laube anzusehen sein; jede Oeffnung wäre eine Thür. So erheben sich aber die Pfeiler erst von der Brüstung und jede Oeffnung ist ein Fenster. Dafs von einem Verschlusse hier nicht die Rede ist, ja dafs an

¹⁴²⁾ Nach: VIOLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. 3. Paris 1859. S. 415.

einen solchen nie gedacht war, liegt auf der Hand. Auch die Fenster des Kaiserhauses zu Goslar waren, wie wir schon in Art. 19 (S. 18) gesagt haben, nicht auf Verschluss berechnet (siehe die Tafel bei S. 18). Es war eine offene Galerie, und es würde vollständig der Aufgabe, welche diese Halle zu erfüllen hatte, widersprochen haben, wenn ein Verschluss dieser mächtigen Fenster, sei es durch Glas oder Läden, vorhanden gewesen wäre; denn die Handlungen, welche in dieser Halle vorgenommen wurden, hatten im Freien zu geschehen. An den Aufenthalt im Freien waren unsere Voreltern auch im Winter mehr gewöhnt, als wir es heute sind. So dachte man in jener Zeit auch durchaus nicht daran, die Gänge abzuschließen; vielmehr sind

Fig. 175.

Vom Kreuzgang zu Puy-en-Vélay¹⁴²⁾.

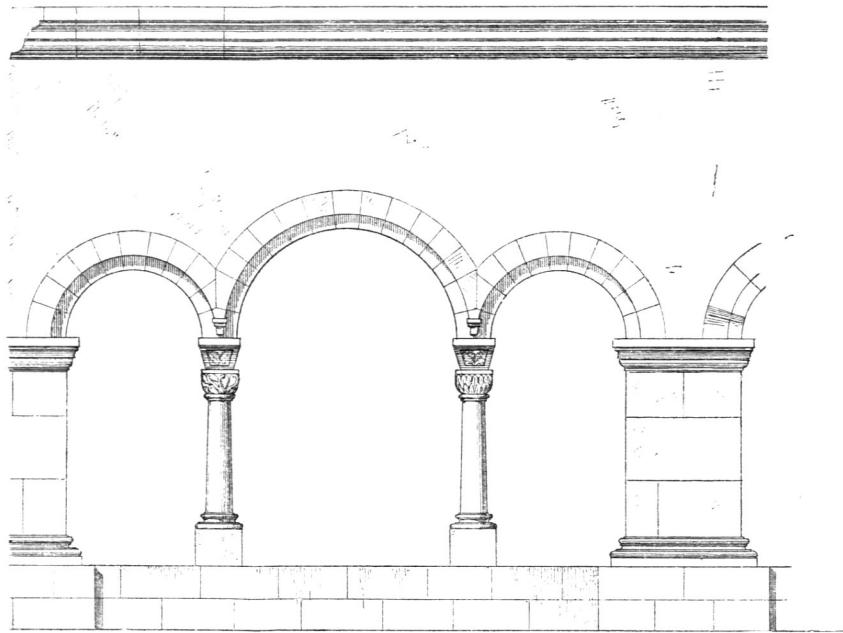
Fenster und Thüren derselben fast bis zum Schlusse des Mittelalters und in manchen Gegenenden heute noch ohne Rücksicht auf das Klima stets offen.

Der in Art. 108 (S. 143) genannte Gang von *St. Maria auf dem Capitol*, zu den ältesten gehörend, welche in Deutschland erhalten sind, zeigt daher auch keinerlei Anfänge zu einem Verschlusse, und als man ihn in neuerer Zeit verglaste, müssten recht complicirte Vorkehrungen getroffen werden, durch welche die Schönheit der Erscheinung stark beeinträchtigt worden ist. Wir geben in Fig. 176 u. 177 die beiden Systeme¹⁴³⁾

^{149.}
Gangfenster
in
St. Maria
auf dem
Capitol.

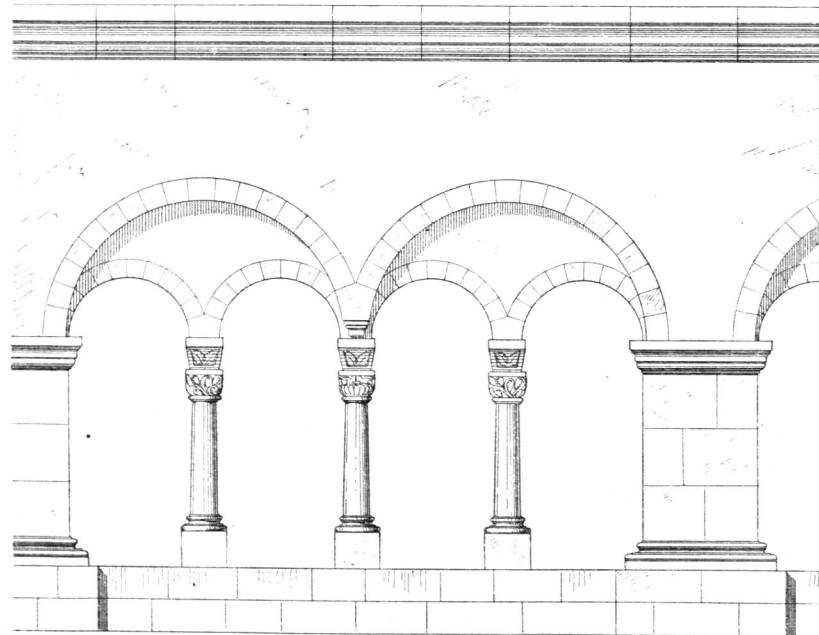
¹⁴³⁾ Nach: BOISSERÉE, a. a. O.

Fig. 176.

Von *St. Maria auf dem Capitol zu Köln*¹⁴³⁾.

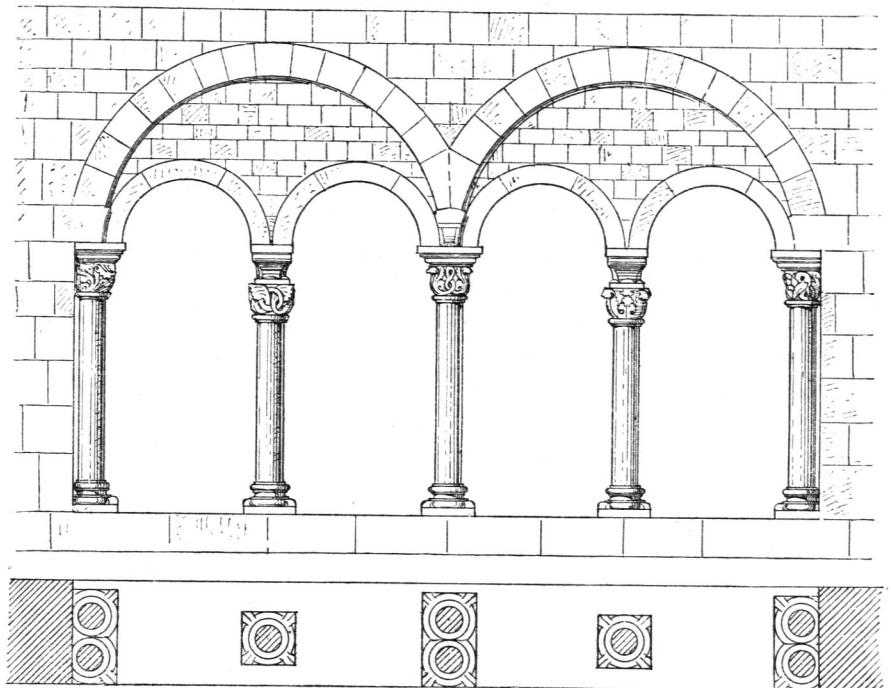
1/50 n. Gr.

Fig. 177.

Von *St. Maria auf dem Capitol zu Köln*¹⁴³⁾.

1/50 n. Gr.

Fig. 178.

Vom Palas der Wartburg¹⁴⁴⁾.

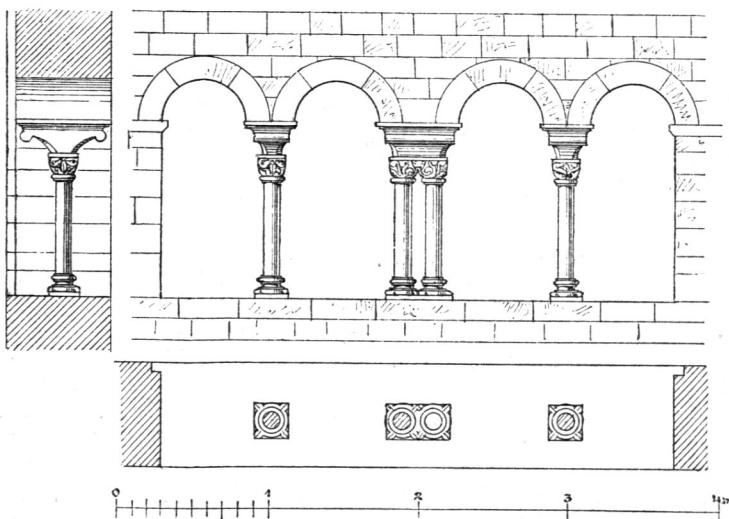
1:50 n. Gr.

wieder, welche sich dort zeigen, und verweisen im Uebrigen auf das in Art. 23 (S. 23) von diesem Gange Gefagte.

In Fig. 178 find die unteren Fenster vom Wartburg-Palas (ebenfalls im Maß-

150.
Gangfenster
in der
Wartburg.

Fig. 179.

Vom Palas der Wartburg¹⁴⁴⁾.

¹⁴⁴⁾ Aus derselben Quelle entnommen, die in Fußnote 27 (S. 23) genannt ist, der auch die Gesamtansicht entstammt.

stabe von 1 : 50) dargestellt¹⁴⁴⁾), bei welchen die gröfseren Bogen sich auf Doppelfäulen stützen, die kleineren auf einfache. Bei beiden aber ist durch eine Ausladung nach vorn und rückwärts über den Säulen erst die volle Wandstärke für die Bogen hergestellt. Fig. 179¹⁴⁴⁾ zeigt im selben Massstabe die Gangfenster vom oberen Geschoß, welches *Hermann I.* diesem Palas aufsetzte. Dort haben die dünnen Säulen auf einem dem Kapitell aufgesetzten Kämpfer, welcher nach vorn und rückwärts stärker hervortritt, als nach den Seiten, die Bogen in der ganzen Mauerstärke zu tragen. Grundriss und Durchschnitt zeigen einen Falz, an dessen ursprüngliches Vorhandensein wir nicht zu glauben vermögen, welchen wir jedoch nicht unterdrücken mochten, obwohl es für uns keinem Zweifel unterliegt, daß er eine Zuthat des Restaurators ist, um einen Verschluß der Fenster anbringen zu können.

^{151.}
Fensterfüßen
mit
ausladenden
Köpfen.

Ausgleichende Auffsätze auf den Säulen haben wir schon bei den Ausgängen der classischen Baukunst in Ravenna und anderwärts kennen gelernt. Im XI. und XII. Jahrhundert aber sind sie gerade bei den Fensterbildungen vorzugsweise zur Anwendung gekommen; insbesondere in der perspectivischen Ansicht wirken sie sehr malerisch durch den Gegensatz zwischen den dünnen Stützen und der schweren Bogen-Architektur, zwischen denen sie die Vermittelung bilden. Fig. 180 u. 181, welche dem Gange im Kloster *St. Paul* (Kärnthen) entnommen sind, zeigen die perspectivische Wirkung; Fig. 181 zeigt aber auch, wie durch eigenthümliche Verwendung symbolisch anzusehender Thiergefalten diese Wirkung noch erhöht wird.

^{152.}
Gangfenster
zu
Gelnhausen.

Reiner und daher immerhin erfreulicher ist die Erscheinung der Fenster an den Ruinen des Palas zu Gelnhausen (Fig. 182¹⁴⁵), deren gleichfalls perspectivische Wiedergabe diese Behauptung bestätigt. Wie edel find hier die Verhältnisse, wo die Erscheinung auf Harmonie aller Theile nicht auf dem Gegensatze derselben beruht; wie vornehm bei aller Einfachheit, wie grossartig trotz der kleinen Mafse wirkt hier die Erscheinung!

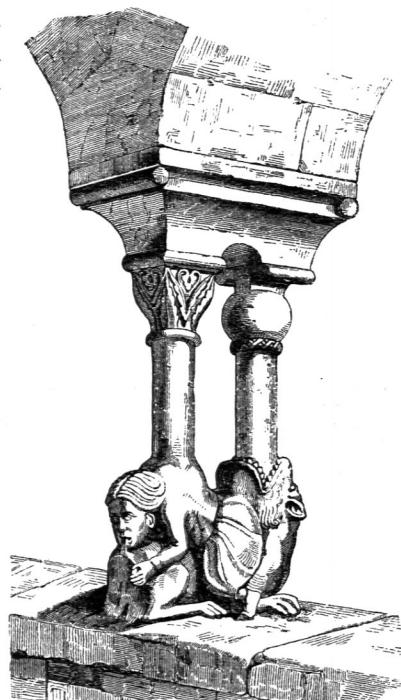
^{153.}
Saalfenster
zu
St.-Antonin.

Eigenartig wirkt die Fenstergruppe des Rathhauses zu St.-Antonin, deren Außen- und Innenseite in Fig. 183 u. 184¹⁴⁶) dargestellt ist. Hier sind die Bogen

Fig. 180.



Fig. 181.

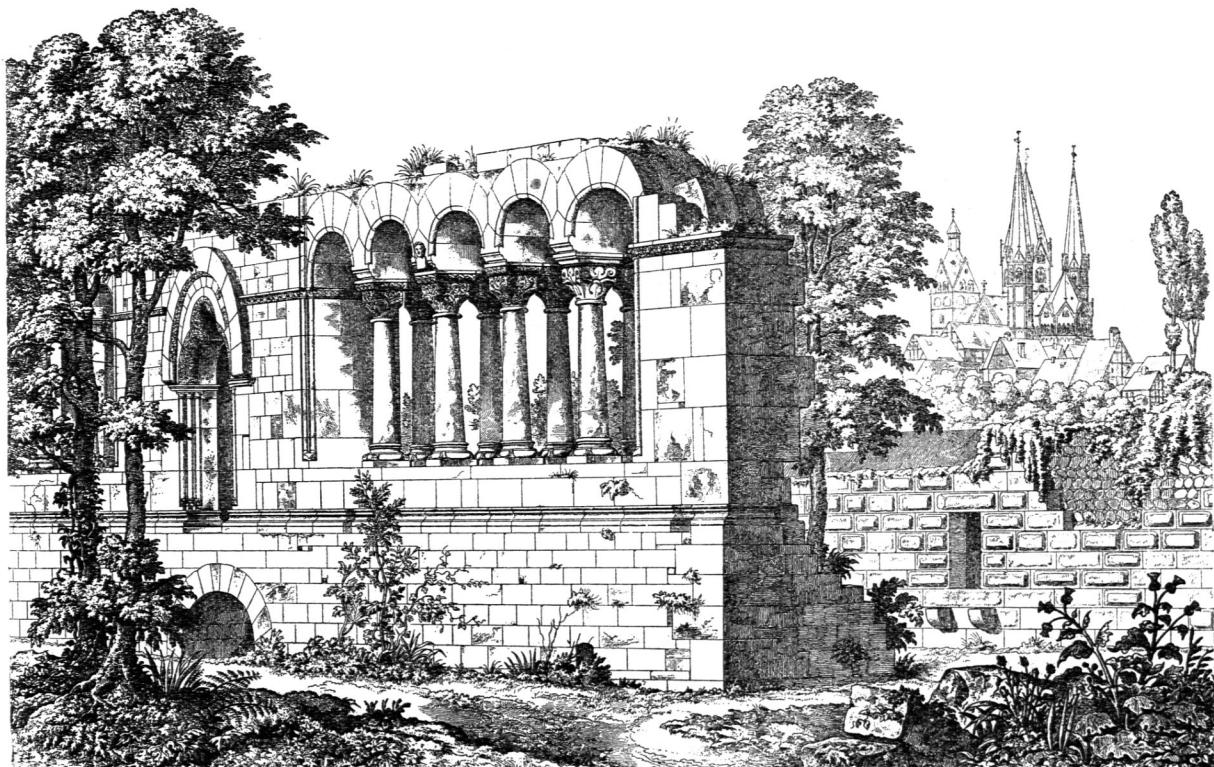
Vom Kloster *St. Paul* in Kärnthen.

¹⁴⁵⁾ Nach: MOLLER, G. Denkmäler der deutschen Baukunst. Fortgesetzt von E. GLADBACH. Bd. III. Darmstadt 1851.

¹⁴⁶⁾ Nach: VIOLETT-LE-DUC, a. a. O., Bd. VI. Paris 1863. S. 89.

über den Säulen weggeblieben; es sind Stürze auf dieselben gelegt. Nach außen haben diese Stürze ein zusammenhängendes Rahmenprofil, welches auch an der Sohlbank wiederkehrt und an den Seiten fortgesetzt ist. Zwischen den Säulen sind an einzelnen Stellen Pfeiler eingefügt, an welche Figuren angelegt erscheinen. Diese Pfeiler haben den Zweck, im Inneren durch dagegen gespannte Bogen Nischen zu bilden, in welche als Verschluss ein Laden eingespannt werden kann. Es sind zu diesem Zwecke die Rückseiten der Kapitellauffätze und die Untersätze unter den Säulenfüßen glatt gelassen. Es ist also hier ein Verschluss der Fenster, und zwar durch hölzerne Laden gedacht, der einzige, welcher im XII. Jahrhundert auch in

Fig. 182.

Vom Palas zu Gelnhausen¹⁴⁵⁾.

Frankreich üblich war. Die horizontalen Stürze zeigen sich sodann im profanen Fensterbau als ein für die Dauer hoch wichtiges Motiv.

Schon oben haben wir auf die Bedeutung der Fensterbildungen im Palas zu Münzenberg aufmerksam gemacht und kommen hier deshalb auf dieselben zurück. Wir haben dort davon gesprochen, dass die Fenster gegen den Hof im oberen Geschosse nicht auf Verschluss berechnet sind. Die Wiedergabe derselben in Fig. 185 bis 188¹⁴⁵⁾ lässt dies noch deutlicher erkennen.

Wir sehen dort im Äuferen die oben horizontale Umrahmung; wir bemerken, dass die Mauerstärke beiderseits durch die einfache Gliederung ein wenig verringert ist, dass im Uebrigen aber die volle Breite derselben für die Bogen bleibt, deren Auflager auf der dünnen Säule durch einen nach vorn und rückwärts stark ausgeladenen Kämpferstein vermittelt wird, während an den Seiten Gewandsteine von der

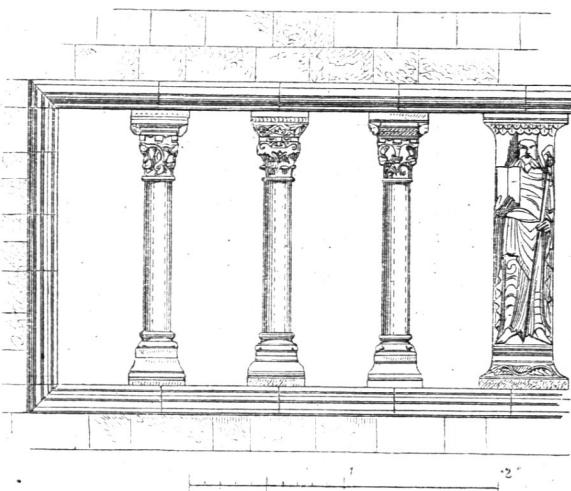
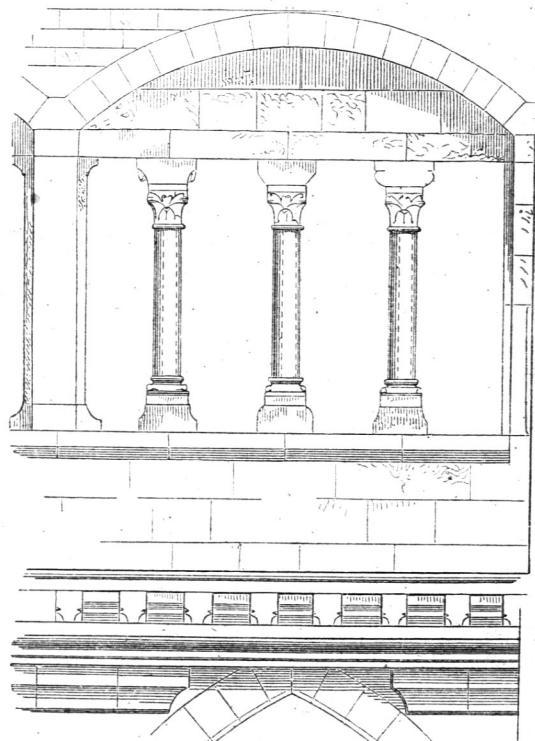
^{154.}
Fenster
des
älteren Palas
zu
Münzenberg.

vollen Bogenbreite in der Nische stehen. Die Zickzackeinfassung ist ein in Deutschland den Schluss des XII. Jahrhundertes besonders charakterisirendes Verzierungs-Motiv, welches wohl, auf welchem Wege immer, aus England herüber gekommen ist, wo dasselbe schon weit früher Verwendung gefunden hat. Die aus Bruchstein gemauerten Flächen dürften jedenfalls mit dünnem Putz überzogen gewesen sein. Um bequemer aus dem Fenster herauszuschauen zu können, ist in der Brüstungsmauer eine Nische gelegt, welche das Hineintreten und, wenn man sich auf die Arme aufstützte, das Herauslehnen aus dem Fenster ermöglichte.

Bei dem vierfachen Fenster in Fig. 188 sind in den Bogenanfängen Löcher zu sehen, wie sich solche auch bei italienischen ähnlichen Fenstern befinden, dort noch mit Haken versehen, an welchen schattenspendende Vorhänge befestigt werden konnten, welchem Zwecke wohl auch die gegenwärtigen dienten.

Fig. 184.

Fig. 183.

Vom Rathaus zu St.-Antonii¹⁴⁶⁾.

Alle seither betrachteten Fenster dienten keinem Raume, welcher eigentlich den ständigen Aufenthalt, die Wohn- und Schlafstätte während des Winters bildete. Bei letzteren scheint man in Deutschland vor dem Schlusse des XII. Jahrhundertes nicht gerade grosse Fenster gesucht zu haben, weil deren Verschluss gewissen Schwierigkeiten begegnete, welchen wir heute leicht abhelfen würden, deren Abhilfe aber, wie es scheint, in den Gewohnheiten jener Zeit Widerspruch fand; denn von technischen Schwierigkeiten, selbst von pecuniären, kann damals so wenig die Rede gewesen sein, als heute. Man hatte in der Urzeit in den Strohhütten Deutschlands überhaupt keine Fenster. Es sind in vorgeschichtlichen Gräbern Urnen in Gestalt von Häusern gefunden worden, welche uns von den Häusern einen genügend deutlichen Begriff geben, und diese haben zwar bestimmt ausgesprochene Thüren, aber keine Fenster. Wenn man um das Herdfeuer fasst, so bedurfte man des Lichtes von außen nicht; wenn man sich sogar scheute, ein Loch im Dache zum Abzuge des

Fig. 185.

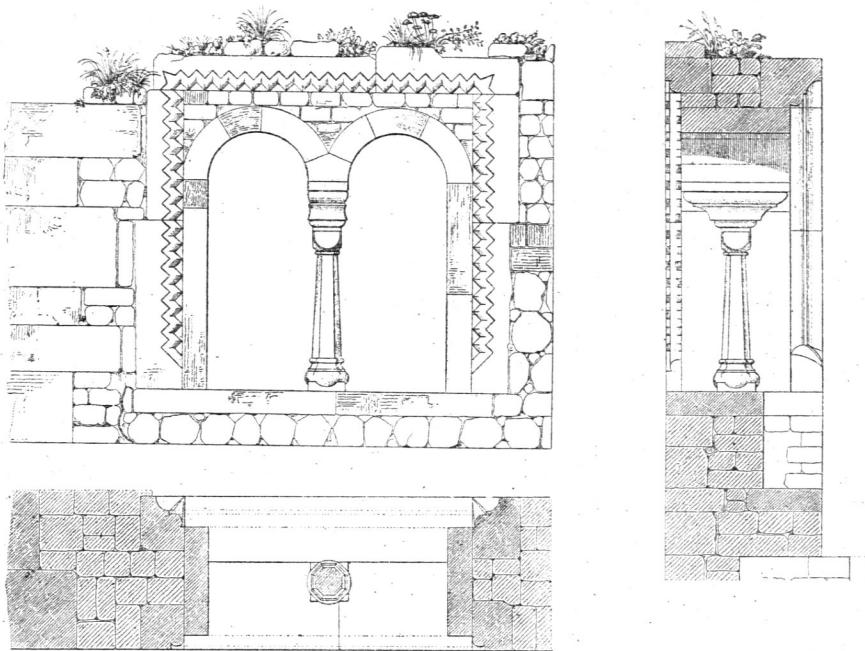
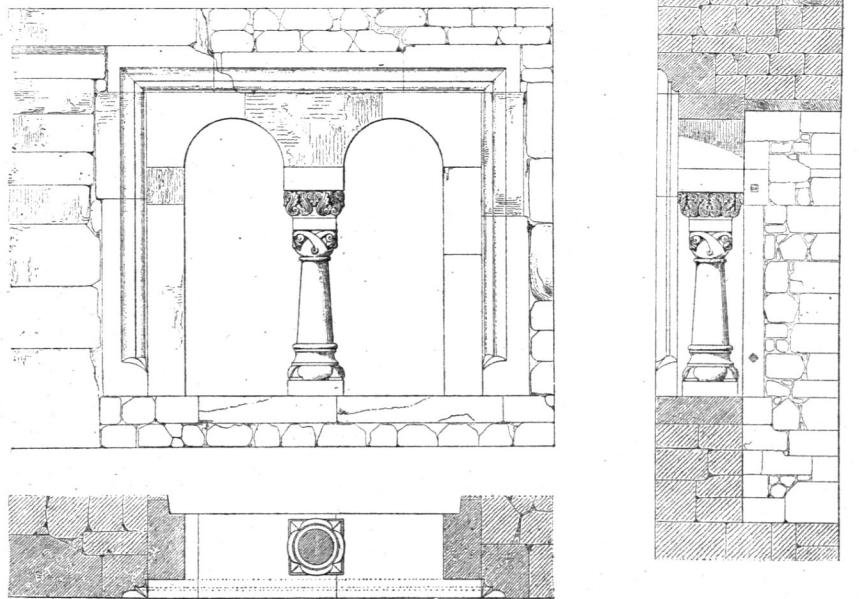


Fig. 186.



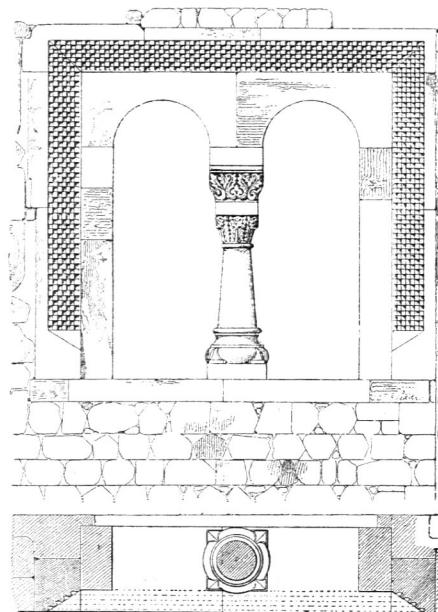
Vom älteren Palas zu Münzenberg¹⁴⁵⁾.

1:50 n. Gr.

Rauches herzustellen, diesen vielmehr einfach durch das Strohdach entweichen ließ, so sah man auch Fenster nur dazu angethan an, die Kälte eindringen zu lassen. Betrachten wir die späteren Burgthürme, noch jenen zu Steinsberg (siehe Fig. 88, S. 155 des vorhergehenden Heftes), so find auch jene Räume, welche als Wohnungen dienten, trotz der Höhe, in welcher sie lagen, nur mit ganz kleinen Fensterchen versehen, und gerade jener Raum in Steinsberg, in welchem sich der Kamin befindet, hat gar kein solches. Man liebte also offenbar die Fenster in den eigentlichen Wohnräumen damals noch nicht, und wenn man aus der geringen Wirthlichkeit jener Thürme geschlossen hat, daß sie nicht der eigentliche Wohnraum des Burgherrn, gleich den französischen und englischen, waren, so dürfte dies auf einem Irrthume beruhen. Wir haben jüngst wieder Veranlassung genommen, einzelne Tyroler Burgen zu studiren, und haben gefunden, daß eine in erster Linie von selbst sich aufdrängende Meinung, daß die deutschen Burgthürme im Verhältnis zu den englischen und französischen *Donjons* so gar klein seien, nur auf mangelhafter und oberflächlicher Betrachtung der deutschen Burgthürme beruht. Man hat die Thürme der kleinen Leute in Deutschland allein betrachtet, weil diese in großer Zahl erhalten sind, und hat gefunden, daß sie klein sind. Eine Zahl von Burgen mächtiger Herren aber hatten große Thürme, bevor sie eigene Kemnaten bauten. Diese Thürme sind heute umgebaut, und es bedarf gründlicher Betrachtung und Reduction auf den ehemaligen Zustand, um der Macht der Herren entsprechende Thürme allenthalben darin zu erkennen. Dafs alle, auch die umfangreichsten, nicht sehr behaglich waren, ist klar, und daß man sich deshalb, sobald es nur die Mittel erlaubten, besondere Kemnaten baute, ist natürlich. Aber von Anfang an stellte der einfache deutsche Freie, welcher neben seinem Kriegergewerbe auch das eines kleinen Landwirthes ausübte, nicht jene Anforderungen, wie sie ein englischer oder französischer großer Herr, deren Burgen wir allein studiren, an seine Wohnung stellte. Solch ein deutscher kleiner Thurm ist indessen auch mit einer deutschen Fürstenburg nicht zu vergleichen. In mancher größeren Fürstenburg blieb die Kemnate auch in einer großen Thurmanlage liegen, wobei in der Regel auch eine nicht auf Vertheidigung eingerichtete Wohnung, anschließend an den Palas, in jeder größeren Burg, insbesondere in den Fürstenpalästen bald hinzutrat.

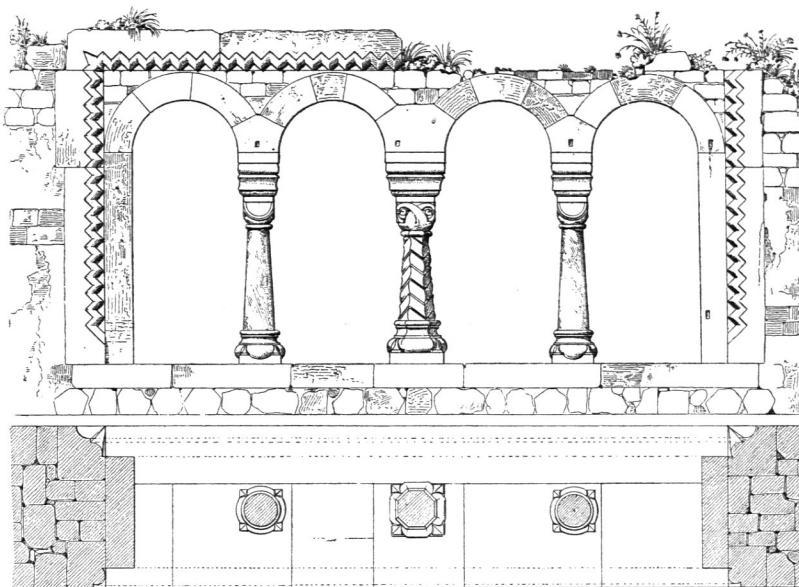
Erst mit dem Schlusse des XII. Jahrhundertes finden wir in den Wohnräumen etwas, aber noch immer nicht viel größere Fenster, und wir können jene im unteren Geschoß des älteren Palas zu Münzenberg mit zu den ältesten rechnen, die Maße haben, von welchen man sprechen kann; denn das untere Geschoß war die Wohnung des ritterlichen Gefolges des Burgherrn. Wie man früher die wenigen vorhandenen

Fig. 187.



Vom älteren Palas zu

Fig. 188.



Münzenberg¹⁴⁵⁾.

n. Gr.

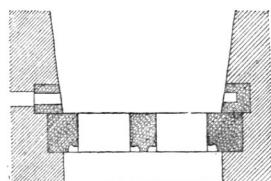
kleineren Fensterchen mit Läden schloss, so ist auch hier eine Einrichtung für den Verschluss mit Holzläden getroffen.

Die ganze Fensternische zunächst ist so eingerichtet, dass Läden sich fest an den inneren Theil der Fenster-Construction anschliessen konnten, und zwar Läden, die entweder bis zum Boden herab oder bis

etwa zur Unterkante der Sohlbank reichten. In Fig. 186 ist die Anordnung zweier Löcher zu erkennen, welche wohl andeuten, dass darin die Kegel für die Bänder jener Läden befestigt waren. Bezeichnend ist, dass diese Fenster, obwohl die äußere Umrahmung grösser ist, als die der oberen, doch durch breitere Fenstergewände und stärkere Mittelfäulen auf ein Lichtmaß reducirt sind, welches eben dem oberen entspricht. Sehr charakteristisch für das XII. Jahrhundert sind auch die beiden äusseren Einfassungen dieser Fenster, das sich schachbrettartig eintiefende Muster des einen, so wie das aus Rundstab und Hohlkehle mit zwischenliegendem Plättchen bestehende Profil der Umrahmung des anderen Fensters.

Natürlich find auch die Fenster der Niederburg zu Rüdesheim auf einen Verschluss eingerichtet gewesen. Wir geben hier in Fig. 189 den Grundriss und die Ansicht eines der kleinen Fensterchen wieder, welche bei etwa 30 cm lichter Weite 70 cm Höhe haben, so dass nur eben ein nicht sehr beleibter Mann zu den Oeffnungen kriechen und herauschauen konnte. Die Nische hat 1 m Breite bei 1½ m Tiefe und Höhe.

155.
Fenster
der
Niederburg
zu
Rüdesheim.



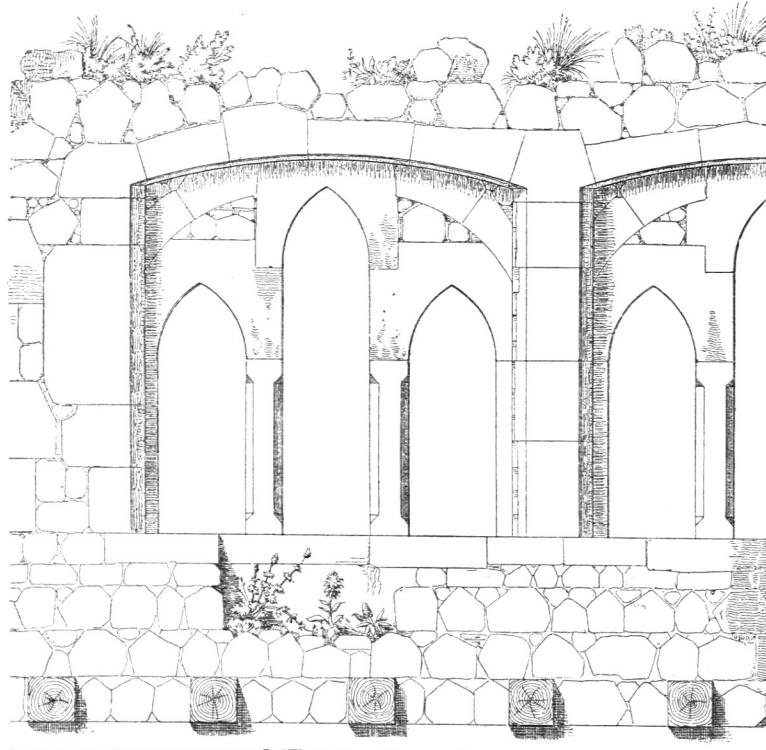
Fenster der Niederburg zu Rüdesheim.

1/50 n. Gr.

Es find in Oeffnungen des Bruchsteinmauerwerkes, aus welchem der ganze Bau errichtet ist, die Fenster, bestehend aus einer Sohlbank, zwei Gewänden, einem Mittelpfosten, so wie dem Sturz eingemauert,

aus welchem die beiden Bogen ausgeschnitten sind. Unmittelbar hinter der steinernen Fenster-Construction sind im Inneren jederseits, etwa in der Mitte der Höhe, würfelförmige Steine eingemauert, von welchen der eine eine etwas über die Mitte gehende quadratische Vertiefung, der andere eine durchgehende Oeffnung hat, welche einem hinter ihr liegenden Schlitz in der Mauer entsprach. So konnte ein starker hölzerner Laden an das Fenster in die Nische gespreizt und durch einen Holzriegel, welcher im Mauerschlitz steckte, dann hervorgezogen und in das gegenüber liegende kurze Loch eingeschoben wurde, eben so fest gehalten werden, wie dies bei den Thorflügeln der Fall war, welche in Fig. 152 u. 153

Fig. 190.

Vom jüngeren Palas zu Münzenberg¹⁴⁵⁾. — Innenseite.

1/50 n. Gr.

(S. 216) des vorhergehenden Heftes gegeben sind. Die Construction ist bei wenigen Fenstern auf der Niederburg mehr unberührt erhalten. Es scheint, dass an einzelnen Fenstern ehemals zwei solcher Sperrbalkchen angebracht waren. Bei anderen aber sind die Oeffnungen in den eingemauerten Steinwürfeln beiderseits wenig tief, so dass ein Sperrbalken nicht in die Mauer geschoben werden konnte; er musste vielmehr mit feiner Mitte auf der Mitte des Ladens drehbar befestigt gewesen sein, so dass das eine Ende von unten, das andere von oben sich in seine Oeffnung schob, wenn der Laden fest geklemmt werden sollte.

156.
Fenster-
verschlüsse.

Was die hölzernen Verschlussläden betrifft, so ist uns überhaupt keiner aus dieser Zeit mehr erhalten. Wir wissen jedoch, dass in solche Läden Oeffnungen eingeschnitten wurden, welche Licht durchließen, oder dass sie auch durch Rahmen mit Füllungen gebildet wurden, von denen einzelne offen blieben und die man durch Hornplatten, geöltes Papier und nur selten durch Glas verschloss. Es musste dies um so auffälliger erscheinen, als ja die Kirchenfenster um jene Zeit allgemein verglast waren. Was aber noch auffälliger ist: man behielt diese mangelhafte Art des

Verschlusses bis in das XV. Jahrhundert bei, aus welcher Zeit uns noch die Schriftsteller erzählen, daß der grösere Theil der Häuser in den Städten solchen Verschluß hatte. Allerdings gehörte ja der grösere Theil der Häuser einfachen Leuten, wie der uns erhalten gebliebenen Burgen stets armen, wenn auch nicht stets bescheidenen Rittern an.

Münzenberg hatte außer dem viel besprochenen Palas noch einen zweiten. Es scheint, den beiden Hauptthürmen entsprechend, schon zu Ende des XIII. Jahrhundertes ein doppeltes Lehen gebildet zu haben, und wie jeder der beiden Lehens-

157.
Fenster
des jüngeren
Palas zu
Münzenberg.

Fig. 191.

Vom jüngeren Palas zu Münzenberg. — Aufsenseite¹⁴⁵⁾. $\frac{1}{50}$ n. Gr.

träger seinen Thurm mit der darin eingerichteten Wohnung und ohne Zweifel auch noch seine eigene Kemnate für Friedenszeit hatte, so mag auch jeder seinen Palas gebraucht haben, und es wurde deshalb nach der Mitte des XIII. Jahrhundertes ein zweiter errichtet.

Die Fenster des letzteren bestehen aus je drei kleinen spitzbogigen Oeffnungen, welche äußerlich noch von einem grösseren, aber gebrochenen Spitzbogen umrahmt sind. Alle Kanten sind von Rundstäben

umfäumt (Fig. 190 u. 191¹⁴⁵). Im Inneren umrahmen flachbogige Nischen die vollständig glatte Architektur, bei welcher nur die zwei Mittelposten abgefast sind. Von einer Verglasung der Fenster konnte keine Rede sein; dagegen ließen sich recht leicht Läden in den inneren Nischen anbringen.

Als nun mit dem Schlusse des XIII. Jahrhundertes die Palasbauten aus offenen Hallen zu geschlossenen Sälen geworden waren, wurde auch der Fensterverschluss allgemein. Er dürfte, und zwar als Verglasung den Kirchenfenstern nachgebildet, in den Maßwerkfenstern des Saalbaues zu Marburg stets vorhanden gewesen sein. Eben so war der Rathausaal zu Nürnberg stets verglast, desgleichen alle folgenden.

158.
Offene
Gangfenster
vom Schluss
des
XIII. Jahrh.

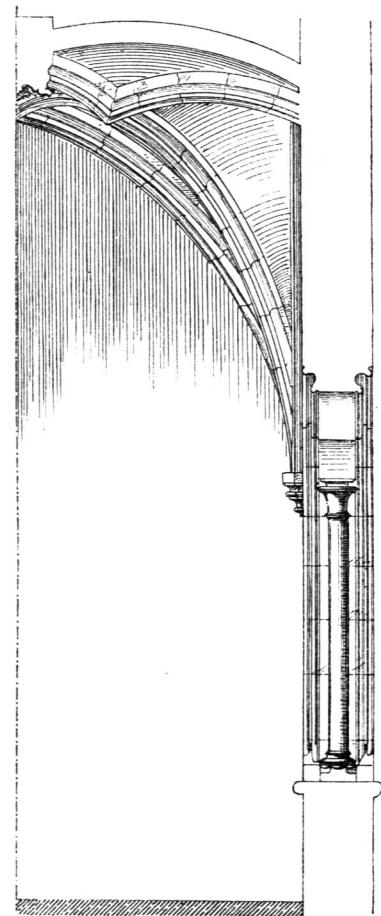
Im Allgemeinen waren aber, wenn auch die Palasbauten verglast wurden, doch, wie wir oben bemerkt haben, die Gänge noch lange offen, und wir müssten es oben als etwas ganz Aufsergewöhnliches bezeichnen, dass die in Fig. 136 bis 138 abgebildeten Fenster mit Falzen versehen sind. Um das Einlegen hölzerner Läden konnte es sich hier kaum handeln. Es müssen also die sonst so bescheidenen Cistercienser-Mönche daran gedacht haben, den Gang zu verglasen, und zwar wohl mit ähnlichen gemalten Scheiben, wie sie solche wahrscheinlich in ihrer Kirche besaßen. Doch wurde dieser Gedanke kaum durchgeführt; denn wir sehen jüngere Theile desselben Ganges wieder ohne Anlage auf Verschluss der Fenster ausgeführt. Wir trennen wohl am besten von hier an die nicht verschließbaren von den verschlossenen Fenstern, d. h. nunmehr nur noch die Gang- von den Wohnzimmerfenstern. Wir werden ohnehin mit den ersten bald fertig sein.

Wir haben zunächst ein Beispiel von jenen Fenstern zu geben, bei welchen sich ähnlich wie in Fig. 182 u. 188 gleichmäßige Öffnungen, durch Säulchen getrennt, reihenweise neben einander befinden, nur dass eben hier die ganze Architektur leichter erscheint, wie dies ja dem Fortgange der Entwicklung im XIII. Jahrhundert entsprach. Wir wählen dazu die Fenster im Klostergang der Franziskaner zu Bozen (Fig. 192 u. 193¹⁴⁷), welcher Gang ursprünglich eine flache Holzdecke hatte, jedoch im XV. Jahrhundert gewölbt und wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit auch erhöht wurde. Ganz besonders ansprechend ist dabei die reizende Frische, welche sich in der Erscheinung der reich profilierten, auf den Säulchen schwebenden Kleiblattbögen kundgibt.

Blicken wir noch einmal ein wenig auf Fig. 177 (S. 184) u. 178 (S. 185), die Fenster aus *St. Maria auf dem Capitol* und aus dem Untergeschoß der Wartburg,

159.
Entwickelung
der
Maßwerk-
fenster.

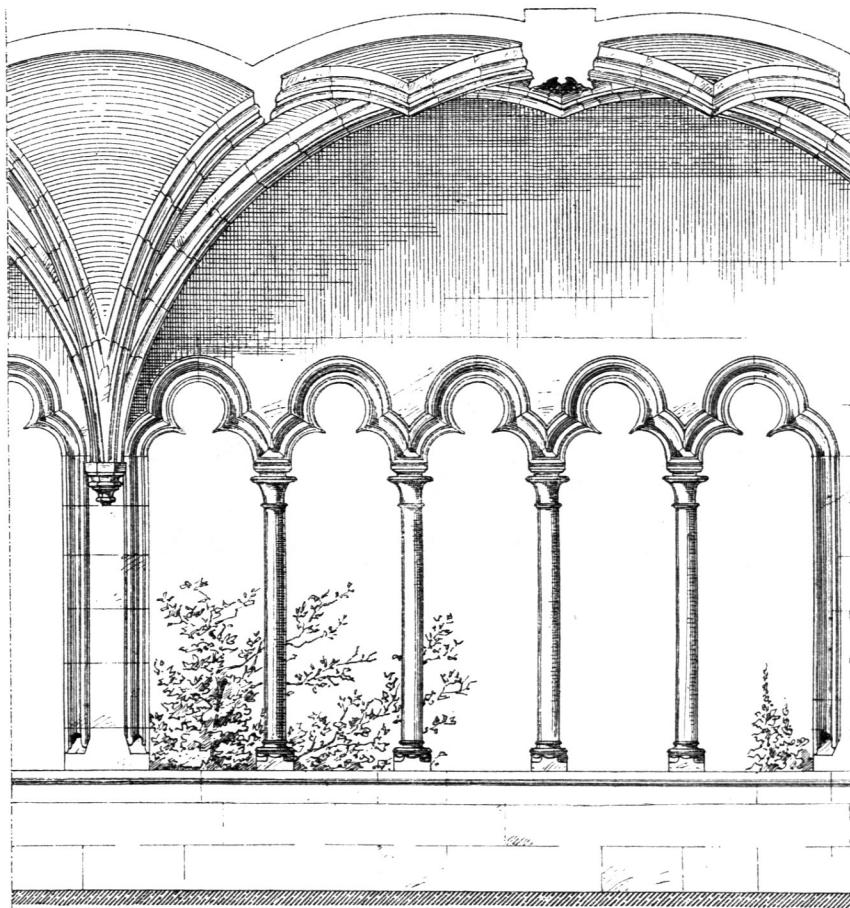
Fig. 192.

Vom Franziskaner-
1/50

¹⁴⁷) Nach Aufnahmen der Wiener Bauhütte.

zurück, so finden wir auf den Mittelsäulen die zwei von den Pfeilern herkommenden Bogen ruhen. Die zwei kleineren Bogen unter denselben mit ihren Säulen könnten ganz wegleiben, weil die gesammte obere Last durch die zwei gröfseren oberen Bogen getragen wird. Beim Gange in Aachen nun, wie bei jenen in Zwettl (siehe Fig. 142, S. 148 u. Fig. 140, S. 146) ist über die beiden gröfseren Bogen noch ein solcher abermals gröfserer gespannt, welcher von Pfeiler zu Pfeiler reicht, so dass also nicht bloß ein dreifaches Bogensystem sich ergiebt, sondern auch, da der

Fig. 193.

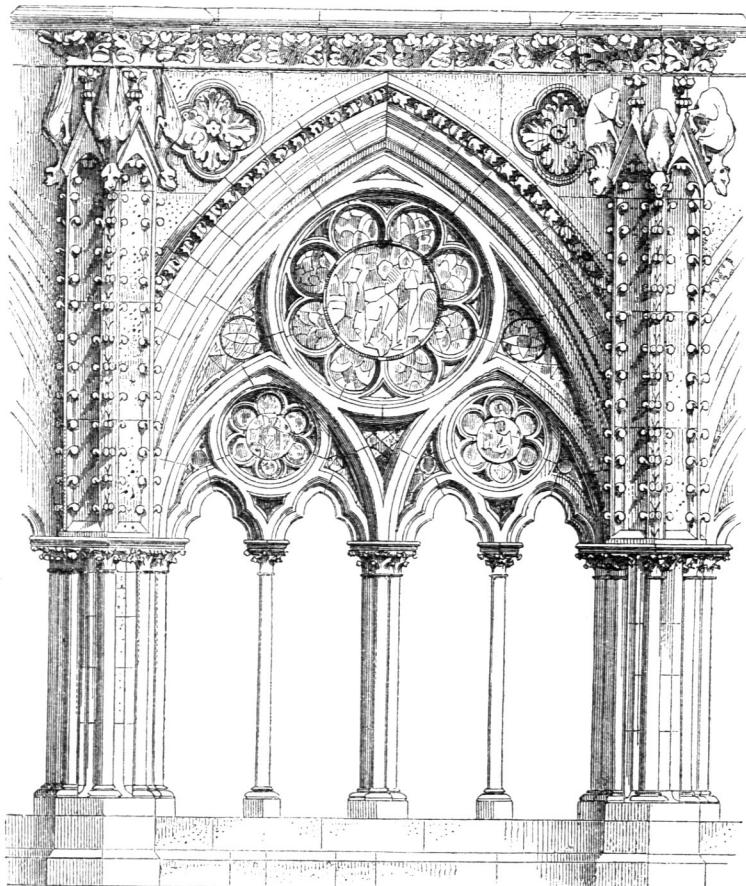


Kloster zu Bozen¹⁴⁷⁾.
n. Gr.

äuferste grofse Bogen in jedem Felde das gesammte obere Constructionsystem trägt, alles unter denselben Liegende lediglich Decoration ist. Constructive Bedeutung hat dasselbe nur in dem Sinne, wie etwa eine unter dem Bogen stehende Einschalung denselben entlastet. Ja kaum so weit gehend braucht man die Function dieser unteren Theile aufzufassen; denn während eine untergestellte Holz-Construction den Bogen sammt der darüber liegenden Last tragen müfste, auch wenn man den Pfeiler wegnimmt, so würde man Bedenken tragen müssen, diese Function den leichten Säulchen aufzuladen, welche nebst ihren Bogen darunter stehen. Man hat daher

auch keinen Anstand genommen, in Zwettl das grosse Bogenfeld zwischen dem oberen und den mittleren Bogen durch eine grosse Rosette zu durchbrechen; in Aachen aber hat man dort einen Vierpfeis-Durchbruch angelegt und die beiden unteren Bogenfelder ebenfalls durch Vierpasse durchbrochen. Man brauchte also nur noch die übrig bleibenden Zwickel ebenfalls zu durchbrechen, und die Bildung der Maßwerke war fertig. Diese Consequenz wurde zuerst in Frankreich gezogen, vielleicht schon, bevor die Gänge zu Aachen und Zwettl ausgeführt sind; denn gleich-

Fig. 194.



Vom Kreuzgang des Klosters zu *Saint-Jean-des-Vignes*¹⁴⁸⁾.
1/50 n. Gr.

zeitig mit der Architektur dieser Gangfenster entwickelte sich auch jene der Kirchenfenster, und wir finden da das tonangebende Frankreich Deutschland voraus, welches mit einer gewissen Energie die Formen fest hielt, die sich im XII. Jahrhundert bei uns zu grosser Harmonie entwickelt hatten. Man ließ daher in Deutschland die neue französische Constructionsweise und Formenentwickelung nur allmählich zu und bildete so einen Mischstil aus, welcher seine eigenen grossen Reize hat, wie gerade die Fenster-Architekturen der Gänge zu Zwettl und Aachen und so manches anderes Beispiel, welches wir noch hätten anführen können, zeigen.

¹⁴⁸⁾ Nach: VIOLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. 3. Paris 1869, S. 445.

Wir geben in Fig. 194 ein solches französisches Fenster, bei welchem das Maßwerk ganz ausgebildet erscheint, wieder. Es ist aus dem Kreuzgange zu *Saint-Jean-des-Vignes* genommen, welcher etwa der Mitte des XIII. Jahrhundertes angehört. Der obere Theil, das Maßwerk, ist auf Verglasung angelegt, der untere offen¹⁴⁸⁾. Eine gewisse Verwandtschaft damit zeigt ein vom oben angeführten ersten abweichendes System aus dem Kloster zu Maulbronn, welches wir in Fig. 195 u. 196¹⁴⁹⁾ darstellen. Noch sind allerdings dort die Zwickel nicht durchbrochen; aber statt der kleinen Bogen und der sie tragenden einfachen Säule ist hier eine vollständige maßwerkartige Bildung unter die Bogen gestellt; die schlichte Durchbildung entspricht der Ordensregel. Der Bau mag dem letzten Viertel des XIII. Jahrhundertes angehören.

Von da ab zeigt sich auch in Deutschland stets vollständig durchgebildetes Maßwerk in die Öffnungen der spitzbogigen Fenster eingestellt, höchstens ausnahmsweise aber auf Säulchen, meist auf Pfosten (Stöcken), welche das Profil des Maßwerkes auch abwärts fortsetzen. Dabei ist jedoch keineswegs anzunehmen, dass der einzige in solchem Falle mögliche Verschluss, eine Verglasung, auch allenthalben zur Anwendung gekommen sei; mitunter fehlt der dazu unbedingt nötige Falz vollständig, so dass also eine Verglasung gar nicht hätte angebracht werden können. Nur theilweise war ein solcher vorhanden. Bei manchem Kreuzgange, so bei jenem der Karthause in Nürnberg, sieht es aus, als ob der Falz, und somit die Verglasung, gar nicht ursprünglich gedacht, sondern später, vielleicht erst nach dem Mittelalter, dazu gekommen sei. Es haben nämlich die Pfosten solcher Fenster, welche nicht auf Verglasung angelegt waren, meistens ausladende Füßchen (als Beispiel dafür nennen wir jene am Gange bei der Stiftskirche zu Wimpfen am Neckar). Solche Füßchen haben nun auch in der Karthause durchweg die Halbpfosten auf beiden Seiten der Fenster, welche Theile der dieselben trennenden Pfeiler bilden. An den Mittelpfosten fehlen dieselben allerdings. Aber es ist kein einziger von den ursprünglichen der letzteren mehr vorhanden. Dann zeigt aber ein Blick auf alle von uns dargestellten Fenster, an Gängen und in den Sälen, dass durchweg die Brüstungen horizontal sind, wo eine Verglasung der Fenster nicht angenommen ist oder wo solche etwa nur in den Füllungen hölzerner Läden sich befand, wie in Fig. 191. Wo aber eine Verglasung beabsichtigt war, bedurfte es auch eines Falzes in der Sohlbank. Ein solcher war in der Karthause ursprünglich nicht vorhanden, wie er z. B. in Fig. 138 sich zeigt. Indessen war ja die Verglasung des Ganges wohl im XVI. oder XVII. Jahrhundert eingefügt worden, und da zeigte sich denn ein so unorganisches Einfügen eines Schlitzes in die Sohlbank, dass unmöglich eine ursprüngliche Anlage so angenommen werden kann; ja die Pfosten liegen bei den wenigsten Fenstern in derselben Ebene, so dass dieser Schlitz zickzackförmig auf der Sohlbank läuft. Auch das an die Fenster anschlagende und an der Außenseite herablaufende Regenwasser bedingte, damit es nicht in den Schlitz einlaufe, eine Abfassung der Sohlbank, welche in sehr unregelmäßiger Weise, bei jedem Fenster anders, ausgeführt ist, ohne die Thatsache verwischen zu können, dass die ehemals horizontale Oberfläche der Sohlbank stark verwittert war, bevor die Ueberarbeitung stattgefunden hatte. Ja beim Nordflügel, welcher noch vollständig erhalten war, war der untere Theil der Fenster vermauert worden, um nur den oberen zu verglasen. Erst der Verfasser hatte die Aufgabe, diese Vermauerung zu entfernen und auch den unteren Theil zu verglasen, und da

160.
Unverglaste
Maßwerk-
fenster.

¹⁴⁸⁾ Nach: EISENLOHR, F. Mittelalterliche Bauwerke im südwestlichen Deutschland und am Rhein. Heft 1—5: Zisterzienser-Kloster Maulbronn. Karlsruhe 1853—57.

zeigte sich denn, dass dort gar kein Schlitz in der Sohlbank vorhanden war, sondern erst hergestellt werden musste. So mag auch in manchem anderen Gange der Falz und die Verglasung spätere Zuthat sein. Wir können also nur in bedingter Weise annehmen und zugeben, dass mehr als vereinzelte Verglasungen von Klostergängen des XIV. und XV. Jahrhundertes ursprünglich seien. Waren ja doch auch jene die Höfe umgebenden Gänge in den Häusern wohlhabender und vornehmer Adeliger und Bürger in den Städten unbedingt offen.

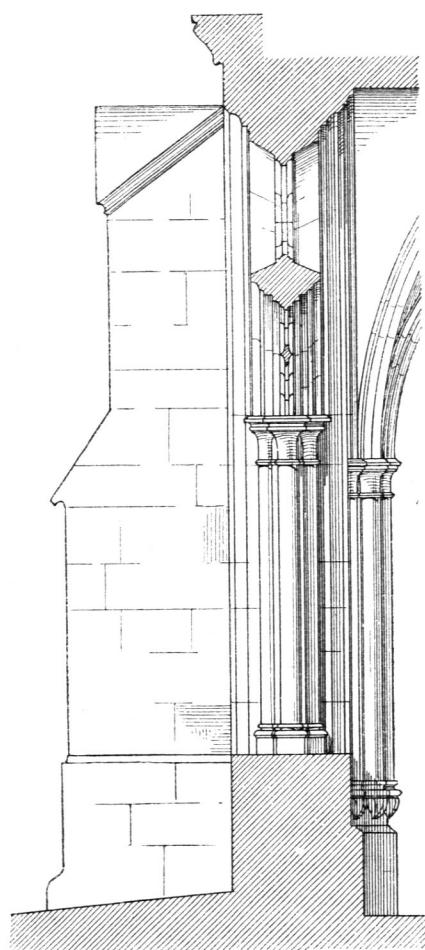
161.
Verglaste
Zimmerfenster;
Overflöz'sches
Haus
zu Cöln.

Kehren wir nun zu den Fenstern der eigentlichen Wohn- und Schlafzimmer zurück und betrachten wir die in Fig. 21 (S. 41) gegebene Abbildung der Façade des *Overflöz*-schen Hauses, so sehen wir, dass in den oberen Dachgeschoßen die Öffnungen oben horizontal geschlossen sind, so dass einfache Läden bequem angebracht werden konnten. Im I. Obergeschoß und im untersten Dachgeschoß mag die Einrichtung ursprünglich vollkommen jener gleich gewesen sein, wie wir sie auf der Niederburg zu Rüdesheim noch sehen, so dass ein leichtes, vollständiges Verrammeln der nach der Straße gelegenen Fenster möglich war, wenn der stadtadelige Patrizier seinen demokratischen Mitbürgern Böses zutraute. Eben so war wohl die Einrichtung bei dem französischen Hause in Fig. 24 (S. 47) und den diesem verwandten Trierer Häusern, obwohl *Viollet-le-Duc* daselbe einfach verglast zeichnet, als hätte es in Frankreich um jene Zeit keine Parteien mehr gegeben, welche sich gegenseitig misstrauten, und als habe der Vornehme und Reiche sich willig und vertrauenvoll der Herrschaft seiner ärmeren Mitbürger anheim gegeben, welche ihm dieselbe vor kurzer Zeit erst entrissen hatten und immer befürchteten, dass er nur auf den günstigen Augenblick warte, um sie ihnen wieder zu entreissen. Die Möglichkeit, dass es nötig wurde, die Fenster zu verrammeln, war auch dort noch vorhanden.

162.
Burgfenster.

Die Burgen behielten auch noch im Schlusse des XIII. Jahrhundertes neben den mächtigen Fenstern der Palasbauten und jenen den Wohnhausbauten in den Städten entsprechenden Fenstern der Kemnate in allen jenen Räumen, welche ver-

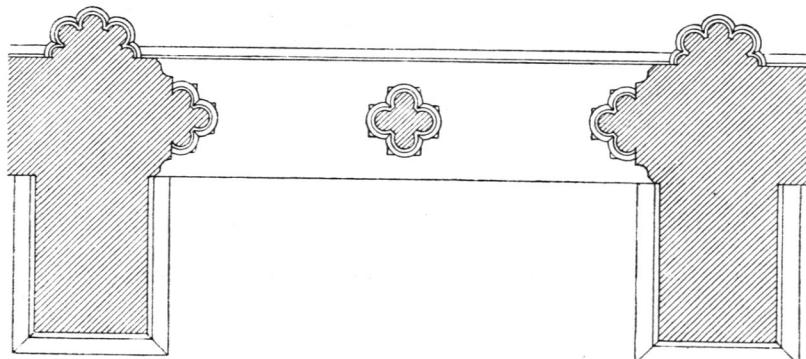
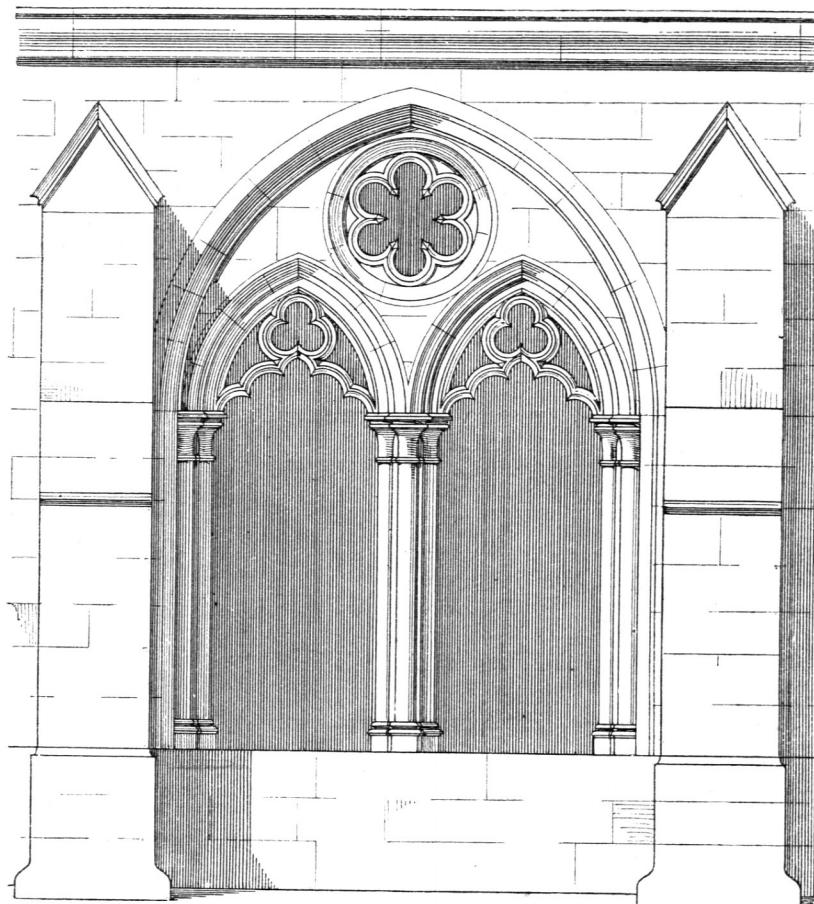
Fig. 195.



Vom
Kloster
zu
Maulbronn ^{149).}

$\frac{1}{50}$ n. Gr.

Fig. 196.



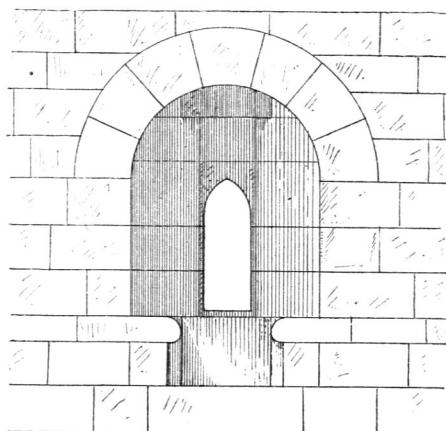
theidigt werden sollten, ihre kleinen Fenster, hinter denen jedoch im Inneren grosse Nischen sich befanden, meist mit Steinsitzen ausgestattet, so dass die Armbrust- und Bogenschützen sich auch niedersetzen konnten, so lange sie ihre Pfeile sparen durften. In Fig. 197¹⁵⁰⁾ ist eine solche Nische aus Ortenberg im Elsaß gegeben.

¹⁵⁰⁾ Nach: NAEHER, J. Die Burgen in Elsaß-Lothringen. Straßburg 1886.

163.
Anfänge der
Steinkreuze;
Overstolz'sches
Haus.

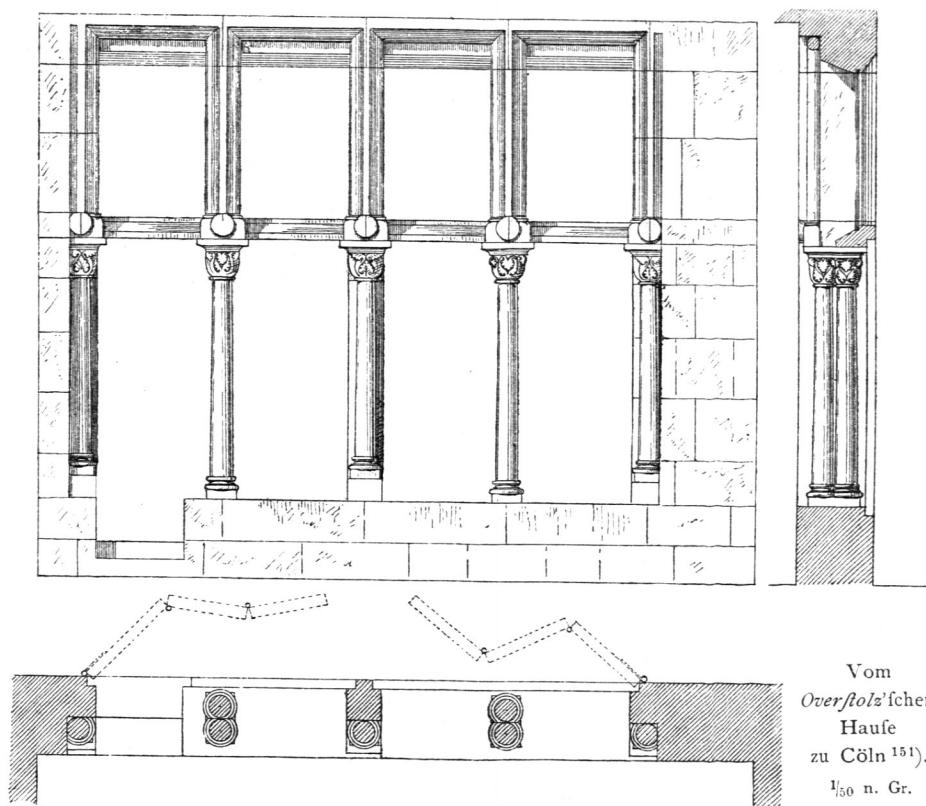
Wenn wir in das *Overstolz'sche* Haus eintreten, finden wir überrascht, in den nach dem Hofe zu gelegenen Räumen zwei ganz andere Fenstersysteme zu sehen, welche lediglich dazu dienten, möglichst viel Licht von der gefahrfreien Seite ganz unbeschränkt einzutreten zu lassen. Wir geben in Fig. 198¹⁵¹⁾ ein solches Fenster oder vielmehr eine Gruppe von vier solchen, welche über einer niedrigen Brüstung bei 0,75 m Weite eine Höhe von nahezu 3,00 m haben. Um diese Höhe zu unterbrechen, ist 1,75 m über der Sohlbank ein Zwischensturz gelegt, der gerade so auf den Säulchen ruht, wie der Sturz in Fig. 183. Der obere Theil ist nun, wie aus dem Durchschnitte ersichtlich, auf eine Verglasung angelegt; der untere dagegen zeigt außen, also auf der Hofseite, einen Falz, in welchen Holzläden eingefügt wurden. Selbst wenn also diese geschlossen waren, was im Winter wohl dauernd der Fall war, brachten die oberen Oeffnungen Licht in das Gemach. Wir können uns aber auch die Läden aus Rahmen und Füllungen bestehend denken, von denen einzelne wieder offen, durch gesonderte Läden und gleichzeitig durch verglaste Fensterrahmen verschließbar waren, so dass man, je nach Wunsch und Bedarf, entweder von der einen Seite her das verglaste Fenster in diesen Läden einklappen konnte oder von der anderen den geschlossenen kleinen Läden, eine Anordnung, wie wir sie im XV. und XVI. Jahrhundert am Niederrhein, wie in Flandern und den anderen niederländischen Theilen des alten deutschen Reiches häufig finden. Etwas größer noch ist die Anlage in dem anderen nach dem Hofe gehenden Gemache desselben Hauses, welches drei Fenster von nahezu 2 m lichter Breite bei 3,55 m Höhe zeigt, die nur durch zwei Pfeiler von 70 cm Breite von einander getrennt sind (Fig. 199 u. 200¹⁵¹⁾). Hier konnte man nicht einen einfachen Sturz einschieben; es musste auch zur lothrechten Unterstützung des Haupt-, wie des Zwischensturzes ein Zwischenpfosten eingestellt werden. Nach außen ist dieses Fenster vollständig glatt; es sind nur die Falze vorhanden, in welche die Läden sich einfügten, je ein gesonderter in jede Oeffnung. Die Schauseite ist nach innen gerichtet. Innen sind die Pfeiler profiliert und die Profilirung auch um den Sturz herumgeführt. Innen sind fäulchenartige Rundstäbe an die Pfosten der Steinkreuze durch Binder fest gehalten und in die Ecken der Pfeiler gestellt. Um am Sturze oben einen Binder für den Rundstab anbringen zu können, welcher am Pfosten des Steinkreuzes steht, sind die beiden am Sturze anzubringenden Rundstäbe schräg in die Höhe gezogen und ihr Binder senkrecht auf jenen des Pfostenbinders gestellt. An der Brüstung sind jene

Fig. 197.

Fenster aus der Burg Ortenberg (Elzas¹⁴⁰). $\frac{1}{50}$ n. Gr.

151) Nach: BOISSERÉ, a. a. O.

Fig. 198.



Vom
Overstolz'schen
Hause
zu Cöln¹⁵¹).
1/50 n. Gr.

Sitzbänke angebracht, welche die Fensternische so behaglich machen. Zu bemerken ist noch, dass, wenn die Läden etwa sämmtlich zu gleicher Zeit geöffnet werden sollten, sie nicht vollständig umgelegt werden konnten, sondern gerade hinaufstehen mussten.

Die Entstehung der Steinkreuzfenster im XIII. Jahrhundert lernen wir also beim Overstolz'schen Hause in Köln kennen, und zwar gleich in beträchtlichen Massen; nur war dort der ganze Schmuck nach innen gelegt und nur eben Falze im Aeuferen. Diese Steinkreuzfenster bildeten nun von da an das Hauptmotiv für die Fensterbildung im gesamten Profanbau Deutschlands im XIV. und XV. Jahrhundert. Es würde unmöglich sein, ein erschöpfendes Verzeichniß der Bauten mit Steinkreuzfenstern aufzustellen. Wir haben an den oben vorgeführten Beispielen gerade genug. Der Gürzenich (siehe Fig. 43, S. 68) zeigt sie in großen Massen, das Cölner Kaufmannshaus (siehe Fig. 57, S. 83) in etwas kleineren; wir sehen sie dann an den Häusern zu Steyr (siehe Fig. 62, S. 91) u. f. w. Allenthalben ist ihre Construction sehr einfach; die Profilirung erhebt sich bis zu jener Gliederung, welche auch die Mafswerksposten erhalten. Theilweise ist in entsprechende kleine Falze, welche etwa in der Mitte der Pfostenstärke angebracht sind, eine Verglasung eingesetzt; theilweise ist die einfassende Gliederung nur auf der Außenseite vorhanden, und im Inneren sind nur Falze für Holzläden. Später fehlen auch solche, so dass ein gesonderter Holzrahmen dahinter gestellt werden konnte, welcher Fensterflügel oder Läden aufnahm. Natürlich kommen auch ausnahmsweise innen und außen profilierte ohne Falz vor, die demnach gar nicht verschlossen werden konnten.

164.
Steinkreuz-
fenster
des
XIV. u. XV.
Jahrh.

Fig. 199.

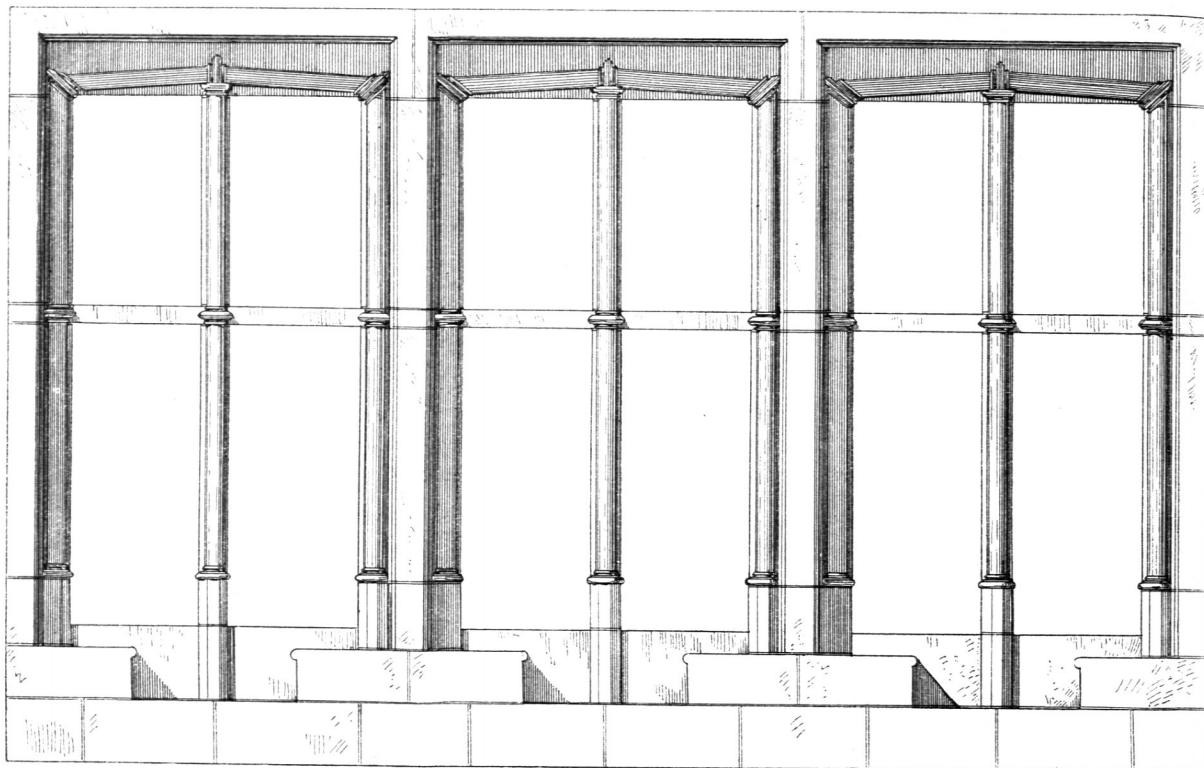
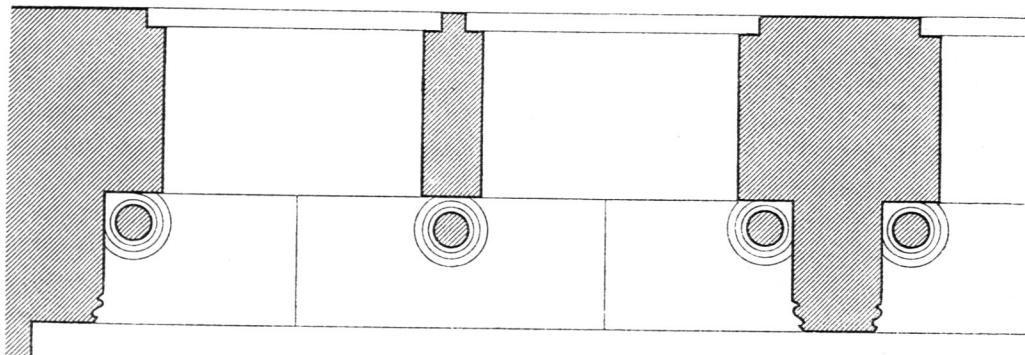


Fig. 200.



Vom *Overstolz'schen Hause zu Cöln*¹⁵¹⁾.

$1/50$, bzw. $1/25$ n. Gr.

^{165.}
Wehrgang-
fenster
zu
Vayda-Hunyad.
Wo die Verhältnisse es mit sich brachten, verwendete man auch mehrere horizontale Zwischenstürze. Die Fenster des Wehrganges zu Vayda-Hunyad (siehe unten Fig. 212) zeigen zwischen den Erkern, in Harmonie mit deren Fialen- und Wimperg-Architektur, einen spitzbogigen oberen Schluss, von einer Wimperge umfäumt. Die Fenster sind zweitheilig; jeder Theil hat der Höhe nach drei Abtheilungen, oben einen Spitzbogen mit einer Nase. Der zwischen den beiden Spitzbogen bleibende Zwickel ist von einem Wappensilde eingenommen. Unmittelbar unter den Spitzbogen ist ein oberer Sturz, tiefer unten, etwas oberhalb der Mitte

des darunter liegenden Theiles, ein zweiter, unterer Sturz. An der Sohlbank befindet sich unter jeder Fensteröffnung eine profilierte Console. An der Seite der Fenster stehen auf kleinen Consolen schlanke Säulchen, auf deren Kapitellen die Fialen Platz finden, welche zu den Wimpergen gehören. Es ist selbstverständlich, dass mindestens die unteren Öffnungen dieser Fenster mit Läden verschlossen waren, welche einem ordentlichen Schusse widerstehen und so die Krieger schützen konnten. Der obere spitzbogige Theil mag etwa verglast, vielleicht auch ganz offen gewesen sein. Diese Fenster zeigen wohl die reichste Ausbildung, welche das Steinkreuzfenster nehmen konnte. Die Consolen unter den einzelnen Fensteröffnungen sind ein Motiv, welches auch anderwärts häufige Verwendung fand. Es findet sich z. B. nicht selten in Nürnberg, wo ja die Fenster-Architektur sonst die einfachste war, wo man statt der Fensterkreuze sich mit einfacher Pfostentheilung begnügte.

Noch muss wenigstens hingewiesen werden auf die letzte Phase der Entwicklung, wo der Sturz über den einzelnen Öffnungen nach den Linien abwärts hängender Bogen und in sonst allerlei phantastischer Weise an der unteren Kante ausgeschnitten ist. Die Albrechts-Burg zu Meissen und eine Reihe anderer Werke bieten davon Beispiele. Insbesondere ist Sachsen reich an solchen.

166.
Fenster der
Albrechts-
Burg.

Bezüglich der Fensterverschlüsse haben wir noch auf eine Art hinzuweisen, die im XV. Jahrhundert in Tyrol heimisch war, nämlich auf Schiebeläden, welche in Falze des Mauerwerkes eingeschoben wurden. Ein Beispiel eines solchen Verschlusses ist in Fig. 97 (S. 119) gegeben. An Stelle der Läden finden sich auch Rahmen mit Verglasung.

167.
Schiebeläden.

Die Steinkreuzfenster, an deren Stelle, wo die Höhe zu einem Zwischensturze keine Veranlassung gab, bloß durch Pfosten abgetheilte Fenster treten, überdauerten das Mittelalter und sind in Köln z. B. noch im XVII. Jahrhundert in Verwendung, allerdings ohne Profilirung, nur eben äußerlich mit Falzen versehen, in welche man Läden einklappen konnte, gerade wie bei jenen ersten im XIII. Jahrhundert. Es ist ja überhaupt auffällig, wie schwer die Renaissance, so freundlich sie von den Gebildeten in Deutschland aufgenommen worden war, die einzelnen traditionellen Anlagen verdrängen, wie sie nur durch deren Aufnahme, unter Preisgebung der classischen Reinheit und Feinheit, sich zu einer nationalen, d. h. einer in den breiten Massen des Volkes wurzelnden Kunst entwickeln konnte.

168.
Beibehaltung
der
Steinkreuze
nach dem
Mittelalter.

In Frankreich fanden auch im Schlusse des XV. Jahrhundertes die Steinkreuze Eingang, und wir finden sie z. B. in dem Hause des *Jacques-Cœur* (siehe Fig. 78, S. 102), wie im *Hôtel de Cluny* zu Paris (siehe Fig. 79, S. 103). Bei letzterem Gebäude sehen wir in der Höhe des Zwischensturzes ein Gesims an der Wand hin von Fenster zu Fenster laufen und sich mit gebrochenen Ecken um den oberen Theil der Fenster herumziehen. Seinen Ursprung hatte das Motiv darin, dass die Zwischenstürze nicht die Höhe einer ordentlichen Quaderschicht hatten, dass sie also mit ihren Enden entweder in einen anderen Quader eingesetzt werden mussten oder dass man um ihretwillen eine solche niedrige Schicht (in Nürnberg »Ratzenschicht« genannt) durch das Mauerwerk laufen lassen musste. Diese niedrige Schicht verfah man alsdann mit einem Gesimsprofil und ließ es als Ueberschlaggesims über das Fenster weggehen.

169.
Steinkreuze
in
Frankreich.

Die oben gegebene Ansicht des *Hôtel de Cluny* in Paris zeigt uns auch die Anwendung der grossen steinernen Dachfenster, welche natürlich noch ihr Auflager auf der Frontmauer des Hauses hatten. Dort geht auf einem stark ausladenden

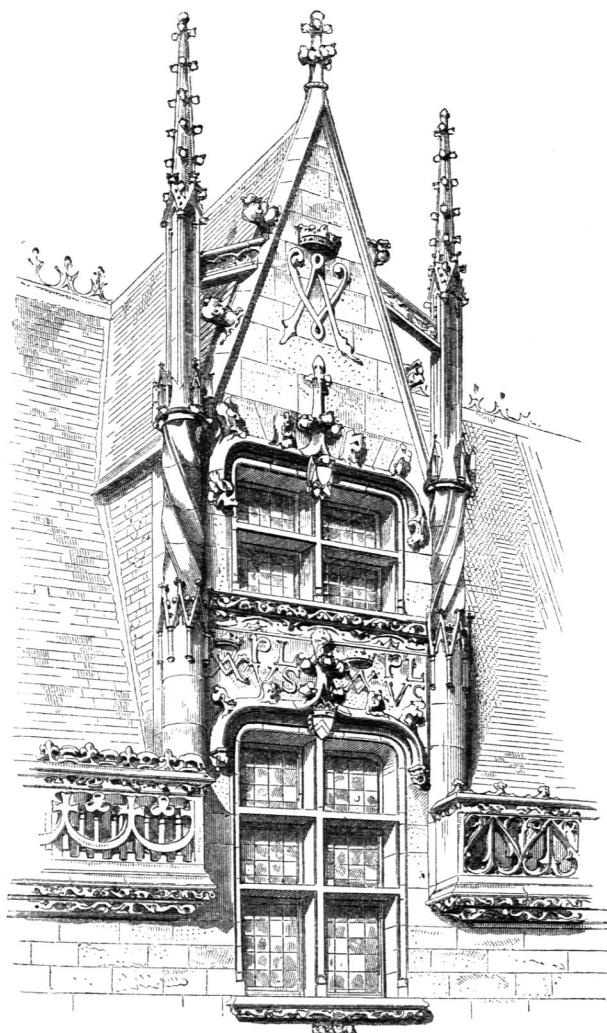
170.
Steinerne
Dachfenster.

Gesimse ein Gang hinter einer durchbrochenen Steinbrüstung vor diesen Dachfenstern hin, welche ebenfalls mit Steinkreuzen versehen sind. Anderwärts sind diese Gänge nur von einem Fenster zum anderen auf dem ausgeladenen Gesimse angeordnet. Fig. 201¹⁵²⁾ giebt wohl das reichst decorirte Dachfenster dieser Art wieder, welches sich am Schlosse zu Josselin (Bretagne) befindet. Dort ist die eigene Anordnung getroffen, daß die Fenster des obersten Geschosses, doppelte Steinkreuzfenster mit Wimpergen, weit über das Gesims in die Höhe gehen und als Dachfenster erst das niedrige, obere Steinkreuzfenster mit Wimperge angesehen werden kann. Die Randeinfassung des Dachfensters stellt Eckthürmchen dar, aus deren Spitzdache zwischen vier simulirten Dachfensterchen hohe Fialen heraussteigen. Der Giebel der Lucarne entspricht diesen Fialen als Wimperge; aber die französische einfache Haltung der Giebel des Wohnbaues überhaupt, auf welche wir schon oben aufmerksam gemacht haben, tritt auch hier auf, und es ist nur ein einfaches Monogramm als Schmuck der dreieckigen Fläche angebracht. Das ganze Dachfenster ist so hoch hinaufgetrieben, daß sein First mit jenem des Hauptdaches zusammentrifft. Diese französische Anordnung der Dachfenster ist in Deutschland sehr selten. Doch bietet die Albrechts-Burg zu Meissen (siehe die Tafel bei S. 97) auch Beispiele derselben, allerdings weit entfernt von dem ausgesuchten Reichthum unseres französischen Beispieles.

^{171.}
Kellefenster.

Wiederholt schon ist auf die unendliche Fülle abwechselnder Motive hingewiesen worden, welche die Schlussperiode der Gotik hervorgebracht hat und durch welche der im Allgemeinen doch einfache Profanbau jener Zeit den grossen, pikanten, malerischen Reiz gewonnen hat, durch welchen er uns erfreut. Es sind mitunter

Fig. 201.

Dachfenster vom Schloss zu Josselin¹⁵²⁾.

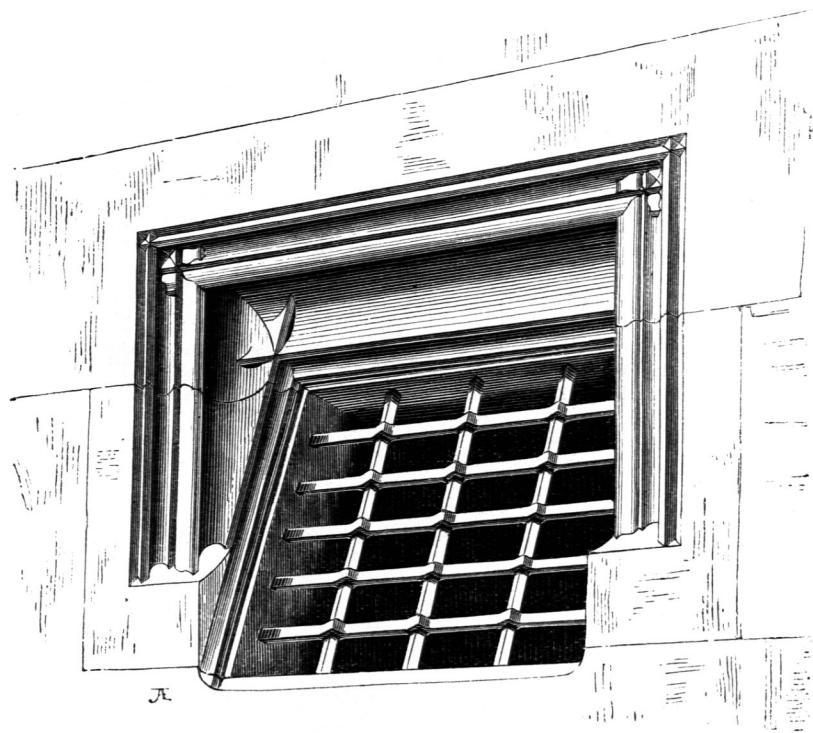
¹⁵²⁾ Nach: VIOLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. 6. Paris 1863. S. 190.

Kleinigkeiten, die aber doch die Liebe erkennen lassen, mit welcher der einzelne Meister, vielleicht auch nur ein Gefelle, dessen Namen aufzubewahren weder er selbst, noch sonst Jemand dachte, sich in seine Arbeit vertiefe. War es der Meister selbst, oder war es einer feiner Gesellen, welcher am Rathause zu Krakau ein in einen gewölbten Raum vom oberen Theile desselben hinableuchtendes Fensterchen, das Kellerfenster, so gestaltete, wie es in Fig. 202¹⁵³⁾ erscheint, dass er das Profil sich oben erweitern ließ und innerhalb der lothrechten Umrahmung noch eine schräge herstellte?

Wenn wir jene bei den älteren Bauten häufigen, in starken Mauern angebrachten Fensternischen anschauen, welche, wie z. B. die Dachfenster der Albrechtsburg zu Meissen, bei ihrer grossen Tiefe gewissermassen ein eigenes kleines Gemach

172.
Ausgebaut
Fenster.

Fig. 202.



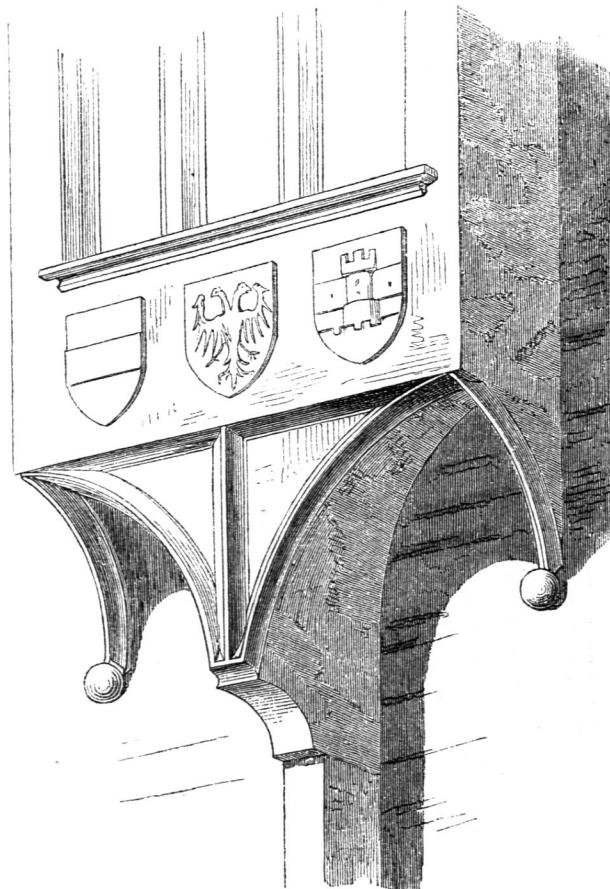
Vom Rathaus zu Krakau¹⁵³⁾.

bilden, so freuen wir uns der Behaglichkeit, mit welcher ein solches eingerichtet werden konnte. Mitunter ist trotz der Kleinheit des Raumes der Blick durch das Fenster besonders anziehend; mitunter ist es auch die Lichtstimmung, welche das Gemach erhält, wenn aus der tiefen Nische das Licht in den Raum fällt. Wir können es deshalb recht wohl begreifen, dass man im XV. Jahrhundert, vorzugsweise in der zweiten Hälfte desselben, wenn die Dicke der Mauern nicht zureichend war, einzelne Fenster auf Vorkragungen aus der Mauer nach aussen hervortreten ließ und so künstlich eine tiefe Nische bildete, welche im Inneren des Raumes wesentlich die Behaglichkeit, aussen die malerische Erscheinung desselben förderte. Fig. 203 giebt ein Beispiel

¹⁵³⁾ Nach des Verfassers Buch: Die mittelalterlichen Kunstdenkmale der Stadt Krakau. Leipzig 1866.

vom Rathause zu Perchtoldsdorf bei Wien¹⁵⁴⁾. Ein zweites, bei welchem der Vorsprung so weit geht, dass auch an den Seiten noch Fensteröffnungen angebracht werden konnten (Fig. 204), ist einem Hause zu Freiburg i. B.¹⁵⁴⁾ entnommen. In sehr verschiedener Art sind diese Vorkragungen gebildet. Meist sind es consolentartig über einander vortretende Steine von verschiedenem Profil, welche dann durch Bogen mit einander verbunden sind oder auf welche eine Platte gelegt wurde, die

Fig. 203.

Vom Rathaus zu Perchtoldsdorf¹⁵⁴⁾.

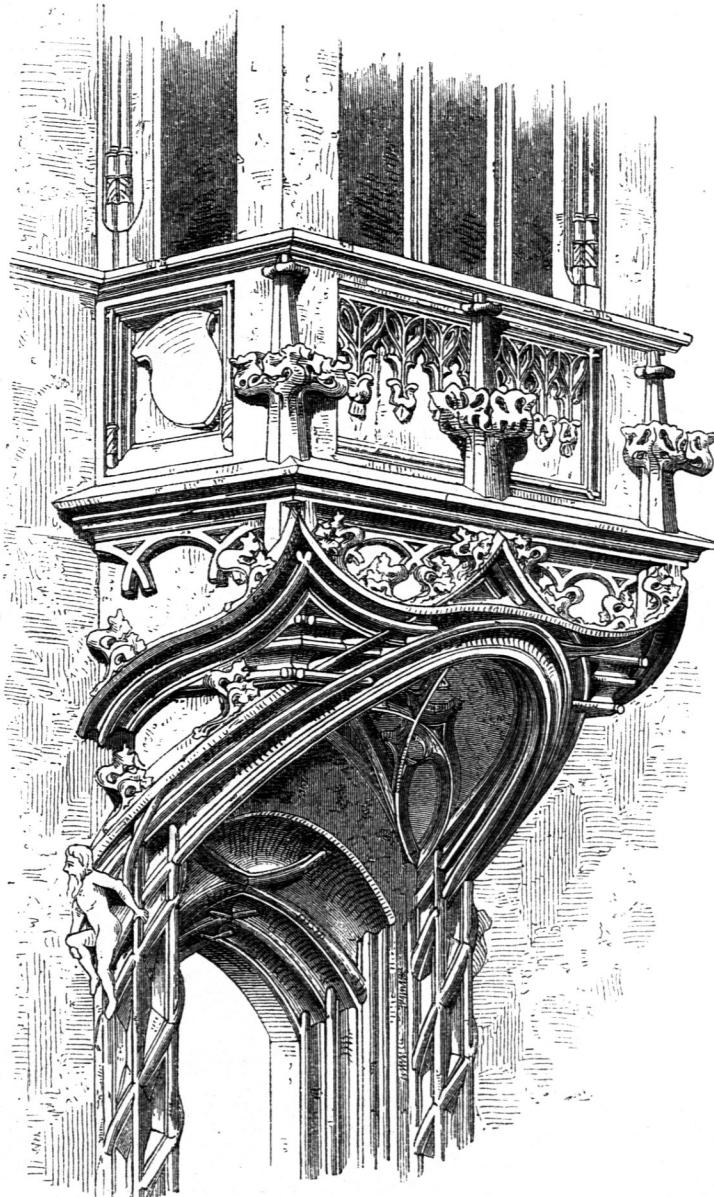
zugleich den inneren Fußboden bildete. Fig. 205 bis 207¹⁵³⁾ geben verschiedenartige Proben solcher vorgekragten Steine, die man ja auch zum Tragen von Galerien und anderen ausgeladenen Bautheilen verwendete. Sie sind aus Krakau und haben bei der Wiederherstellung des *Collegium Jagellonicum* dort einen neuen Platz gefunden.

Wir beschließen dieses Kapitel mit der Darstellung des vortretenden Fensters, welches *Hans Beheim* im Jahre 1515 im Nürnberger Rathause am Gange vor der

¹⁵⁴⁾ Nach Zeichnungen des Verfassers veröffentlicht in: Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Bd. VI. Wien 1861. S. 1, o.

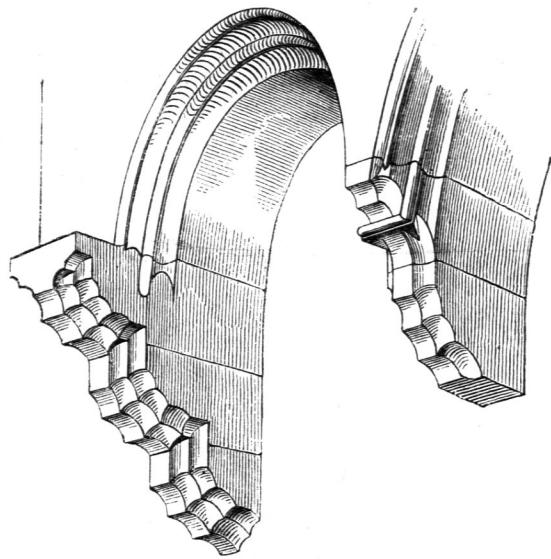
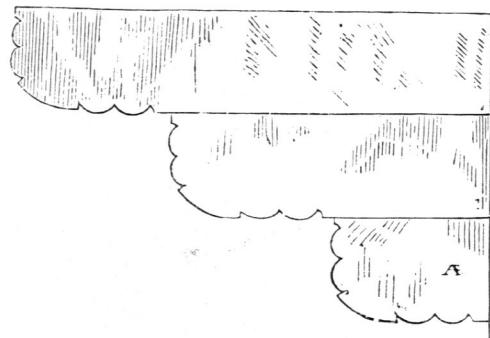
Rathsstube errichtet hat (Fig. 208¹⁵⁵). Die Abschlussmauer dieses Ganges nach dem Hofe ruht auf einem Bogen, und es musste deshalb die Vorkragung des Fensters in diesen Bogen eingreifend so hergestellt werden, dass eine ganze Reihe von Steinen, einerseits fünf neben dem Schlusssteine, andererseits deren zwei, im

Fig. 204.

Von einem Hause zu Freiburg i. B.¹⁵⁴).

¹⁵⁵) Nach einer Zeichnung, welche der treue Mitarbeiter des Verfassers beim letzten Rathausbaue zu Nürnberg, der ihm vom Magistrat zugewiesene Architekt Wallraff aus Gernsbach, im Baubureau anfertigte und die er später auch in dem Werke: »MUMMENHOFF, E. Das Rathaus zu Nürnberg« (Nürnberg 1891) mit einigen Änderungen verwendete. Bei der langen Dauer dieser gegenwärtigen Arbeit ist unsere Reproduction schon einige Jahre vor jener früher ausgegebenen angefertigt.

Ganzen also acht grosse Steine des Bogens, fast meterweit aus demselben heraustreten. In diese ist das Profil der Vorkragung gehauen und an dasselbe anschneidend das Profil des Bogens. Maßwerk-Verzierungen verkleiden die Fläche des kleinen Gebäudes. Eine aus gewundenen Stäben bestehende säulenartige Verzierung belebt die Mitte; das Dach ist ein einfaches Steindach mit leicht gehöhlten schrägen Flächen; durch Einbinden desselben in das obere Mauerwerk wirkt es der Tendenz jeder ausgekragten Masse, sich oben vorzuneigen, entgegen. Das ganze kleine Bauwerk hatte offenbar den Zweck, da es der Haupttreppe zum großen Saale parallel steht, von dieser also gesehen werden konnte, von den zum Saale aufsteigenden durch die Seitenfenster der Treppe gesehen zu werden und somit das reizende Bild abzurunden, welches der kleine Rathaushof bot. Es sollte etwa auch den Raum für jene erweitern, welche vor der Rathsstube zu warten hatten.

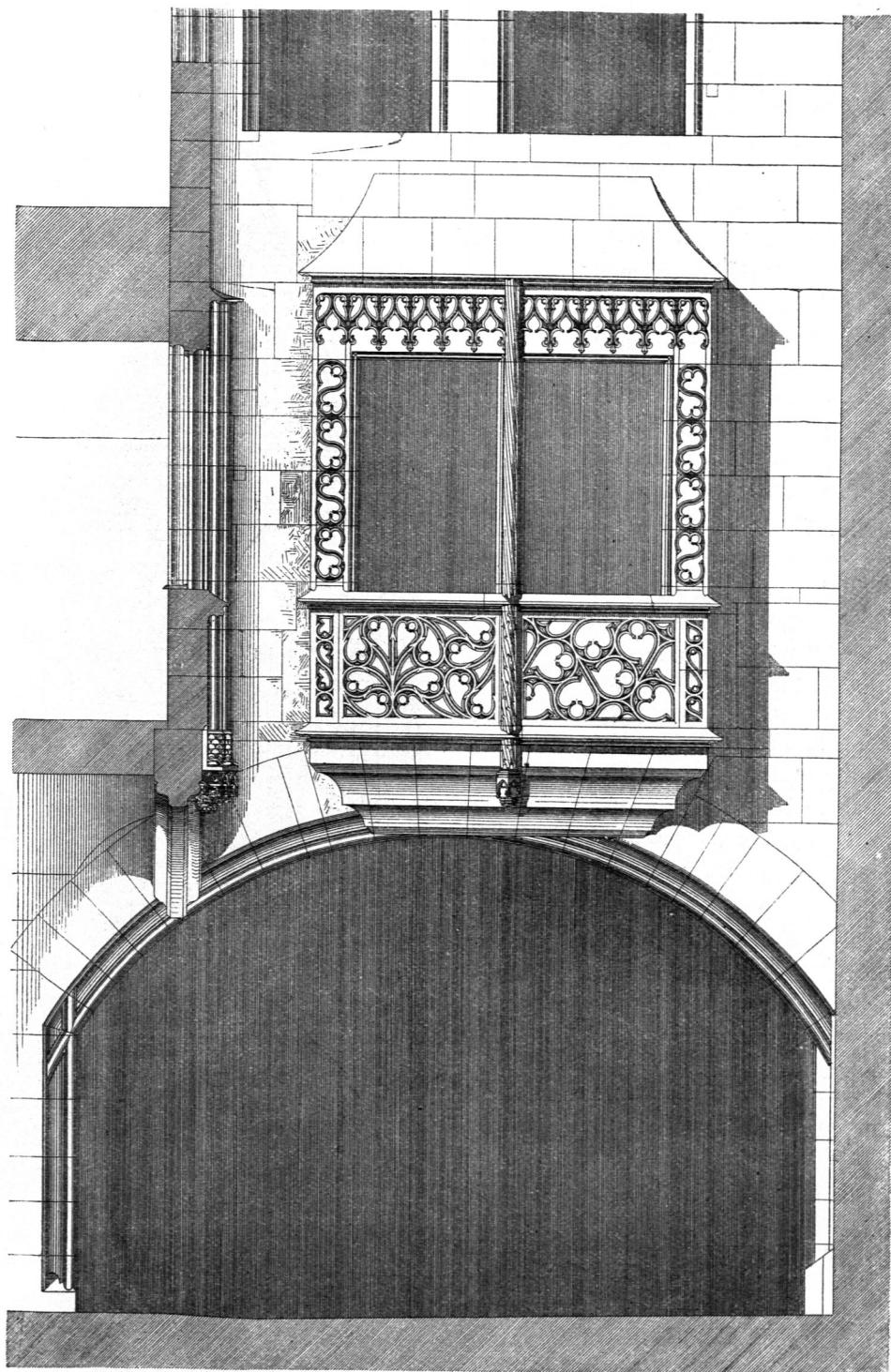
Fig. 205¹⁵³⁾.Fig. 206¹⁵³⁾.Fig. 207¹⁵³⁾.

e) Die Chörchen und Erker.

Die Hauskapellen lassen fast durchweg auch von außen sich erkennen und tragen so wesentlich zur Belebung der äusseren Erscheinung der Wohngebäude bei. Zum mindesten ist, selbst wenn sie in nebensächlichen, gangartigen Gelassen untergebracht sind, ihr Fenster anders gebildet, als jene der Wohnräume, und tritt so belebend aus der Reihe der übrigen hervor. Meist aber sind es die Chörlein, an welchen auch von außen die Capelle erkannt wird. Wir haben bei Betrachtung der Capellen schon diese Chörlein erwähnt, bei einigen Beispielen gerade auf sie hingewiesen als Beweis, dass in dem betreffenden Bau eine Capelle vorhanden ist, welche schon äusserlich sichtbar wird. Was die älteren dieser Chörlein betrifft, so

¹⁵³.
Ältere
Chörchen.

Fig. 208.



Vom Rathaus zu Nürnberg¹⁵⁵⁾.

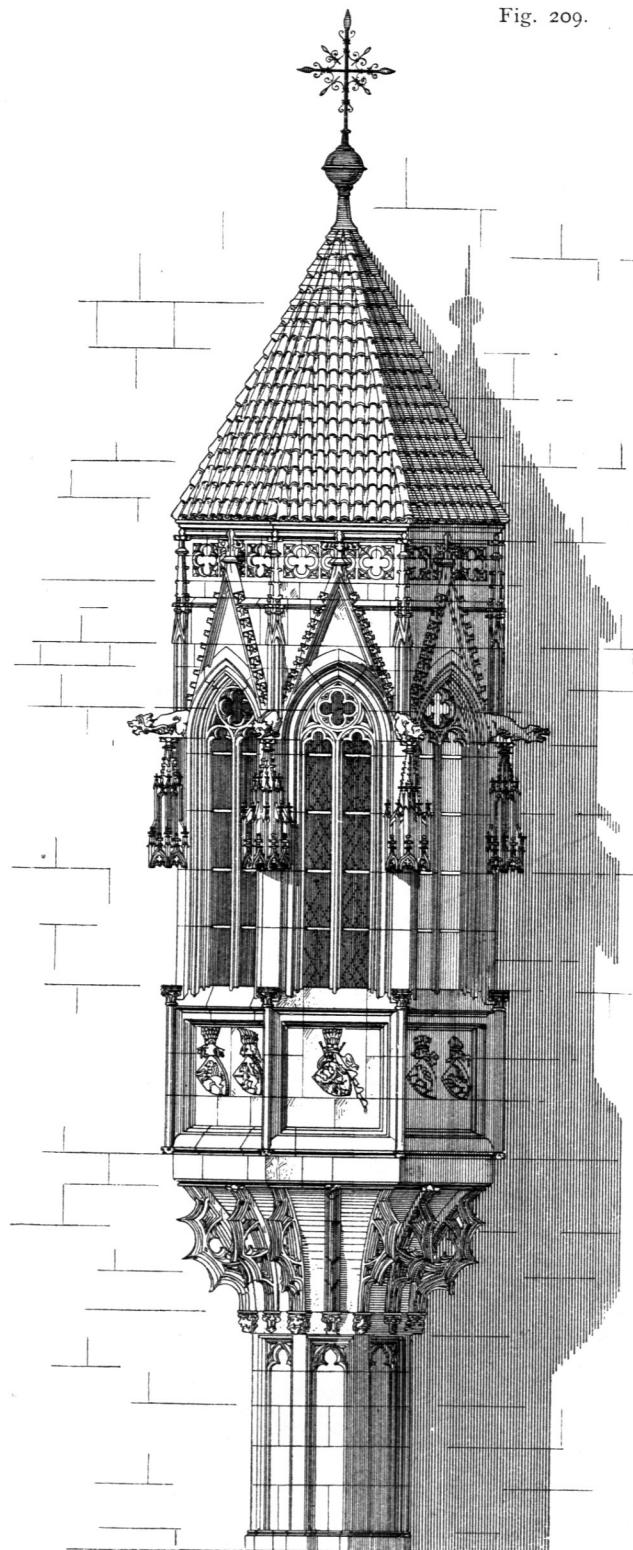
$\frac{1}{50}$ n. Gr.

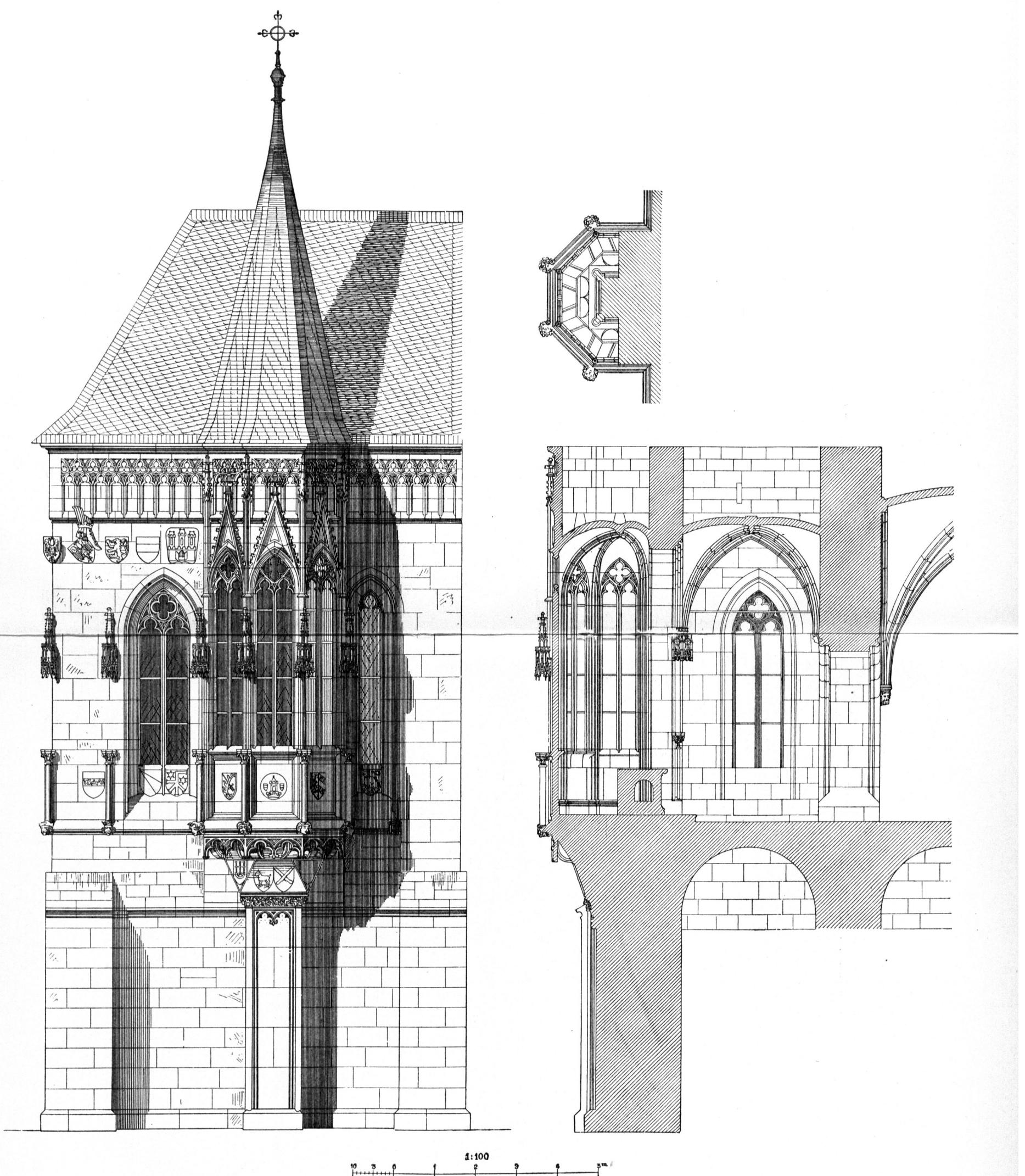
find dieselben so einfach, daß wir selbst den kleinen Abbildungen, wie sie in Fig. 37 (S. 77) u. 70 (S. 128) des vorhergehenden Heftes dargestellt sind, nur wenige Worte beizufügen haben. Sie sind halbrund mit steinernem Dache, jener von Landsberg mit einem Rundbogenfriese, mehreren Lisenen, so wie mehreren verschieden gestaltigen Fenstern versehen, auf einem profilierten consolenartigen Träger aufgebaut. Jener des Trifels hat ein reich verziertes Gesims mit Bogenfries, ein einziges Fenster und sein Unterbau besteht aus zwei Consolen, welche durch ein Gewölbe mit einander verbunden und durch Halbgewölbe an den Thurmkerne angeschlossen sind. Das Chörlein der Capelle des Kamperhofes in Cöln ruhte auf einem profilierten, halbrunden Unterbau und hatte drei spitzbogige Fenster; das Dach war mit Schiefern gedeckt. Zu dem, was wir in Art. 58 (S. 64) über das einfache Chörchen am Nürnberger Rathause gesagt, haben wir gleichfalls nichts beizufügen.

Aber im Laufe des XIV. Jahrhundertes bildete sich die Architektur dieser Chörchen zu wahren Schmuckstücken aus. So ist das auf der neben stehenden Tafel abgebildete Chörchen der Hauscapelle am Prager Rathause mit einem Reichthume ausgestattet, der bis dahin unerhört war. Das Untergeschoß des ganzen Baues hat einen beträchtlichen Vorsprung, der noch in der Breite des Chörchens emporgeführt ist, so daß dessen Ausladung um so weniger be-

174.
Chörchen
vom
Rathaus
zu
Prag.

Fig. 209.

Vom Carolinum zu Prag¹⁵⁶). — 1/100 n. Gr.

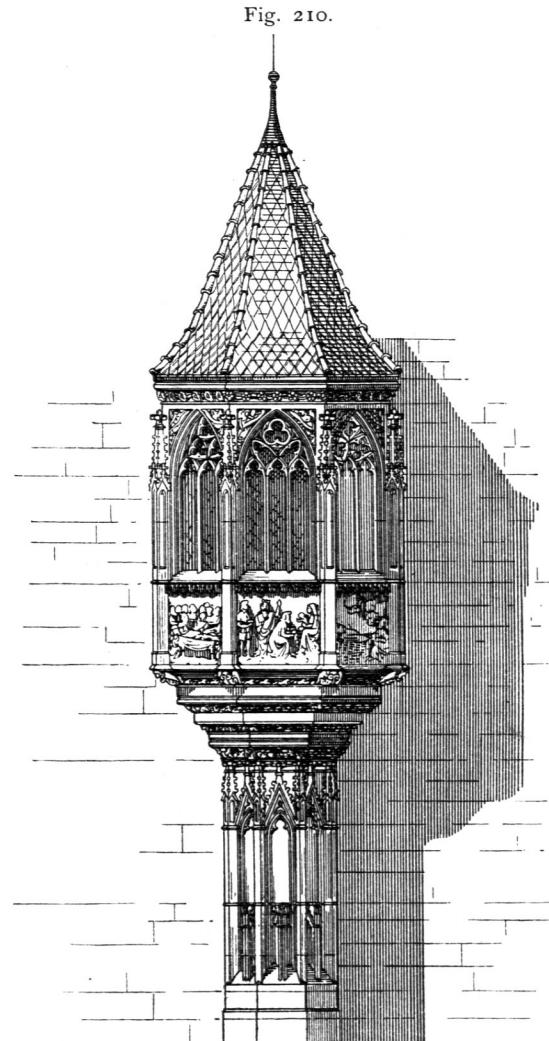


Hauskapelle am Rathaus zu Prag.

trächtlich zu werden brauchte, als noch ein rechteckiger Pfeiler einen besonderen Unterfatz bildet. Der Uebergang in das Achteck ist auf dem Kapitell dieses Pfeilers so hergestellt, dass eine lothrechte, dreikantige Fläche von den Ecken des Pfeilers in die Höhe geht, vorn ein oben schmaleres, gering ausgeladenes Paralleltrapez sich zwischen diese beide Dreiecke stellt, während halbe solche Trapeze die Seiten einnehmen. Auf das so hergestellte Achteck sind vier breite Consolen vorgeschoffen, zwischen welchen eine schräge Fläche nach oben vortritt, so dass

ein volles Auflager für das Gesims gegeben ist, von welchem ein durchbrochener Masswerk-Bogenfries herabhängt. An den Ecken des weit ausgeladenen Gesimses sind Köpfe als Consolen angebracht, auf welchen die Ecken des Chörchens einfassende Säulen stehen, deren Kapitelle in Brüstungshöhe Figuren tragen sollten, über welchen reiche Baldachine angehängt sind, von denen sodann eine Fialen-Architektur bis zum Hauptgesimse emporgeht, zwischen der die schlanken, spitzbogigen Fenster mit starken Wimpergen versehen sind. Ein einer Galerie entsprechender Masswerkfries schliesst die ganze Capelle und somit auch das Chörchen oben ab, welches durch ein hoch aufsteigendes Spitzdach den Charakter eines Thürmchens erhält.

Ganz verwandt damit ist das Chörchen am Carolinum zu Prag, welches jedoch bei geringer Höhe, insbesondere des Unterbaues, etwas mehr in die Breite entwickelt ist. Es ist insbesondere die eigenthümliche Bildung des Unterbaues, welche zunächst in das Auge fällt. Ein acht-eckiger Pfeiler trägt denselben; eine einfache grosse Hohlkehle zeichnet den ausladenden Körper; aber an jeder Kante, wie in der Mitte jeder



Vom Sebalder Pfarrhof zu Nürnberg.

1/100 n. Gr.

Fläche steigt von einer Console eine Rippe auf, welche durch frei vorhängendes Masswerk einen sehr bewegten Contour zeichnet (Fig. 209¹⁵⁶).

Wesentlich kleiner, insbesondere niedriger ist das schöne Chörlein am Sebalder Pfarrhof zu Nürnberg, welches noch reicher ausgestattet ist, als die beiden Prager. Wir geben dasselbe in Fig. 210 im gleichen Maßstabe, wie die Prager wieder. Schon

175.
Chörchen
vom
Carolinum
zu
Prag.

176.
Chörchen
vom Sebalder
Pfarrhof
zu Nürnberg.

¹⁵⁶ Nach den Aufnahmen der Wiener Bauhütte.

der Unterbau ist hier mit Fialen und Wimpergen geziert und hat fünf Untersätze für Figuren. Reich gegliedert und mit vier durch Ornament belebten Hohlkehlen versehen, erhebt sich auf diesem Pfeiler die Ausladung. Das Chörchen selbst ist an den Ecken mit Fialen versehen; die Brüstungen tragen Scenen aus der biblischen Geschichte in hohem Relief, und es sind über denselben Reihen von Baldachinen unter dem Brüstungsgesimse angelegt. Reiche, dreitheiige Maßwerkfenster und über denselben abermals Figuren in den Zwickeln derselben füllen die Hauptflächen. Ein mit einer Hohlkehle, in welcher ein Rosenfries sich befindet, versehenes Gesimse schliesst den Bau ab, der jetzt ein außer Verhältnis niedriges Dach trägt, das auf unserer Zeichnung auf das richtige Verhältnis erhöht ist.

177.
Andere
Chörchen
zu
Nürnberg.

Auch an das schöne Chörlein am *Schlüsselfelder'schen* Thurm in Nürnberg müssen wir unter Hinweis auf die auf S. 86 gegebene Fig. 58 erinnern, weil dasselbst statt des sonst überall üblichen Spitzdaches, eine thurmartig gebaute Laterne für ein ewiges Licht errichtet, dadurch aber ein noch leichteres Verhältnis erzielt ist, als sonst durch die Thurm spitzen.

Noch ein drittes Chörlein von einiger Bedeutung besaß Nürnberg im alten Lorenzer Pfarrhofe, welches, wie wir oben bei Betrachtung der Hauscappellen gesagt, in einer Copie am neuen Pfarrhofe unter Benutzung einzelner der alten Steine wieder errichtet wurde. Es ist das einfachste derselben in Fig. 211 (im Maßstab von 1:100) dargestellt, aber ebenfalls mit einem entsprechenden Spitzdache; denn in der Ausführung müsste sich des oberen Stockwerkes wegen die Copie auch mit einem recht niedrigen Dache begnügen.

Nur um nicht den Schein zu erwecken, als würden wir gerade das uns am allernächsten Liegende übersehen, sei auch das sonst ganz einfache Doppelchörchen erwähnt, welches im ehemaligen Augustiner-Kloster sich befand und jetzt mit den Resten desselben in das Germanische Nationalmuseum übertragen und dort wieder aufgebaut ist. Das untere Chörchen gehörte dem Kapitelsaal an, von welchem in Art. 93 (S. 112) die Rede war, das darüber stehende dem Dormitorium und wurde als *St. Augustins-Capelle* bezeichnet.

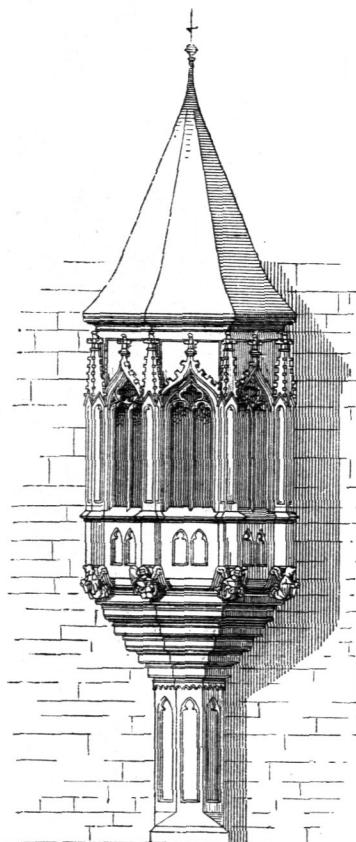
Zum Schlusse geben wir, unter Hinweis auf das in Art. 124 (S. 166) Gesagte, mindestens noch in kleiner perspectivischer Zeichnung, das Chörlein der Abtswohnung zu Maulbronn wegen des hohen Untersatzes, da die Capelle sich im II. Obergeschoß befand (Fig. 212¹⁵⁷).

Die Thürmchen, welche polygon angelegt an den Ecken und auf den Flächen der Gebäude sich erheben, sind mitunter auf ein einzelnes Stockwerk reducirt und haben alsdann im Aeuferen fast das Aussehen von Chörchen; sie sind indessen nur

178.
Chörchen
zu
Maulbronn.

179.
Erker.

Fig. 211.



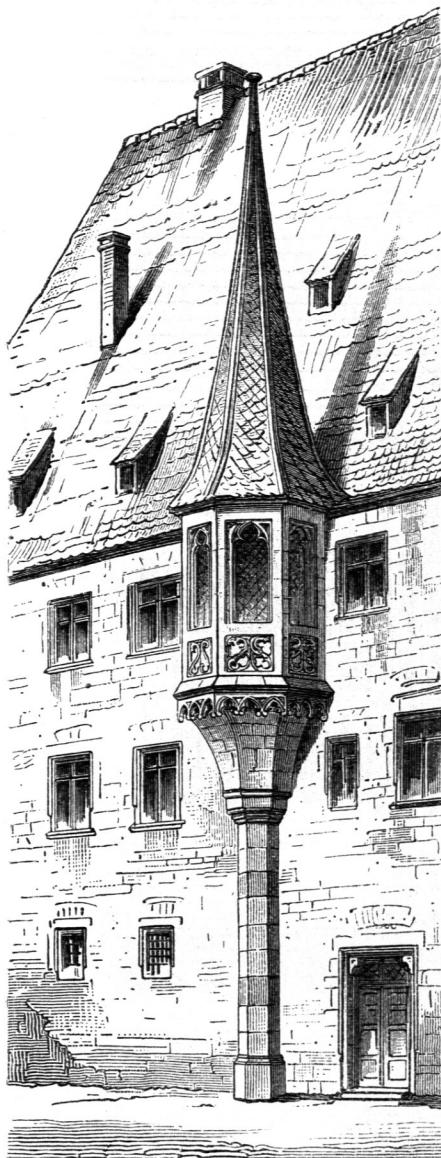
Vom Lorenzer Pfarrhof zu Nürnberg.

$\frac{1}{100}$ n. Gr.

¹⁵⁷⁾ Nach: PAULUS, E. Die Cisterzienser-Abtei Maulbronn. Stuttgart 1873—79.

Erker. In der Regel sind sie jedoch einfacher, als die wirklichen Chörlein; insbesondere aber zeigen die Fenster meist die einfache Steinkreuz-Construction und sind nicht spitzbogig und mit Maßwerk versehen, wie die Kirchenfenster. Auch gehen die Capellen-Chörchen ausnahmslos gegen Osten. Wir würden das zuletzt dargestellte Chörchen, weil es nicht orientirt ist, nicht als solches, sondern als Erker bezeichnen, wenn es nicht gerade an der Curie des Abtes sich befände, die ohne Hauscapelle nicht denkbar ist. (Vergl. Art. 126, S. 166).

Fig. 212.

Vom Kloster zu Maulbronn¹⁵).

180.
Erker
zu
Vayda-Hunyad.

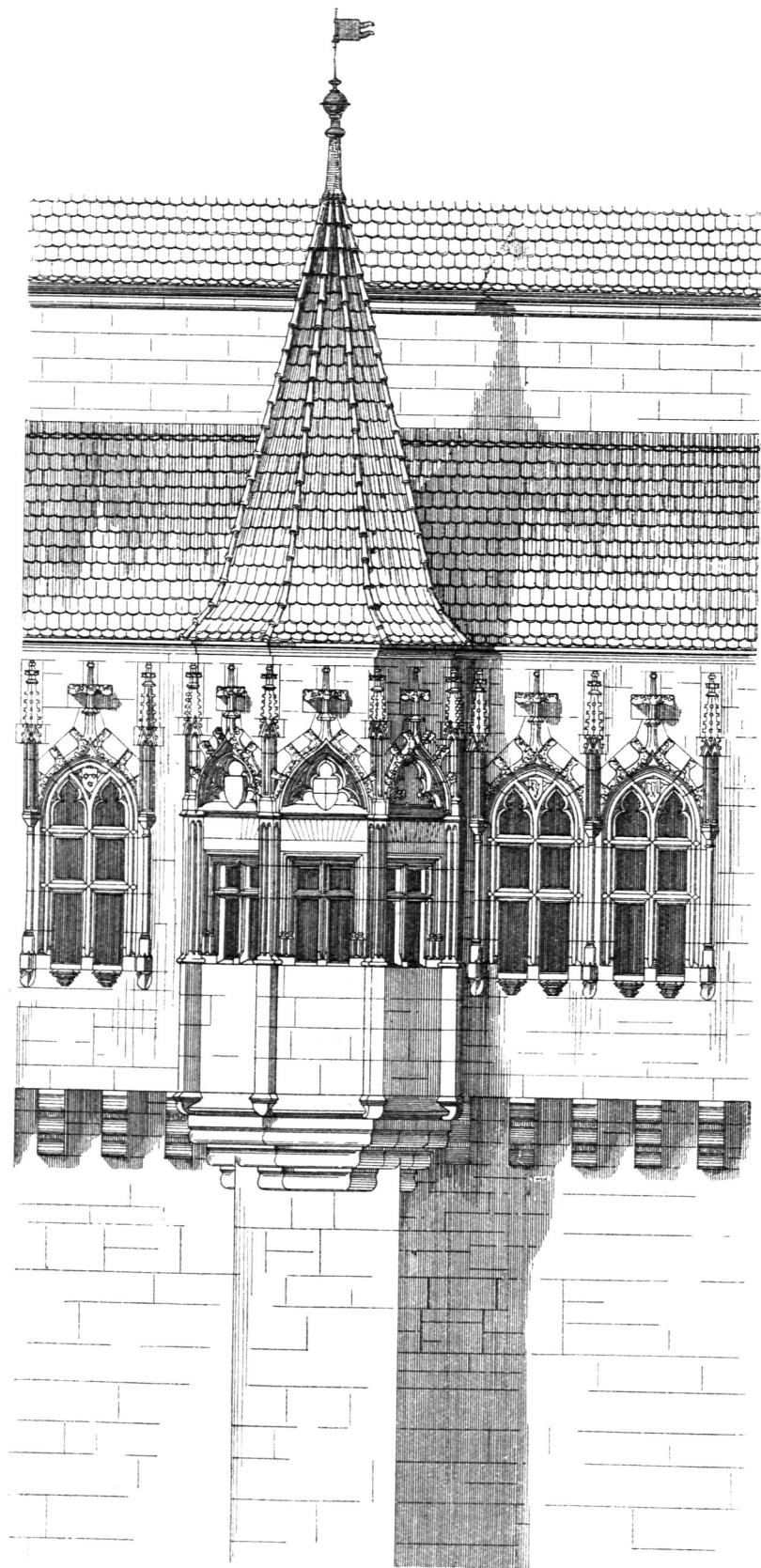
Wir haben ja doch manche Erker, die den Chörlein fast noch ähnlicher sind. Da wir nicht viele Beispiele geben können, so bieten wir in Fig. 213 eines der schönsten und reichsten Beispiele eines solchen den Chörlein verwandten Erkers, wie deren vier an der Westseite des Saalbaues auf der Burg Vayda-Hunyad (siehe Art. 110, S. 140 des vorhergehenden Heftes) sichtbar sind. Diese vier Erker stehen in der Mitte des Wehrganges und erheben sich auf Strebepfeilern, welche den Saalbau stützen; gleich Chörlein sind sie an den Kanten mit Fialen besetzt, zwischen denen über einem horizontalen Gesimse Wimperge den oberen Theil der Fläche beleben, während ganz getrennt davon Steinkreuzfenster in den Flächen liegen, welche, um der kriegerischen Bedeutung wenigstens einigermaßen Rechnung zu tragen, nicht mit Verglasung, sondern mit kräftigen Holzläden versehen waren, die, wenn sie so construirt waren, wie in Art. 156 (S. 192) angegeben, auch die friedliche Benutzung nicht hinderten.

Auf dem gesammten Architekturgebiete gehen verschiedene Motive durch Zwischenstufen in einander über, und so streifen auch die Erker andere Motive. Beim Studium der Treppenthürmchen ist davon zu sprechen, dass deren malerische Erscheinung dazu beitrug, dass man ähnliche Thürmchen, auch ohne dass sie Treppen enthalten, an die Hausfassaden anlegte, wodurch in jedem Geschoß ein Raum einen Ausbau erhielt, der viel

180.
Erker-
thürmchen.

zur Stimmung des Inneren beitrug. Ein solches Thürmchen, polygon angelegt, besteht somit aus einer Reihe von Erkern über einander. Wir haben in Fig. 214 ein solches aus Innsbruck dargestellt. Eben so wurden auch Reihen flacher, ausgebauter Fenster als Thürmchen an den Fronten in die Häuser gesetzt.

Fig. 213.

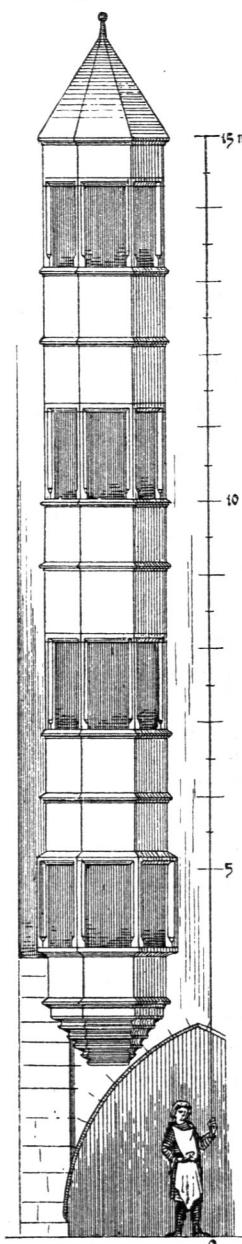


Von der Burg Vayda-Hunyad. — $\frac{1}{100}$ n. Gr.

Im Allgemeinen bezeichnet man alle diese Anlagen, so vielgestaltig sie auch sind, als »Erker«; in Nürnberg heißen sie ausnahmsweise färmlich »Chörlein«. Es hat diese letztere Bezeichnung in so fern eine Berechtigung, als die ältesten Erker in

182.
Abstammung
des Wortes
»Erker«.

Fig. 214.



Thürmchen zu Innsbruck.

der That Chörlein von Hauskapellen waren und auch die nicht als solche dienenden Erker von diesen gewiss aus gegangen sind. Welches Motiv dem ursprünglichen Begriffe des Wortes »Erker« entsprach, steht noch immer nicht fest. Es ist dieses Wort, welches in der Literatur des Mittelalters, insbesondere bei Mittheilungen der Dichter über Burgen, öfter vorkommt, vielfach von *arcus* (Bogen) abgeleitet worden. Ob dies zulässig ist, so nahe es zu liegen scheint? Alles, was wir heute so bezeichnen, ist kein Bogenbau. Und was die Alten unter dem Worte verstanden haben, wissen wir nicht, da kein Schriftsteller eine Beschreibung eines solchen giebt. Wir sind der Meinung, dass im Mittelalter dieses Wort eine andere Bedeutung hatte; aber nachzuweisen, wie der Gebäudetheil aussah, den man damals als »Erker« bezeichnete, wollte uns nicht gelingen. In Nürnberg benennt man von älterer Zeit her mit diesem Worte heute noch die Dachluken; allein Bogenbauten sind diese auch nie gewesen. Muss etwa, entgegen den Annahmen der Sprachforscher, ein anderer Stamm für das Wort »Erker« gesucht werden, als das lateinische *arcus*?

f) Die äufseren Treppen.

(Freitreppe, Treppenthürme.)

183.
Palasttreppen.

Die Sitte des Mittelalters, alle jene Räume, welche für das Leben im Hause eine gewisse Bedeutung beanspruchten, nicht zu ebener Erde anzulegen, brachte es mit sich, dass die Freitreppe, welche zu höheren Geschossen emporführen, in der mittelalterlichen Architektur eine gewisse Bedeutung erhielten. Es war in Kap. 2 von den Freitreppe der Palasbauten die Rede, deren verschieden gestaltete Anlagen, wenn auch die Treppen selbst meist zu Grunde gegangen sind, doch noch so weit erkennbar waren, dass sie rekonstruiert werden konnten; so am Kaiserhause zu Goslar, auf der Wartburg, in Braunschweig u. f. w. Auch von der Freitreppe des Schlosses zu Montargis war die Rede, bei welcher von drei Seiten her breite Läufe auf einem Podest zusammen treffen, von welchem der vierte zur Saalhür emporführt. Wir haben von der hölzernen Freitreppe der Nürnberger Burg gesprochen und nachgewiesen, dass in Münzenberg und Gelnhausen kaum andere, als hölzerne Treppenbauten bestanden haben können.

Wir haben also bezüglich der älteren Freitreppe im Profanbau kaum mehr etwas zu sagen. Nur bezüglich der späteren bleiben uns Bemerkungen übrig. Zunächst sei noch einmal darauf hingewiesen, dass, je mehr sich die Hallen zum Saalbau der späteren Zeit entwickelten, um so mehr die Freitreppe zurück- und die

Wendeltreppe an ihre Stelle trat. Noch haben wir zwar auf die Freitreppe hingewiesen, welche vor dem Remter zu Marienburg sich befunden haben muss; wir haben von jener gesprochen, welche zur Eingangsthür der Hochmeisterswohnung geführt hat (C in Fig. 31, S. 54). Wir haben von jener gesprochen, welche an der Nordseite des Gürzenich in langem Laufe von einem Podest unterbrochen bedeckt zum Saale emporführte. Wir hätten noch auf manche ähnliche hinweisen können; wir erinnern nur an die hübsche Treppe des früheren Rathauses zu Neustadt a. d. Haardt, an die Beheim'sche des Rathauses zu Nürnberg, jene des Rathauses zu Nördlingen und so manche andere ähnliche Anlage. Manche derselben zeigt ja schon die Formen der frühen Renaissance, ist aber doch nur die in anderen Formen erfolgte Erneuerung einer gleichen älteren Anlage, wie dies ja nachgewiesenermassen auch die Beheim'sche in Nürnberg ist. Denn während die älteren Anlagen bis in das XIV. Jahrhundert und wohl in den Beginn des XV. herein alle unbedeckt waren, sehen wir bereits bei der Gürzenich-Treppe, dass sie, wenn auch nach der Seite ganz offen, doch bedeckt war, und finden von da an diese Bedeckung bei allen Nachfolgern, sowohl bei jenen, die wir genannt haben, als bei der grossen Zahl der nicht genannten. Meist ist die Treppe mit einer auf Pfeilern und Bogen ruhenden Zarge angelegt, in welche die einzelnen Stufen eingreifen. Auf dieser Zarge stehen sodann dünne steinerne Säulchen oder auch Pfeilerchen, die entweder ebenfalls durch Bogen mit einander verbunden sind und theilweise Tonnen-, theilweise über einander aufsteigende Kreuz- oder Sterngewölbe tragen, theilweise auch steinerne oder auch hölzerne Gebälke, auf welchen einfach das Dach, von unten sichtbar, ruht, wenn nicht eine Täfeldecke die Unterseite desselben bekleidet. In der mannigfältigsten Weise findet, theilweise recht pikant, die architektonische Ausgestaltung dieser späten Werke statt. Theilweise konnte auch eine architektonisch mit der Treppe verbundene Bedeckung derselben wegbleiben, wenn das Dach des Gebäudes weit vorsprang. Wir erinnern an unsere auf der Tafel bei S. 73 gegebene Abbildung, um nochmals darauf hinzuweisen, wie naiv man solche weite Dachvorsprünge konstruierte. Lag das Gebäude etwa zwischen zwei anderen zurück, so legte man einfach auf diese beiden vorspringenden Bauten eine frei schwebende Pfette auf und ließ blos die Sparren selbst oder Schifter von denselben aus zu dieser Pfette gehen, auf welcher sie mit geringem weiteren Vorsprunge auflagen, während von Consolen in der Mauer ausgehende Bügen oder Streben die Pfette noch stützten.

184.
Geradläufige
Aufsentreppen
an
Wohnhäusern.

Auch bei Privathäusern, insbesondere im Süden, wo wieder italienische Vorbilder nahe lagen, finden sich von der Straße aus ähnliche ein-, auch zweiarmlige solche Treppen zu den hoch liegenden Eingangsthüren der Häuser emporgeführt.

Die Scheu aller Wolhabender vor ebenerdigen Räumen brachte es mit sich, dass hohe gewölbte Keller angelegt wurden oder Vorrathsräume das Erdgeschoß nach der Straße einnahmen, die nur mit untergeordneten Thüren versehen waren, welche blos in diese Räume hinabführten; denn meist liegen solche Vorrathsräume, auch wenn sie beträchtliche Höhe haben, um mehrere Stufen unterhalb der Straßenseite. Eine Verbindung derselben mit dem Inneren des Hauses oder mit dem Hofe, welche auf die ursprüngliche Erbauungszeit zurückginge, lässt sich nirgends nachweisen. Diese Bauweise scheint sehr alt zu sein, mag vielleicht in jene Zeit zurückgehen, wo man sich einer Leiter, die von innen zurück gezogen werden konnte, oder eines Aufzuges bediente, um zum Hause zu gelangen. Indessen ist es uns

nicht gelungen, in den Häusern der Silbergasse, der Karnergasse und anderer Straßen Bozens, welche solche Häuser noch in größerer Zahl zeigen, eines zu finden, dessen Ursprung Reste von Fenstern u. dergl. aus dem XII. Jahrhundert unter den vielen späteren Umgestaltungen erkennbar gelassen hätte und bezeichnen würde, wenn auch die Anlagen alle charakteristischen Erscheinungen des XII. Jahrhundertes zeigen, wie die Häuser zu Cluny (siehe Fig. 22, S. 45). Ueber das XV. Jahrhundert geht nichts zurück, was irgend eine charakteristische Form tragen würde. Im XV. Jahrhundert dachte man nicht mehr an Leitern und erbaute jene hübschen Treppen, die uns heute noch in ihrer Verstümmelung mit ihren Maßwerkbrüstungen oder ihren geschmiedeten Eisenverzierungen erfreuen und theilweise bis zu 5^m Höhe gehen. In anderen Städten Südtirols, aber auch in Norditalien, haben wir manches Aehnliche gesehen, namentlich in Verbindung mit offenen Balconen, welche ähnlich wie Lauben das Haus umziehen. Ohne im Augenblicke angeben zu können, wo das Haus sich befindet, erinnern wir uns an ein solches, bei welchem, in jedem Stockwerke von einem Podest vor dem Eingange unterbrochen, ein einziger großer gerader Lauf von der Straße bis in das III. Obergeschoß emporführt.

Weit häufiger jedoch, als diese geraden Läufe, ist die Verwendung von Wendeltreppen, welche theils auf der Straße, theils in den Höfen außerhalb der Gebäudeflügel, nur an sie angelehnt, emporführen. Da sie meistens über den Dachrand in die Höhe führen und mit einem spitzen Dache bedeckt sind, so haben sie die Gestalt von Thürmchen und tragen wesentlich dazu bei, den malerischen Charakter der Gebäude zu heben. Wir knüpfen an das, was in Art. 110 u. 111 (S. 153 u. ff.) über die Treppen als Theile des Gebäudeinneren gesagt ist, an und ergänzen dasselbe hier in Bezug auf die äußere Erscheinung, so weit bei einer Construction, wie solche den Wendeltreppen eigen ist, die äußere Seite getrennt von der inneren betrachtet werden kann.

Diese Treppenthürmchen waren in der älteren Zeit auch äußerlich rund, mindestens vom Beginne des XIV. Jahrhundertes an aber zum Theile sechs-, meist aber achteckig. Einfachere zeigen nur eine Anzahl schräger Fensterchen, schräg über einander aufsteigend. Wesentlich reicher wird schon die Wirkung, wenn die Fenster größer sind, so dass sie fast die ganze Achtecksseite einnehmen, nur eben Eckpfeiler übrig lassend, und wenn die Öffnungen durch Pfosten unterteilt sind oder eine Steinkreuz-Construction haben. Eine weitere Ausbildung findet statt, wenn die Achteckskanten der Thürmchen mit kleinen Strebepfeilern besetzt sind, wenn auch äußerlich schräg aufsteigende Gesimse, Maßwerkbrüstungen und sonstige Decorationen angelegt sind, wenn insbesondere wimpergartige Decorationen sich den Fensterstürzen anschließen, wenn Consolen mit Figuren hinzutreten, über welche sich reiche Baldachine erheben, wenn endlich die Achteckspfeiler durch Bogen verbunden sind, unter welchen das dem Kirchenbau entnommene Fenstermaßwerk angeordnet ist und über welchen der gleichfalls dort her entnommene vollständige Fialen- und Wimperg-Apparat sich erhebt, bis zu oberst entweder acht Giebel mit ihren Dächern in den Thurmhelm einschneiden oder über einem ausgeladenen Gesimse eine Maßwerkbrüstung oder auch ein reich verzieter Zinnenkranz einen Gang abschließt, welcher am Fusse des Thurmhelmes angelegt ist, der selbstverständlich seine reich gebildete Windfahne hat. Solche Treppenthürmchen gehen nicht allenthalben direct vom Fußboden aus; theilweise sind sie auf verschiedenartig construirten Vorkragungen nur vom ersten oder noch höheren Obergeschoß aus in die Höhe geführt.

185
Wendel-
treppen und
Treppen-
thürmchen.

Die malerische Erscheinung, in Verbindung mit der Annehmlichkeit, welche eine über die Mauerflucht hervortretende Erweiterung des Gemaches diesem bot, machte solche Thürmchen auch unseren Voreltern lieb, und so legte man solche Thürmchen, ohne dass Treppen darin waren, an den Ecken der Gebäude in aus- und einspringenden Winkeln an und ließ sie theils vom Boden bis zum Dache aufsteigen, so dass sie in jedem Geschoß einen kleinen Wohnraum umschlossen, oder man ließ sie auf Vorkragungen erst in einem höheren Geschoß beginnen. Man legte sie auch auf den Flachseiten der Gebäude auf, mitunter mehrere ganz gleiche neben einander, natürlich nicht mit schrägen, sondern mit horizontalen Fenstern, an. Sie kommen hier mit den Chörchen und Erkern zusammen, von denen oben die Rede war, oder, wenn sie am Dachrande auftreten, mit den Erkern der Kriegsbaukunst, die ja auch, wie die Tafel bei S. 250 des vorhergehenden Heftes zeigt, eine reiche decorative Ausbildung annahmen.

g) Die Giebel.

^{186.}
Allgemeines.

Wenn wir jene Aufsentheile der Gebäude in das Auge fassen, welche für die Erscheinung besonders charakteristisch sind, in denen insbesondere der Entwicklungsgang, welchen die profane Architektur im Ganzen genommen hat, zu besonderem Ausdrucke gelangt, bei denen also auch von einem Werke zum anderen ein gewisser Zusammenhang besteht, so erscheint uns in erster Linie der Giebel mit seinen verschiedenen Formen und Constructionsweisen so wichtig, dass wir zunächst von ihm im Zusammenhange hätten reden müssen, da gerade er zur charakteristischen Erscheinung der Gebäude am wesentlichsten beiträgt.

Wenn wir dennoch hier Giebel und Dach an den Schluss der Betrachtung setzen, so kommt dies daher, dass wir sie ohne den Untertheil, ohne das Gebäude selbst doch nicht denken können, und dass ihr Charakter auch vollständig von dem abhängig ist, was darunter steht.

Allerdings ergiebt sich da für die ältere Zeit wieder dieselbe grosse Schwierigkeit, die wir öfter fanden. Wir haben keine alten Giebel mehr. Der Giebel steht im Zusammenhange mit dem Dache. Er soll das von den Seiten offene Dach gegen Eindringen des Windes in dasselbe schützen; er soll es gegen den Wind bergen, daher auch seine alte Bezeichnung als »Windberge«. Aber, wenn das Dach des Gebäudes Feuer fing und verbrannte, so ging der Giebel mit zu Grunde oder litt wenigstens durch das Feuer mehr, als andere Theile des Gebäudes, und wenn auch heute noch aus einer Ruine ein Giebel scheinbar wohl erhalten in die Höhe ragt, so hat er doch inzwischen auch durch Wind und Wetter so stark gelitten, dass es nur eine Frage der Zeit ist, wann er fällt. Selten wird ein Baumeister den Muth haben, bei einem Neuaufbau einen Giebel zu erhalten, wenn er auch andere Theile des Mauerwerkes anstandslos wieder benutzt. So war es aber auch von alter Zeit her, und so kommt es, dass alte Giebel, d. h. solche, welche vor das XIII. Jahrhundert fallen, uns bei Profanbauten kaum mehr erhalten sind.

^{187.}
Hölzerne
Giebel.

Von Giebeln im Holzbau kann ohnehin nicht die Rede sein, weil ja solche Bauten aus älterer Zeit überhaupt nicht erhalten sind. Von den hölzernen Giebeln der Spätzeit ist aber nur wenig zu sagen. Das Häuschen zu Marburg, welches wir in Fig. 48 (S. 78) gegeben haben, zeigt uns eine so einfache Giebel-Construction, dass Alles, was zu sagen wäre, aus der Zeichnung von selbst hervorgeht; nur darauf kann hingewiesen werden, dass schon hier, wie die übrigen Stockwerke des Hauses,

so auch der Giebel nach der Straße zu über das darunter stehende Geschoß vorspringt. Doch sind die einzelnen Stockwerke des Giebels nicht über einander ausgeladen. Der Dachrand springt nur ganz wenig über den Giebel vor; es ist kein vortretendes Sparrenpaar mehr vorhanden; nur die Lattung ist nicht ganz bündig mit dem Giebel abgeschnitten und tritt so ein klein wenig heraus; außerdem ist noch ein Windbrett davor genagelt. Dieselbe Anordnung kommt fast durchweg auch bei den späteren deutschen Bauten vor; aber es treten zum großen Theile auch die einzelnen Stockwerke des Giebels gerade so über einander hervor, wie die übrigen Geschoße. Der obere Theil hat alsdann wohl auch einen Schopf, d. h. er ist abgeschnitten, abgeschrägt und eingedeckt, wie das Dach selbst. Als eine Andeutung eines solchen Schopfes können wir es ansehen, wenn, wie z. B. beim Knochenhauer-Amtshaus zu Hildesheim, der obere Theil des Giebels zwar lothrecht in die Höhe steht, aber wie das Dach gelattet und die lothrechte Fläche mit Ziegeln oder Schiefer eingedeckt ist. Sollte ein vorspringendes Sparrenpaar den Giebel ernstlich schützen, so bedurfte es einer Dach-Construction mit über den Giebel vorschissenden Pfetten, auf welchen die Sparren aufliegen könnten, so dass auch noch vor dem Giebel ein Sparrenpaar Platz finden und damit das Dach so weit vortreten konnte, dass der Giebel einen wirksamen Schutz gegen Witterungseinflüsse erhielt. Das französische Haus in Fig. 77 (S. 101) zeigt uns eine ähnliche Construction, wobei allerdings nur die Kappholzer des obersten Geschoßes vorspringen und der Giebel in der Flucht desselben bleibt. Da ist denn eine Bogen-Construction vor dem Hause unter dem heraustretenden Sparrenpaare angeordnet, welche allerdings die Function der einzelnen Hölzer geradezu maskirt. Es ist nämlich tatsächlich nur eben der Sparren gegen das Kappholz gestemmt, und das horizontal über dem Bogenscheitel liegende Holz ist trotz seiner verschiedenen Verschneidungen eben ein Kehlbalken, durch dessen verschiedene Verzapfungen oder Verplattung mit dem Sparrenpaare oben ein festes Dreieck entsteht. Der untere Halt der verlängerten Schenkel dieses festen Dreieckes ist durch Einfügen des Stiches und des in der Luft schwappenden Bogenanfangs auf dem Kappholze kein besserer geworden, als wenn der Sparren direct in das Kappholz eingezapft wäre; indessen hält ja die Sache, und so haben wir wenig Recht, mehr zu verlangen. Von ähnlicher Construction beim Steinbau in Aachen und wohl auch in Cöln wird unten die Rede sein.

Nach Cöln werden wir geführt, wenn wir die ältesten Giebel im deutschen Profanbau suchen. Die beiden Häuser, welche wir in Fig. 20 u. 21 (S. 41) dargestellt und zu denen wir in Art. 41 (S. 40) die nötigen Bemerkungen gegeben haben, zeigen uns das älteste erhaltene System, sowohl der Construction, als der Decoration, und wenn vielleicht irgend wo unter den Bauten der dortigen Gegend ein Giebel nachweisbar sein sollte, dessen genau fest zustellende Entstehungszeit etwa ein paar Jahre älter sein sollte, als unsere Beispiele, so gleicht er doch denselben oder ist höchstens etwas einfacher. Dass wir bei der Stellung der Fenster im Giebel von Fig. 20 eine entsprechende Lage für die Construction des Daches nicht ganz finden können, ergiebt sich eigentlich für jeden Betrachter von selbst, und wir müssen annehmen, dass sich *Boisserée's* Zeichner in Kleinigkeiten geirrt hat; denn an der Richtigkeit des Gesammtmotivs zu zweifeln, liegt ja kein Grund vor.

Wenn wir sehen, wie das Motiv des Treppengiebels von dem ersten Auftreten an, welches wir in Deutschland nachweisen können, durch alle späteren Zeiten hindurch sich im Profanbau herrschend erhalten hat, so dürfen wir wohl annehmen,

188.
Älteste
steinerne
Giebel.

189.
Treppengiebel
und schräg
ansteigende
Giebel.

dass das älteste uns erhaltene Beispiel nicht auch zugleich das erste Auftreten der Treppengiebel bezeichne. Wir werden vielmehr berechtigt sein, auch rückwärts zu schließen und ein höheres Alter für dieses Motiv anzunehmen. Wir halten uns für berechtigt, dieses später alle Wandelungen des Stils überdauernde Motiv so weit hinauf zu schieben, als überhaupt steinerne Privatbauten hinaufgehen und als dabei das steile Dach sich dem antiken flachen gegenüber Bedeutung errungen. Für das flache Dach ist die schräge Construction der Gesimsplatten am Giebel ganz natürlich, so lange jeder einzelne Stein noch, ohne auf seinen unteren Vorgänger zu schieben, auf dem Giebelmauerwerke liegen bleibt; sobald aber der Giebel so steil wird, dass es einer besonderen Construction bedarf, um die Platten fest zu halten, war es naturgemäß, durch einzelne Aufmauerungen horizontale Flächen herzustellen, auf welche die Platten ebenfalls horizontal sicher aufgelegt werden konnten. Gewiss haben wir die Entstehung der Treppengiebel in der Bauweise mit großen Quadern zu suchen, nicht in jener mit kleinen Tuffsteinen, wie sie uns in den ältesten erhaltenen Beispielen entgegen tritt; sie muss also älter sein, als unsere Beispiele. Indessen lässt sich ja nicht leugnen, dass es Constructionsmethoden gibt, die damals wohl bekannt waren, solche steilen Giebel mit schrägen Gesimsen auszuführen, wie sie ja der Kirchenbau ausschließlich verwendete, und es ist deshalb nicht zu verwundern, dass z. B. in Frankreich der Treppengiebel nie eigentlich heimisch wurde, und es mag auch in Deutschland allenthalben bei Bauten, die in den Händen regulärer Steinmetzen lagen, wo solche auch im Profanbau thätig waren, der schräge Giebel nicht selten gewesen sein. Wir würden uns daher durchaus nicht für berechtigt halten, das Vorkommen schräger Giebel vom X. bis XIII. Jahrhundert in Deutschland zu leugnen. Ja wir glauben, dass sie um so sicherer vorhanden waren, je vornehmer der Bau an sich war. Wir bemerken daher ausdrücklich, dass wir in keinem Einzelfalle, wo Andere ein älteres Gebäude mit schrägem Giebel restaurirt haben, diesen Grundgedanken im Prinzip angreifen möchten, wenn schon wir da und dort einen Treppengiebel vorgezogen hätten und bei den versuchten Restaurierungen der Kriegsbauten im vorhergehenden Hefte solche in der Mehrzahl der Fälle angewendet haben, wo die vollständigen Giebel aus der Erbauungszeit nicht mehr erhalten sind.

Im weiteren Verlaufe der Entwicklung haben wir dann die Bemerkung zu machen, dass sich in Frankreich, zum grossen Theile aber auch in Deutschland, in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts eine Giebel-Construction angewandt findet, wie sie in Fig. 27 (S. 47) ersichtlich wird. Der geradlinige Giebel ist mit einem Deckelgesimse versehen, welches selbst das Profil eines Daches hat, nach beiden Seiten abfallend, auf dem Grat etwa mit einem Rundstabe versehen, am unteren Rande nur ein schmales Plättchen zeigend, das auch etwa von einem Rundstabe oder einer Hohlkehle begleitet ist. Diese Deckplatte springt nach vorn und rückwärts nur eben so viel über das Mauerwerk vor, als das Gesimsprofil erfordert, und übersteigt die Dachfläche nur um seine eigene Stärke, so dass seine Unterkante mit der Oberfläche der Dachdeckung zusammentrifft. Da indessen zu dieser Construction immerhin Quader von beträchtlichen Dimensionen erforderlich sind, so würden sie sich auf der Oberfläche des Mauerwerkes nicht tragen; die ganze Reihe würde nach abwärts schieben und die Giebelanfänge hinausdrücken. Um dies zu vermeiden, geht die horizontale Schichtung des Giebelmauerwerkes auch durch diese Abdeckung hindurch, welche aus horizontalen Stücken hergestellt, mit dem Giebelmauerwerke in Verband gesetzt, treppenförmig aufsteigt. Die Giebel-

Construction ist also auch treppenförmig aufgemauert, nur mit kleinen Stufen, und die Abdeckung derselben ist so eingerichtet, dass sie diese Thatsache maskirt und den treppenförmigen Giebel schräg erscheinen lässt. Während nun in jenen deutschen Giebeln des XIII. Jahrhundertes, wo der Dachbodenraum ausgiebig benutzt ist, die Bedeutung desselben es mit sich brachte, dass man auch die Giebelfläche am Schmucke des unteren Mauerwerkes theilnehmen lies, die Fenster in ähnlicher Weise ausstattete, wie die unteren und, wo solche keinen Raum fanden, gegliederte Nischen an ihre Stelle treten lies, genügte den Franzosen, welche gewohnt waren, das Dach weniger auszunutzen, das einfache Fensterchen auch für den Giebel, als für eine sonst doch bedeutungslose Fläche. So blieb es auch in Frankreich bis zum Schlusse des Mittelalters. Wir zweifeln zwar nicht daran, dass man dort sehr bald daran dachte, die Dachböden auszunutzen, und die sehr reiche Entwicklung der Dachfenster, welche ja der deutschen durchaus überlegen ist, hat ihren Ursprung darin. Aber der Giebel blieb dafür in Frankreich glatt und einfach, wie die Giebel am *Hôtel de Cluny* zu Paris und am Hause des *Jacques Coeur* zu Bourges beweisen (siehe Fig. 78 u. 79, S. 102 u. 103).

Die deutschen Giebel streben vor Allem durch Verticalgliederung und Zerlegen des Giebels in einzelne Abtheilungen eine reiche Wirkung an. Diese Abtheilungen werden durch hervortretende Pfeiler gebildet, welche theilweise auf Consolen die untere Frontfläche übersteigen, theilweise in der Flucht der Front stehen, während die dazwischen liegenden Abtheilungen zurücktreten. Die Pfeiler steigen alsdann hoch über den Dachrand hinaus, während die einzelnen Abtheilungen, meist dem Systeme des Treppengiebels folgend, horizontal abgeschlossen sind und, so weit sie das Dach überragen, Durchbrüche zeigen. Diese das Dach überragenden Architekturen nehmen mitunter recht beträchtliche Ausdehnung an, und mancher derartige Giebel ist weit höher als das darunter stehende Gebäude. Die Giebel sind geradezu eine Schaustellung des Luxus und Reichthums ihres Bauherrn. Solche Schaustellung konnte allerdings nur jener Besitzer bethätigen, der reich genug dazu war; es sind also meist die Communen als Vertreter der wohlhabenden Bürgerschaft, welche solche Prachtgiebel errichteten, und diese nehmen in dem Grade bei den Rathhäusern zu, als die Rathhaustürme, bis dahin die Repräsentanten des städtischen Gemeinwesens, abnehmen, also mit dem Schlusse des XIV. und im XV. Jahrhundert.

Der bescheidene Kleinbürger hatte an seinem Häuschen mit dem einfachsten Treppengiebel genug, und auch der Wohlhabendere begnügte sich in der Regel mit einem jener Giebel, wie sie die mittleren und entlegenen Straßen der Städte füllten und selbst in den vornehmen Straßen nicht selten waren, mit einem jener glatten Giebel, mit wenigen Fenstern, mit Steinkreuz-Construction oder Pfostentheilung mit einfacher Einfassungsprofilirung, jener Giebel, von denen gar nichts zu sagen ist, wenn nicht irgend ein Thürmlein in der Mitte in die Höhe steigt oder an einer Ecke angebracht ist. So wenig diese einfachen Giebel zu längerer Unterhaltung Anlass geben, so beleben sie doch den Contour der Straßen ungemein, namentlich wenn diese etwas unregelmässig sind oder wenn grössere mit kleineren Häusern wechseln, ja derart, dass sie zu den wichtigsten Motiven der Straßenbilder gehören.

Wie wir uns auf allen Gebieten mit Anführung einiger weniger Beispiele zu begnügen hatten, so können wir auch hier eben nur auf einzelne hinweisen, um die Mannigfaltigkeit anzudeuten, welche auf diesem Gebiete herrscht, und da sei denn zuerst auf den Giebel eines Hauses am Markte zu Hildesheim mit seinen Thürmchen,

190.
Vertical-
gliederung
der
Giebel.

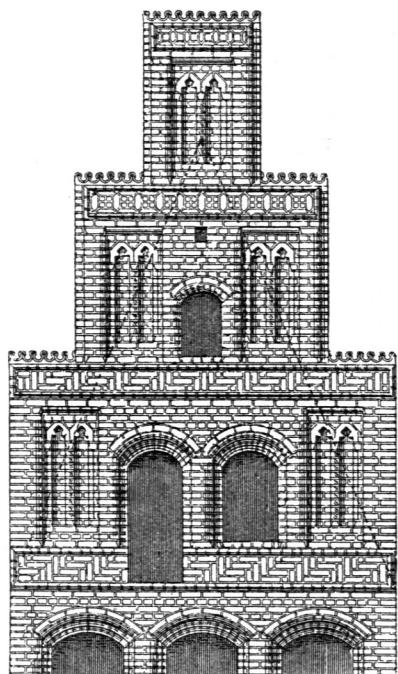
191.
Malerischer
Eindruck.

wohl noch dem XIII. Jahrhundert angehörig, hingewiesen, welchen wir leider hier nicht abbilden können; dann auf jenen des Rathhauses zu Münster i. W., welcher in Fig. 44 (S. 69) dargestellt ist.

192.
Backstein-
giebel.

Befonders augenfällig war, wie wir schon oben gesagt haben, die Entwicklung, welche der Backsteinbau den Giebeln gegeben hatte, natürlich in erster Linie jenen der öffentlichen Gebäude, der Rathhäuser, aber auch jenen der Wohn- und Geschäftshäuser. Vorzugsweise von Norddeutschland ausgegangen, wo die Giebelbauten der Rathhäuser zu Tangermünde, zu Lübeck, zu Stralsund u. a. mit ihren hoch aufsteigenden Blendbauten unerreichte Vorbilder waren, welche auch auf den Wohnhausbau Einfluss gewannen, wie so manches Haus zu Rostock, Stendal, Greifswald zeigt, dessen Giebel mit außerordentlichem Reichthum construirt ist, gingen die Motive auch nach Süddeutschland über, wo die dem Backsteinbau angehörigen Städte noch manchen schönen Giebel zeigen. Wir haben in Art. 82 (S. 90) von den Giebeln Nürnbergs gesprochen und als Beispiel einen solchen abgebildet. Das Haus zu Lüneburg, welches in Fig. 71 (S. 95) dargestellt ist, bietet ein interessantes Beispiel der Durchschnittsarchitektur der Wohnhäuser jener Stadt, wie sie auch das Mittelalter überdauerte. Wir geben daher noch die vergrößerte Darstellung des Giebels in Fig. 215 wieder. Der Treppengiebel, welcher in allen solchen, auch den reichsten Giebeln durchscheint, tritt hier rein auf, und die charakteristische Verzierungsweise zeigt, dass eine lange Tradition in Lüneburg dahin geführt hat, sie zu entwickeln. Wenn wir dagegen jene ganz verwandte Tradition ansehen, welche ihren Ausgangspunkt in Lübeck hat, aber auch anderwärts sich verbreitet und in Lüneburg ihre Vertreter hat, bei welchen Schichten schwarz glasirter Backsteine mit unglasirten abwechseln, so begreifen wir, wie leicht sich aus geringen Verschiedenheiten locale Schulen entwickeln konnten, wie z. B. die Häuser des nicht weit davon gelegenen Hannover in ihren Giebeln wieder eine ganz verschiedene Schule entwickelten. Leider können wir, wie wir ja oben bekennen müssen, nicht mit unsern Lesern das Studium aller Localschulen, so interessant es wäre, durchmachen, auch nicht, wenn wir uns auf die der Giebel, wo sich gerade das richtigste Bild der großen Mannigfaltigkeit gewinnen lässt, beschränken wollten.

Fig. 215.



Von einem Wohnhaus zu Lüneburg.

$\frac{1}{100}$ n. Gr.

193.
Allgemeines.

Im Anschluße an die Giebel müssen wir das Dach, seine Eindeckung und Verzierung, die Dachfenster und die Schlote betrachten.

Es ist eine alte, traurige Erfahrung, die jeder Hausbesitzer kennt, dass kein Dach in seiner Eindeckung ohne Reparaturen lange hält. Die Gründe sind, je nach der Deckungsart und dem Material, verschieden; aber darauf geht es immer hinaus,

h) Die Dächer und ihre Ausstattung.

dafs der Hausbesitzer fortwährend Reparaturen bezahlen muß, die mitunter mehr schaden als nutzen, bis endlich einmal an eine ganz neue Eideckung gegangen werden muß, bei der das alte Lied von vorn anfängt. Wir wollen unserem geehrten Collegen vom III. Theile dieses »Handbuches« nicht in das Handwerk pfuschen, den Lesern das Geheimniß nicht verrathen, wie man ein zuverlässiges Dach machen kann, wie man Reparaturen vermeidet und wie man sie möglichst unschädlich für die übrigen Theile des Daches vollziehen kann. Die Dachdecker gesellen würden sich um unsere Lehren nicht kümmern; wir fürchten, dafs sie es auch um die unseres Collegen nicht thun, so dafs das alte Lied immer neu bleibt. Und es ist schon ein recht altes Lied, so dafs wir nicht wüßten, wo wir eine unberührte mittelalterliche Dachdeckung irgend welcher Art heute noch finden könnten.

Strohdeckung, wohl die älteste, war eben so national, wie der Holzbau und mag fogar in den Königspalästen bis weit hinein in das Mittelalter, zuletzt mindestens für die Oekonomie-Gebäude verwendet worden sein, ja in besonderem Ansehen gestanden haben; denn wo heute noch einem auch noch so wohlhabenden Bauern es geglückt ist, sein Strohdach zu erhalten, freut er sich deffen, röhmt er es als das beste Dach und ist sicherlich schwer dazu zu bewegen, ein anderes zu wählen. Alle die verschiedenen Gebäude, welche im St. Galler Plane an der Peripherie stehen, haben wir uns mit Strohdächern versehen zu denken, vielleicht fogar die Wände über dem Wickelwerk aus Lehmstroh noch mit Strohbündeln überkleidet, um Ställe und Vorrauthskammern im Winter warm zu halten. Die Strohdächer sind sehr feuergefährlich; aber die wenigsten sind doch dem Feuer zum Opfer gefallen; die meisten sind verfault. Da aber alljährlich frisches Stroh sich ergab, so hatte man immer welches, um die Dächer zu erneuern, was der Besitzer mit seinen Leuten ohne Kosten selbst besorgte. Auch mit der Begründung der Städte zog das Strohdach in diese ein, und sicher ist es allen Anordnungen der vorsorglichen Behörden noch nicht gelungen, bis heute auch in den kleinen Städten alle Strohdächer zu beseitigen. Aber ein sehr altes Strohdach wird weder in der Stadt, noch auf dem Lande zu finden sein, sondern allenthalben nur erneuerte.

194.
Strohdächer.

195.
Schindel-
dächer.

Wir haben natürlich Strohdächer stets nur auf hölzernen Gebäuden uns zu denken. Sobald der Stein in die Bauweise aufgenommen war, trat die Nothwendigkeit ein, eine Deckungsart zu wählen, welche weniger stark auftrug und eine glatte Fläche bot, die mit den Architekturformen im Einklange stand. Wollte der Hausbesitzer dabei eigenes Material und bis zu einem gewissen Grade eigene Arbeitskräfte verwenden, so kam man zunächst auf das Holz. Gespaltene Schindeln, welche, so lange im Süden noch Holz war, auch in der classischen Bauweise Verwendung gefunden, mögen das erste Material sein, welches bei uns zur Deckung von Steinbauten Verwendung fand. Durch sorgfältige Auswahl des Holzes und so treffliche Glättung, dafs das Regenwasser leicht abfloss, nicht die Feuchtigkeit des schmelzenden Schnees in die weichen Jahresringe einzog, konnte durch solche Schindeln ein dichtes Dach gebildet werden, welches nicht zu rasch zu Grunde ging. Es ließen sich auch für die unteren Enden der Schindeln verschiedene Formen erdenken, welche ein angenehmes Muster bildeten, besonders wenn die altgermanische Sitte der Bemalung, welche zugleich auch noch den Schutz gegen Fäulniß erhöhte, der plastischen Wirkung des Musters zu Hilfe kam. In folcher Weise wurden die Schindeln das ganze Mittelalter hindurch und noch bis auf unsere Zeit verwendet. Aber bei aller Sorgfalt in der Auswahl des Holzes konnte die Schindeldeckung nicht so

lange dauern, dass irgend ein altes Dach, das gar ein mittelalterliches auf unsere Zeit gekommen wäre. Man verwendete die Schindeln auch zur Bekleidung lothrechter Wände, und da dürfen wir vielleicht von einzelnen vorhandenen Resten glauben, dass sie noch in das Mittelalter hinaufreichen oder das wenigstens bei späteren Ausbesserungen Form, Gröfse und Holzart, gleich wie die Art der Bearbeitung, vom Mittelalter her beibehalten wurden. Wir haben auf S. 242 des vorhergehenden Heftes in Fig. 185 den oberen Theil des Pfenningthurmes zu Straßburg (nach *Viollet-le-Duc*) wieder gegeben, wo die Brüstung der Dacherker mit Schindeln bekleidet ist. So können wir uns, und zwar farbig angestrichen, die vielen Schindeldächer denken, welche im Mittelalter zur Verwendung gekommen sind.

196.
Schiefer-
dächer.

Die Verwendung der Schieferdächer bei Profanbauten war im Mittelalter auf jene Gegenden beschränkt, wo er leicht zu gewinnen war oder wohin er ohne gröfsere Schwierigkeiten und Kosten transportirt werden konnte. Auch er dürfte schon vor dem Mittelalter in den Rheingegenden Verwendung gefunden haben. Wenigstens sind auf der Saalburg Reste von Dachschiefern gefunden worden, die als römisch angesehen werden. Ueber die Gestalt, welche man im früheren Mittelalter den einzelnen Plättchen gab, haben wir keine Nachrichten; wir dürfen aber wohl annehmen, dass die gewöhnliche, heute noch übliche, schräge deutsche Deckung sehr hoch hinaufgeht. Mindestens im Schlusse des Mittelalters dürfte sie die allgemein übliche gewesen sein und dürfte, wo nicht First und Grade mit Blei gedeckt waren, in ähnlicher Weise an ihren Rändern behandelt worden sein, wie heute. Wenn wir nun auch bezweifeln, dass irgend ein Schieferdach, welches heute noch auf einem mittelalterlichen Gebäude liegt, noch das ursprüngliche und unberührt ist, so darf doch angenommen werden, dass auch bei den vielen Reparaturen, welche seit dem Mittelalter stattgefunden haben, stets die alte Deckungsweise und die alte Form der Steine, wenn sie ursprünglich eine andere gewesen wäre, beibehalten worden wäre. Da wir sie aber gerade in dieser Weise so lange beibehalten finden, dürfen wir schliessen, dass sie auch früher schon gerade so angewandt wurde. Diese allgemein übliche Form war nun zwar schon in früher Zeit üblich und wurde stets beibehalten; aber für einzelne besonders auszuzeichnende Flächen war doch die Verwendung beliebig geformter Steine zur Bildung einer Decoration selbstverständlich nicht ausgeschlossen.

197.
Bleidächer.

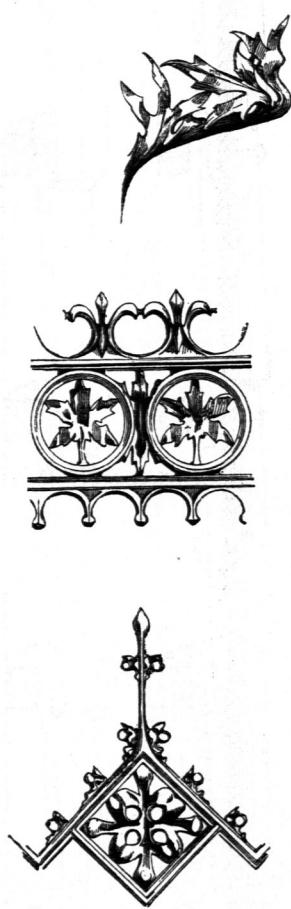
Metalldächer waren von jeher mehr im Kirchenbau, als im Profanbau üblich. Ihre Decoration war, wo diese Deckungsart auch im Profanbau Verwendung fand, die gleiche wie dort. Indeß haben die so häufigen Bleideckungen der Ränder bei Schieferdächern doch Veranlassung gegeben, auch bei diesen zierliche Krabben aus Blei an die Grade zu setzen, die Firste reich zu verzieren, Ecken und Spitzen mit Schmuck zu versehen und insbesondere jene so viel beliebten, im Winde sich drehenden Fähnchen in glänzender Weise auszustatten. Das Meiste von diesem Schmucke ist in Deutschland im Laufe der Zeiten zu Grunde gegangen; doch sind insbesondere am Rhein einzelne Stücke erhalten geblieben, welche aber schwer zu finden sind, da die Gebäude meist restaurirt wurden und dabei der alte, stark verwitterte Bleischmuck entweder neuem Platz machte oder so zwischen demselben verborgen ist, dass man ihn, von unten gesehen, nicht mehr herausfinden kann.

198.
Bleischmuck.

Mehr, als in Deutschland, ist von solchem Bleischmucke in Frankreich erhalten und scheint auch dort schon im Mittelalter, häufiger und in reicher Formen gebildet, zur Verwendung gelangt zu sein. Wir wählen daher ein französisches aus den vielen Beispielen aus und geben in Fig. 216 ein solches, welches am *Hôtel-Dieu* in Beaune

sich befindet und dessen Darstellung wir *Viollet-le-Duc*¹⁵⁸⁾ entnehmen. Die drei Details, welche daneben stehen, sind der Kreuzblume und den zwei Knäufen unter derselben entnommen.

Fig. 216.



Vom *Hôtel-Dieu*
zu Beaune¹⁵⁸⁾.



liegenden Platten ebenfalls Hohlziegel, so dass die deckenden der letzteren ziemlich dicht neben einander stehen. Man hat heute, und schon länger her, für diese Deckungsweise die wenig schöne technische Bezeichnung »Nonne« und »Mönch«; dass diese Bezeichnung aber schon im Mittelalter gebräuchlich war, bezweifeln wir.

158) A. a. O., Bd. 5. Paris 1861. S. 283.

Handbuch der Architektur. II. 4, b.

199.
Ziegeldächer.

Am meisten ist uns an Resten von Ziegeldächern des Mittelalters erhalten geblieben. Wir haben zwar auch da wohl keines mehr, welches nicht später wiederholt reparirt und umgedeckt worden wäre; aber es sind doch noch so viele erhalten, bei welchen die Mehrzahl der einzelnen Ziegel noch aus dem Mittelalter stammt, dazu in den Museen und Sammlungen so viele einzelne Ziegel, sowohl gewöhnliche, als Schmuckziegel, dass wir ein recht langes Kapitel über die Ziegeldeckung des Mittelalters schreiben könnten, wenn wir nicht Alles eben bloß anzudeuten hätten. Es sind vorzugsweise zweierlei Deckungsmethoden, die uns entgegentreten und welche vom Beginne des Mittelalters bis über dessen Schluss hinaus neben einander hergingen.

200.
Hohlziegel.

Die eine knüpft an die antike Dachdeckung an, wo Platten mit aufstehenden Rändern Verwendung fanden, welche so neben einander gehängt wurden, dass über die benachbarten Ränder von je zwei Platten ein Hohlziegel gelegt wurde. Man nahm jedoch schon im Schlusse der antiken Cultur statt der unter-

Fig. 217.

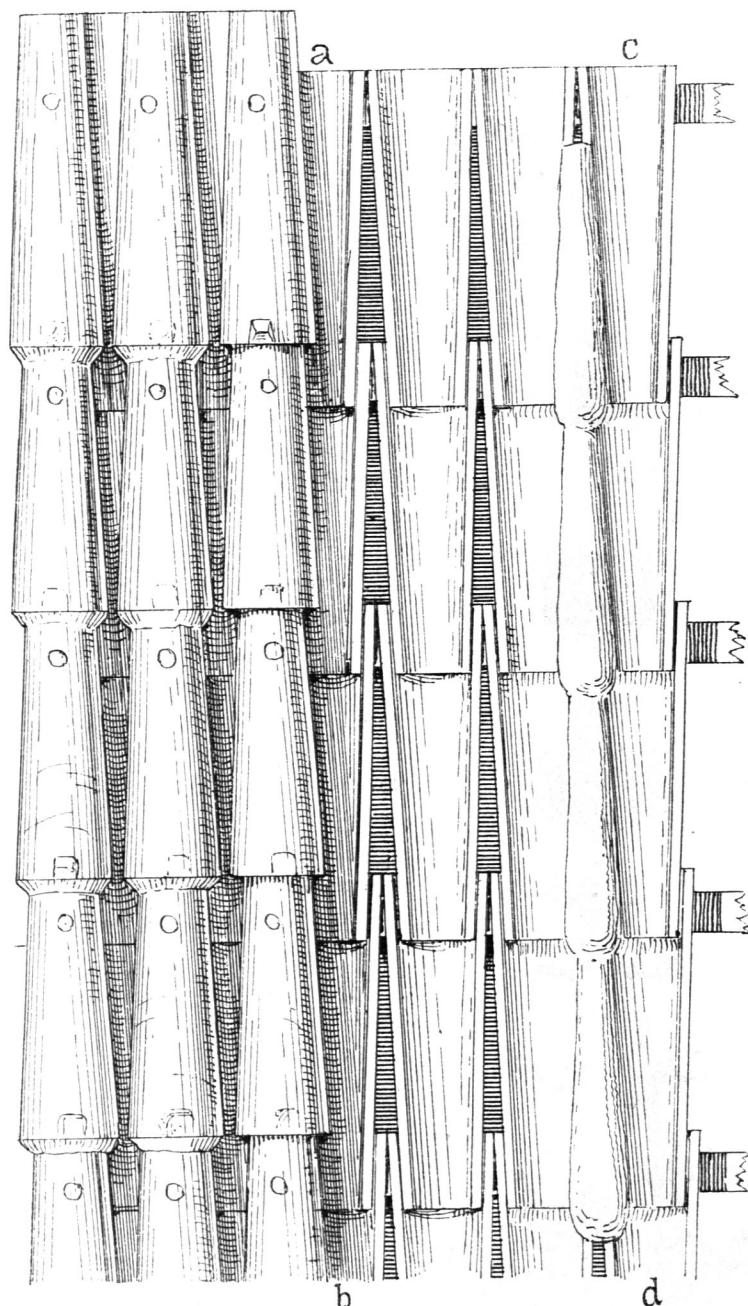
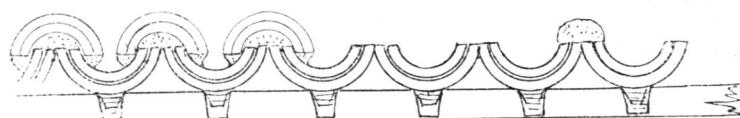
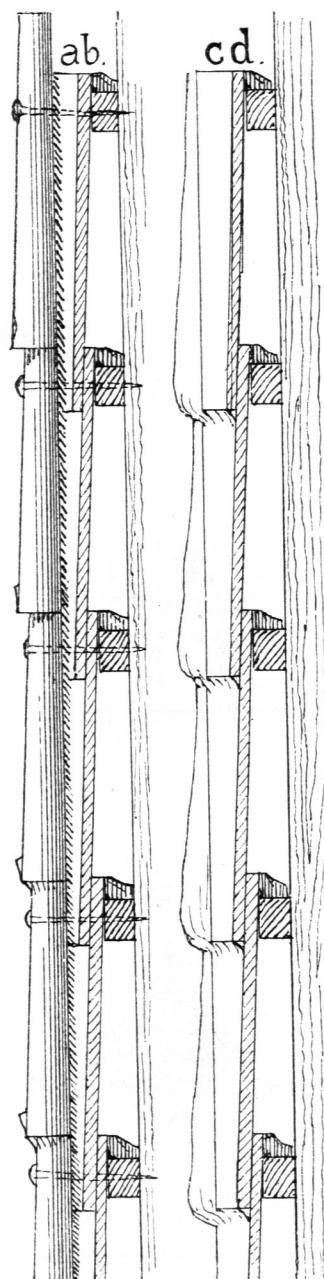


Fig. 218.



Die Masse, in welchen die einzelnen Steine ausgeführt sind, sind sehr verschieden und theilweise recht beträchtlich; es schienen gerade die älteren die größten zu sein. In der Sammlung des Germanischen Nationalmuseums befinden sich Bruchstücke, die 62 cm lang und 27 cm breit sind, dabei ein Gewicht von 10,7 kg haben. Denkt man sich diese selbst mit etwas schmaleren überdeckt und gut vermörtelt, so erhält das Quadrat-Meter ein Gewicht von nahezu 100 kg. Dies war ein recht beträchtliches Gewicht, und es bedurfte starker Dachstühle, wie sie auf kleinen Häusern selten waren, um eine solche Deckung zu tragen. Mittlere und kleine Hohlziegel geben zwar ein verhältnismäßig leichteres Dach; aber doch muss es noch für gewöhnliche Stühle zu stark gewesen sein; denn in Nürnberg findet sich nicht selten der Fall, dass man auch bei Verwendung kleinerer und dünnerer Hohlziegel die oberen Deckreihen, die »Mönche«, ganz wegliest und durch gutes Mörteln der Fugen mit den »Nonnen« allein ein dichtes Dach erzielte. Dabei ist zu bemerken, dass die »Nonnen« an den Nasen, welche jeder Hohlziegel hatte, auf die starke Lattung aufgehängt wurden, die »Mönche« dagegen meist ohne Nasen darauf gelegt wurden, weil das Dach sonst zu unruhig bewegt ausgesehen haben würde, wenn von jedem sichtbar werdenden Ziegel die Nase emporstehen würde. Die Nasen konnten leicht abgeschlagen werden, wenn nicht ohne solche gebrannte Ziegel zur Verfügung standen. Zur Befestigung der »Mönche« war nur ein Mittel vorhanden, nämlich ein Loch in dieselben mit einem spitzen Instrumente zu schlagen und sie durch Eisennägel, welche zwischen je zwei »Nonnen« hindurch gingen, auf der Lattung zu befestigen. Alle diese verschiedenen Stadien sind aus Fig. 217 u. 218 ersichtlich.

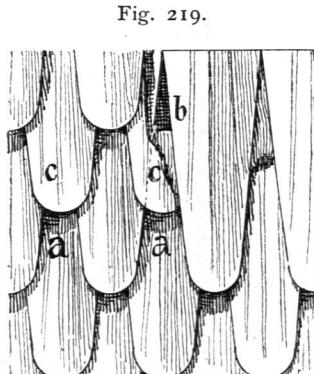
Dieser ersten allgemein verbreiteten Deckungsart stand von früher Zeit her eine zweite gegenüber, jene mit Platten, da und dort auch »Taschen«, »Pfannen« und anders genannt, deren Ursprung in den hölzernen Schindeln zu suchen ist, an deren Stelle sie traten. Sie haben im Laufe der Zeiten

201.
Platten.

und der Gegenden verschiedene Formen erhalten, nach denen sich, wie bei den Schindeln, eine verschiedenartige Zeichnung auf dem Dache bildete. Sehr alt sind die in Fig. 219 dargestellten Ziegel aus der Bodensee-Gegend, von denen sich im Rosgarten-Museum zu Constanza eine beträchtliche Zahl findet, und die dem XII. bis XIII. Jahrhundert entstammen mögen. Sie verjüngen sich von oben gegen die Spitze hin, sind verhältnismäßig stark, und ihre Oberfläche ist leicht gewölbt. Sie lassen, neben einander gelegt, einen dreieckigen Raum zwischen sich offen. Da nun jenen die nächst folgende Schicht *b* nicht vollständig deckt, sondern erst die dritte Schicht *c*, so wurde ein Strohbüschel eingelegt, damit

nicht Luft und Wind in die Oeffnung zwischen *a* und *c* eindringen und durch das offene Dreieck über *a* in das Innere des Dachbodens gelangen konnte.

In Nürnberg waren während des Mittelalters für solche Ziegelplatten zweierlei Formen im Gebrauche, von welchen es schwer fallen würde, zu bestimmen, welche die ältere ist: die Schuppenziegel (Fig. 220) und die Spitzziegel (Fig. 221). Wenn wir erstere für etwas älter halten, so hat dies keinen Grund darin, dass sie meist etwas mehr gewölbt sind, als die Spitzziegel, welche theilweise vollkommen flach angefertigt wurden. Die Deckung mit Schuppenziegeln bildet ein sehr ansprechendes Muster, ist aber, wenn die Wölbung der Oberfläche der einzelnen Platten so stark ist, wie



dies bei denen zutrifft, welche wir gerade für die ältesten halten und dem XIV. Jahrhundert zuschreiben, gleich den Constantern, nicht sehr luftdicht. Wenn jeder Ziegel bei *a* rechts und links auf der höchsten Stelle der darunter liegenden Ziegelreihe auf liegt, so fällt die Spitze *b* über den tiefsten Theil, und es kann somit unter *b* die Luft und mit ihr insbesondere die Kälte in den Dachbodenraum eindringen. Dass Strohbüschel in Nürnberg verwendet worden wären, ist nicht bekannt. Da ja die Ziegel nie mathematisch eben sind, sondern auch der beste ein klein wenig windschief ist, so wird ja ohnehin die Ziegeldeckung nie

vollständig luftdicht. Es ist bekannt, dass am unteren Rande, wie am Dachfirst und bei den Anschlüssen an die Giebel Bruchstücke von Ziegeln nötig sind, welche heute die Dachdecker durch Hauen ganzer Ziegel sich verschaffen. Im Mittelalter formte und brannte man diese Theile eigens. Um also ein Spitzriegeldach herzustellen, brauchte man (vergl. Fig. 221) für den unteren Rand die Schaufeln *a*, für Anfang und Ende derselben halbe Schaufeln *b*; hierauf von den gewöhnlichen Ziegeln *c* so viele, als eben das Dach erforderte. Am First waren zwei kürzere Reihen *d* und *e* erforderlich, welche nicht auf Latten, sondern auf der obersten Reihe der gewöhnlichen Ziegel *c* aufgehängt wurden. Wie nun der Durchschnitt (Fig. 222) erkennen lässt, ist darauf mit Mörtel eine Reihe Hohlziegel aufgesetzt, welche den First bildet. Es geht aus diesem Durchschnitt auch hervor, dass ein solches Dach immerhin 12 bis 15 cm über die Sparrenoberfläche aufträgt, dass an jeder Stelle, vom unteren Rande abgesehen, die Ziegel dreifach auf einander liegen. Es ist also immerhin noch ein recht schweres Dach, welches mit diesen Deckungsarten erzielt wird. Das auf den einzelnen Ziegel fallende Regenwasser läuft abwärts bis zum Rande.

An diesem läuft jedoch ein grosser Theil entlang bis zur Spitze und fällt erst dort auf den darunter liegenden Ziegel. Es würde daher am Rande, wenn gewöhnliche halbe Ziegel verwendet würden, ein grosser Theil des Waffers gegen den Giebel geleitet und dieser dadurch feucht werden. Deshalb hat man noch besondere Ziegel *f* gebrannt, bei welchen die Spitze vom Rande weg auf die Fläche

Fig. 220.

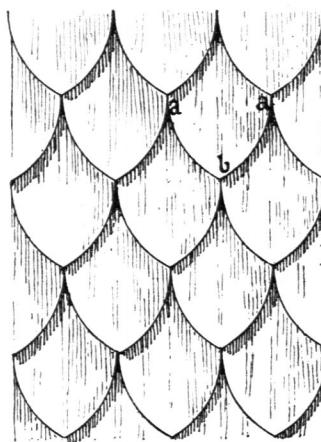


Fig. 221.

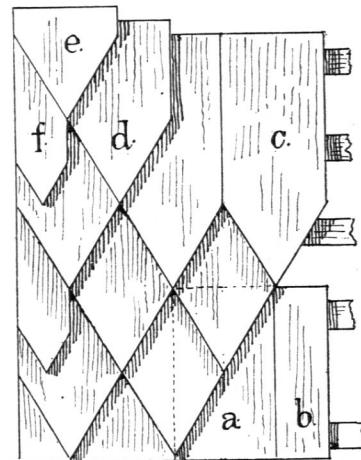
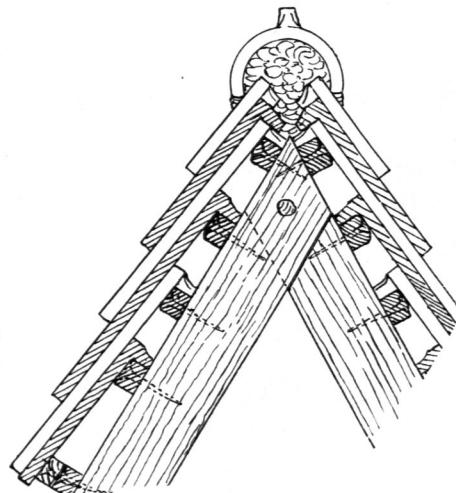


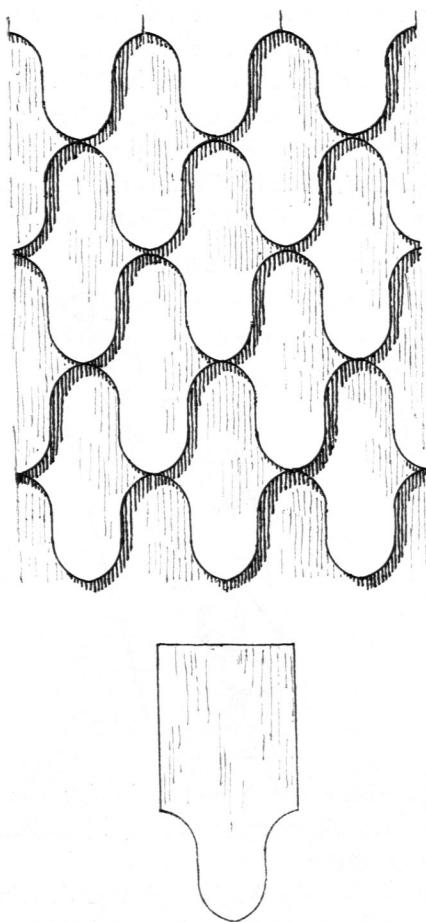
Fig. 222.



des darunter liegenden Ziegels geleitet ist. Für die Grate und Kehlen konnte man Ziegel nicht im Vorrath anfertigen, da sie bei jeder verschiedenen Neigung des Daches verschieden werden mussten und Normaldachprofile nicht existierten.

Was die Nürnberger mittelalterlichen Dachziegel besonders auszeichnet, das ist die Sorgfalt der Arbeit. Es ist offenbar der Thon auf das sorgfältigste geschlemmt; denn er ist von jeder schädlichen Beimischung, auch von groben Kieskörnern, vollständig frei und außerordentlich gleichmäßig und fein durchgearbeitet. Die Ziegel sind natürlich in Formen geschlagen, die Nasen sehr sorgfältig aus der Hand modellirt und fest angesetzt, so lange der Ziegel noch in der Form war, so dass durch festes Andrücken die Nase mit der Platte verbunden werden konnte, ohne dass der Ziegel die Form änderte. Sie müssen nicht zu feucht, dagegen mit ziemlicher Kraft in die Form gepresst und langsam getrocknet worden sein. Wenn sie etwa halb getrocknet waren, wurde die Oberfläche wieder genetzt und mittels eines Pinsels oder der Hand so vollkommen als möglich geglättet. Dieser Manipulation ist es zu danken, dass alle Poren der Oberfläche ausgefüllt sind und in Folge dessen sich keine Algen und Moose bilden, aber auch kein Schmutz auf die Ziegel setzt, welchen nicht der nächste Regen wieder abwaschen würde. Die Ziegel haben so ihre tiefrothe Farbe bis heute bewahrt, und man kann an ihr jeden mittelalterlichen Ziegel eines Daches von den bei Reparaturen dazu gekommenen späteren Ziegeln unterscheiden, weil alle späteren, auch wenn sie die alte Form beibehielten, weniger sorgfältig gearbeitet und daher schwarz geworden sind.

Fig. 223.



Die beiden in Nürnberg heimischen Formen von Dachplatten sind nicht an Nürnberg gebunden; sie kommen auch anderswo in ganz ähnlicher Art vor; aber auch unten halbrunde, flachrunde und ganz gerade finden sich. Fig. 223 zeigt die Zeichnung der mit einem Ziegel zu erzielenden Dacheindeckung, so wie den Ziegel selbst, wie wir deren mehrere im Kloster Heilsbronn gefunden haben, der aber trotz der Nähe Nürnbergs schon weit weniger sorgfältig gearbeitet erscheint, als wir dies soeben von den Nürnbergischen gerühmt haben.

Schon aus diesen Beispielen geht hervor, wie vielfältig der Schmuck war, welchen das Dach durch die Form der Ziegel allein erhalten konnte. Nun kam aber noch die Farbe hinzu. Man überzog in einzelnen Gegenden, so in Oesterreich, Tyrol, der Schweiz, Schwaben und Elfsaß die Ziegeltheile, welche bei der Deckung sichtbar blieben, mit farbiger Glasur, insbesondere mit Grün, Rothbraun, Gelb und Weiss, und konnte so farbige Streifen, Rauten und Zickzackmuster, so wie ähnliche

einfache Teppichzeichnungen auf dem Dache bilden.

Es ergiebt sich also aus dem Gesagten, daß man im Mittelalter der Erscheinung des Daches große Bedeutung beilegte. Man suchte nun auch durch Ausbildung der Contourlinien, ähnlich wie beim Schieferdache, durch Ornamente mehr Leben zu geben.

Die Firstrlinie liebte man recht bewegt; man hatte daher gern die Nasen der Hohlziegel, so wie deren Verengerung, um sie in einander zu schieben. Man liebte aber auch aus besonderen Formen hergestellte ornamentale Firstriegel.

Wir geben in Fig. 224 die Abbildung eines Dachfirstrtes wieder, welchen wir an einem der ehemaligen Stiftsgebäude des Münsters zu Basel gefunden haben, wo auch die Grate mit weit vorspringenden Krabben geziert sind, während *Viollet-le-Duc* ihn bei *Sta. Fides* zu Schlettstadt gefunden hat. Diese Firstriegel, wie die Gratziegel sind grün glasirt. Die in Fig. 225 u. 226 abgebildeten Gratziegel sind

Fig. 225.

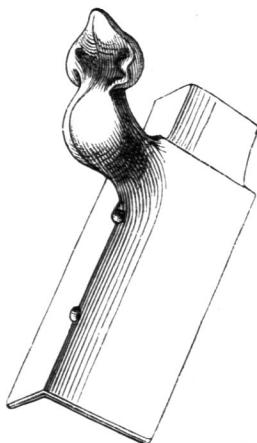


Fig. 226.

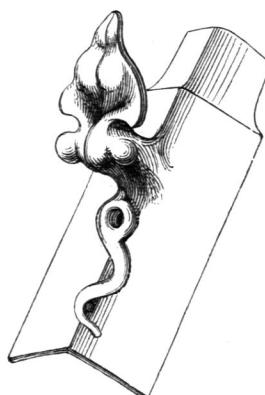
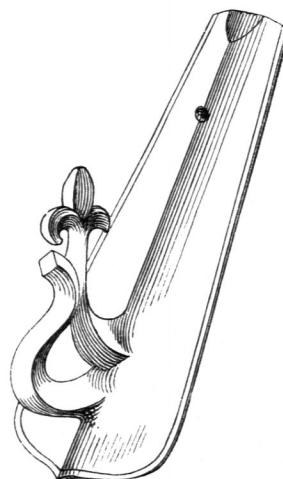


Fig. 227.

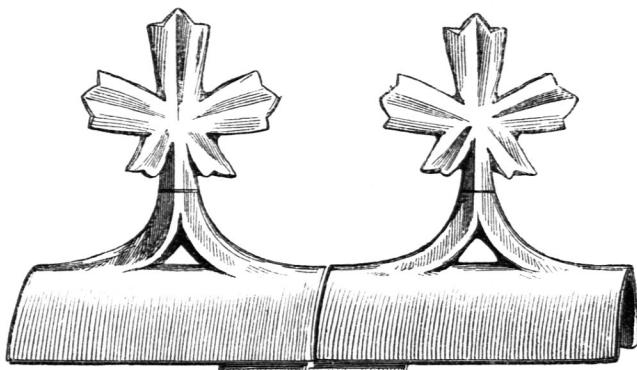


aus Schwäbisch-Gmünd, der in Fig. 227 wiedergegebene aus Villingen in das Germanische Nationalmuseum gelangt. Mitunter sind auch eigenartige Thiere, Menschen in schnurrigen Situationen als solche Gratziegel verwendet.

Auch die Spitze der Schöpfe und die Stellen, wo die Firstriegel mit den in zwei Linien auftreibenden Gratziegeln sich verbanden, bedurften einer besonderen Decke und hervorragenden Markirung. Es ist bei den Metalldächern auf die Windfähnchen hingewiesen, welche aus Blei hergestellt an einer lothrechten Eisenstange sich drehten, die an den unteren Theilen reich verziert wurden. Auch aus gebranntem Thon wurden solche hergestellt. Wir geben in Fig. 228 einen Auffatz aus dem bischöflichen Museum zu Troyes¹⁵⁹⁾. Er ist verschiedenfarbig glasirt und gehört

203.
Firstr-
und
Gratziegel.

Fig. 224.

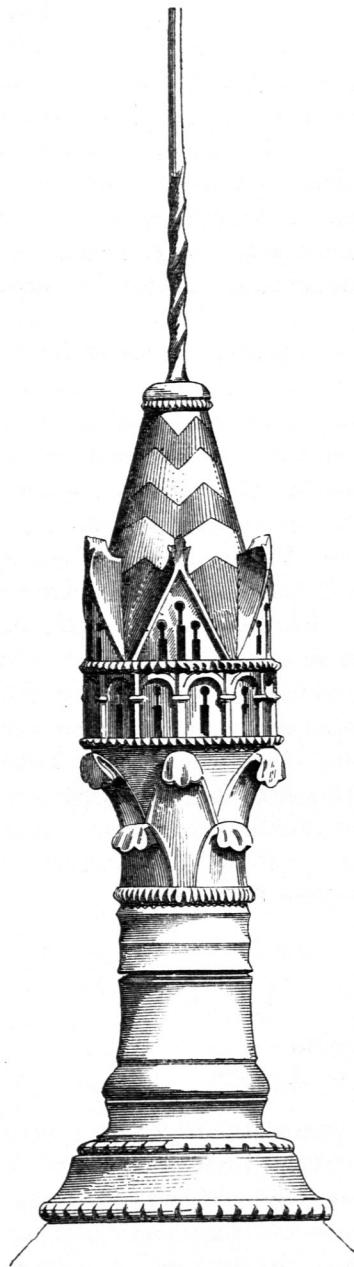


Vom Münster zu Basel und von *Sta. Fides* zu Schlettstadt.

204.
Schmuck
der
Dachspitzen.

¹⁵⁹⁾ Nach: *VIOLLET-LE-DUC*, a. a. O., Bd. 5. Paris 1861. S. 274 u. 277.

Fig. 228.

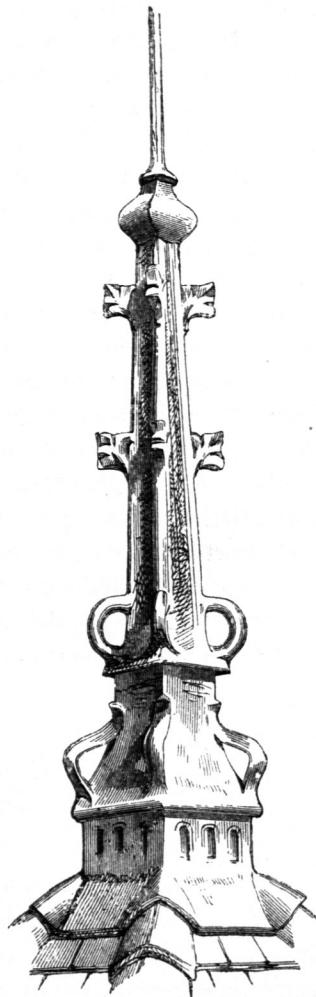
Dachauffsatz im bischöflichen Museum zu Troyes¹⁵⁹⁾.

1/10 n. Gr.

dem XIII. Jahrhundert an. Der obere Theil ist durchbrochen, so dass man ihn für einen Schlotauffsatz halten könnte. Er ist natürlich aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Dem XV. Jahrhundert gehört ein gleichfalls aus mehreren Stücken zusammengestellter Aufsatz an, welchen *Viollet-le-Duc*, als in Villeneuve-l'Archevêque befindlich, veröffentlicht (Fig. 229¹⁵⁹).

Die beiden letzteren Stücke sind also französischen Ursprungs. Alle solche verzierten Theile der Ziegeldächer sind bunt glasirt und finden sich nur in Gegenden, wo auch die Glasur der Ziegel selbst hergebracht war. Die Eindeckung mit glasirten Ziegeln bedingt eine gewisse Grösse der Dachflächen; wo diese durch viele Dachfenster durchbrochen und belebt sind, kann sich kein Muster entwickeln, und man verzichtete auf die Glasur. Man wollte aber auch da die Fähnchen und Spitzen zur Belebung der Contouren. In Nürnberg, wo glasirter Schmuck der Dächer nie hergebracht war, hat man daher um dieselbe Eisenstange, welche bei Fig. 228 u. 229 die Grundlage bilden musste, einen conischen, unten noch ausgeweiteten kupfernen Stiefel gelegt, welcher auch die First- und Gratziegel deckte und oben eine Kugel trug, aus welcher dann die Stange

Fig. 229.

Dachauffsatz in Villeneuve-l'Archevêque¹⁵⁹⁾.

1/10 n. Gr.

sich sichtbar erhob, an der sich eine kupferne Windfahne drehte.

Zur Ausstattung der Dächer tragen die Dachfenster wesentlich bei, welche theilweise in kleinen Massen, namentlich in den oberen Theilen der Gebäude, angelegt sind, theilweise als Thürmchen mit schlanken Spitzen ausgebildet wurden, so dass sie mit ihren Wetterfähnchen die Erscheinung des Daches ungemein lebendig machten. Gerade diese thurmartige Ausstattung gab Veranlassung, dass der Ziegel-

decker seine Kunstfertigkeit in den Graten und deren oberem Zusammentreffen zeigen konnte, wenn er sie schön spitz zusammenschneiden ließ, bis der kupferne Stiefel der Windfahne mit seiner Kugel sie abschloß. Auch für die Bleiarbeit bei Schieferdachungen bot sich ein reiches Feld zur Entwicklung einer frischen freien Phantasie, und wenn dieselbe auch selten so weit ging, wie uns das Beispiel in Fig. 216 sie entwickelt zeigt, so waren doch in Frankreich und in den Rheinlanden recht schöne Arbeiten angefertigt worden, und manches zierliche Stück erfreut uns noch heute, wenn wir uns auch fragen müssen, ob die Erneuerung, in welcher wir es vor uns sehen, auch thatfächlich nicht bloß in der Form, sondern auch in der Technik und den Metallstärken richtig ist. Ueber die Formen monumentalaler Dachfenster haben wir bereits in Art. 170 (S. 203) gehandelt.

Mafsgebend für die Erscheinung der Dächer sind endlich auch die Schlote, so weit sie über die Dachfläche hervortreten. Es sind solcher Endigungen allerdings, mindestens in Deutschland, recht wenige auf unsere Zeit gekommen. Wenn wir in Fig. 37 (S. 62), 44 (S. 69), 84 (S. 109), 89 (S. 114) u. f. w. Schlotmündungen gezeichnet haben, so sind dies eben Reconstructionen, und es frägt sich insbesondere, ob sie so hoch waren, als sie im Verhältnisse zum Dache gezeichnet sind, um gut zu ziehen; vielleicht waren sie auch weniger hoch, da unsere Vorfahren weniger darauf sahen, ob der Kamin rauchte. Im Allgemeinen waren sie äußerlich quadratisch oder auch rechteckig. Im Schlosse Enn in Südtirol finden sich solche, welche um sich gewundene Kanten zeigen. Jedenfalls waren die Schlote ursprünglich oben offen und bloß mit einem leichten vorspringenden Gesimse abgeschlossen. Aber schon früh müssen auch in Deutschland alle möglichen Arten von Abdeckungen vorgekommen sein, durch welche das Eindringen des Regens und das Hereinscheinen der Sonne verhindert wurde, um so die Hauptveranlassungen schlechten Zuges zu beseitigen. In Frankreich und England finden sich reich gegliederte Auffsätze zum Theile schon aus früher Zeit; vor Allem aber sehen wir sie in England aus dem XV. Jahrhundert und aus noch späterer Zeit, so lange sich dort der gothische Stil erhielt.

8. Kapitel.

Die kleinen Architekturwerke.

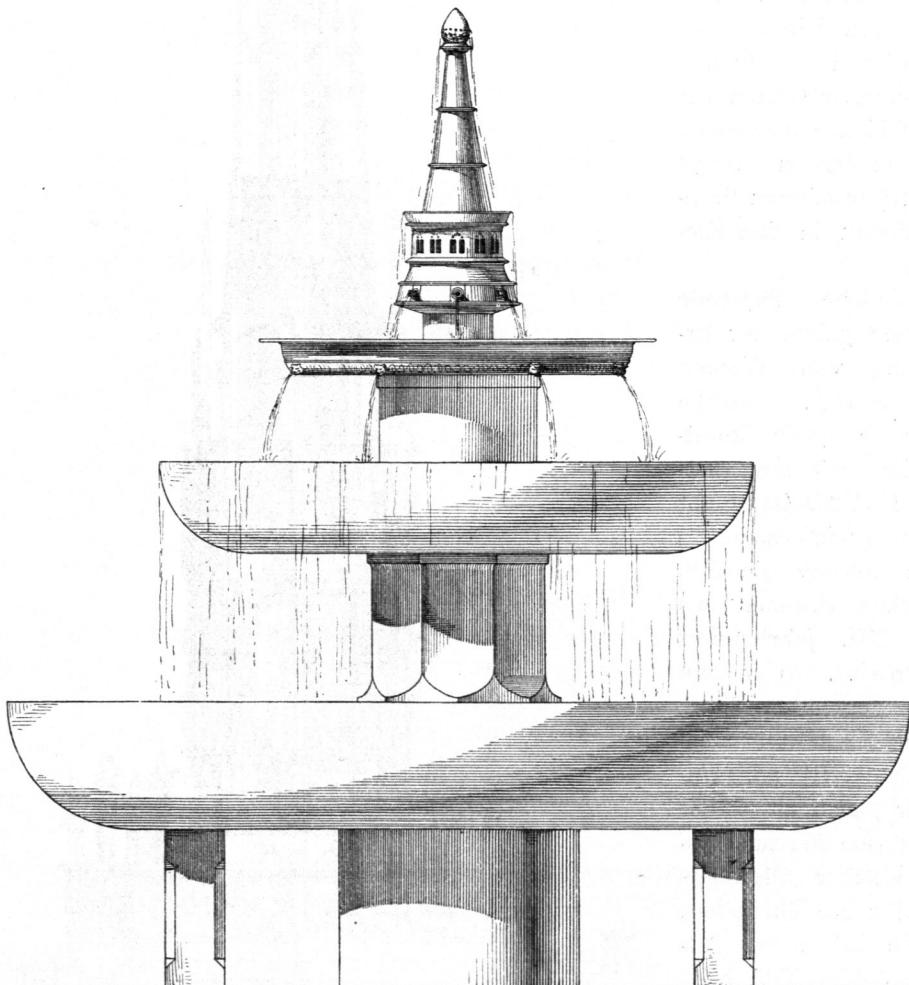
a) Brunnen.

205.
Cisternen
und
Brunnen-
schäfte.

Noch bleibt uns eine Reihe kleiner decorativer Bauten zu besprechen, deren Zweck mit dem bürgerlichen Leben in Verbindung steht. Zunächst sind es die Brunnen. Uralt ist die Anlage von Cisternen, wo man ausschließlich auf Regenwasser angewiesen war, so wie das Graben von Schächten bis in solche Tiefe, dass sich darin nicht bloß das auf die Erde fallende Regenwasser, sondern auch das unterirdisch fließende, aus Sand und Gestein sickernde Wasser ansammelte. Die Cisternen sind je nach der Menge des Wassers, welches gesammelt werden konnte und musste, um bis zur nächsten Regenzeit vorzuhalten, mehr oder weniger umfangreiche unterirdische Bauten oder Höhlen, die man der Kühle wegen gern kellerartig unter dem Gebäude ausführte. Sie hatten oben eine Mündung, gleich den Schächten (siehe Fig. 155, S. 163). Von dort wurde es geschöpft. Dies geschah während des Mittelalters mittels Eimern, welche hinabgelassen wurden. Brunnen schäfte mit Mündungen waren allenthalben in Städten und Dörfern auf freien Plätzen und Straßen, eben so wie in den Höfen der Wohnhäuser. Eine runde Brüstung umgab die Schachtöffnung.

Bei den älteren Brunnen, wie sie sich z. B. in Venedig und sonst in Italien erhalten haben, sind diese Brüstungen reich mit Ornamenten und figürlichen Sculpturen geschmückt. Da ließ man einfach den Eimer aus freier Hand an einer Kette oder einem Stricke über den Rand hinab und zog ihn gefüllt eben so wieder in die Höhe. Wir haben wohl anzunehmen, dass dies bei uns nicht anders war, als in Italien. Es hatte aber diese Methode ihre Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten; man kam daher auf den Gedanken, zwei Pfeiler zu den Seiten des Brunnens zu errichten, diese durch ein Ueberlagholz mit einander zu verbinden, an die Unterseite desselben ein Rad anzuhängen, über dasselbe eine Kette mit zwei Eimern laufen zu lassen und sodann einen Eimer als Gegengewicht für den anderen zu benutzen, da sie doch eine gewisse Schwere haben mussten, um unten in das Wasser einzutauchen. Während der eine gefüllt herausgezogen wurde, ging der andere zur Füllung hinab, und so war zugleich Zeit zu ersparen. Derartige Brunnen konnte sich jeder nur einigermaßen Wohlhabende im eigenen Hause herstellen, und es finden sich solche auch, wenigstens im späteren Mittelalter, in jedem grösseren Hause, wenn

Fig. 230.



Brunnen im Kloster zu Maulbronn.

 $\frac{1}{25}$ n. Gr.

nicht je zwei Nachbarn sich vereinigten, um in der Mauer, die ihre Grundstücke trennte, einen gemeinsamen Brunnen anzulegen (siehe die Tafel bei S. 88).

Es hatte sich aber auch von den Römern her die Tradition erhalten, Quellen zu fassen und das Wasser in Röhren zu leiten und an bestimmten Stellen alsdann ausfliessen zu lassen, wo man laufende

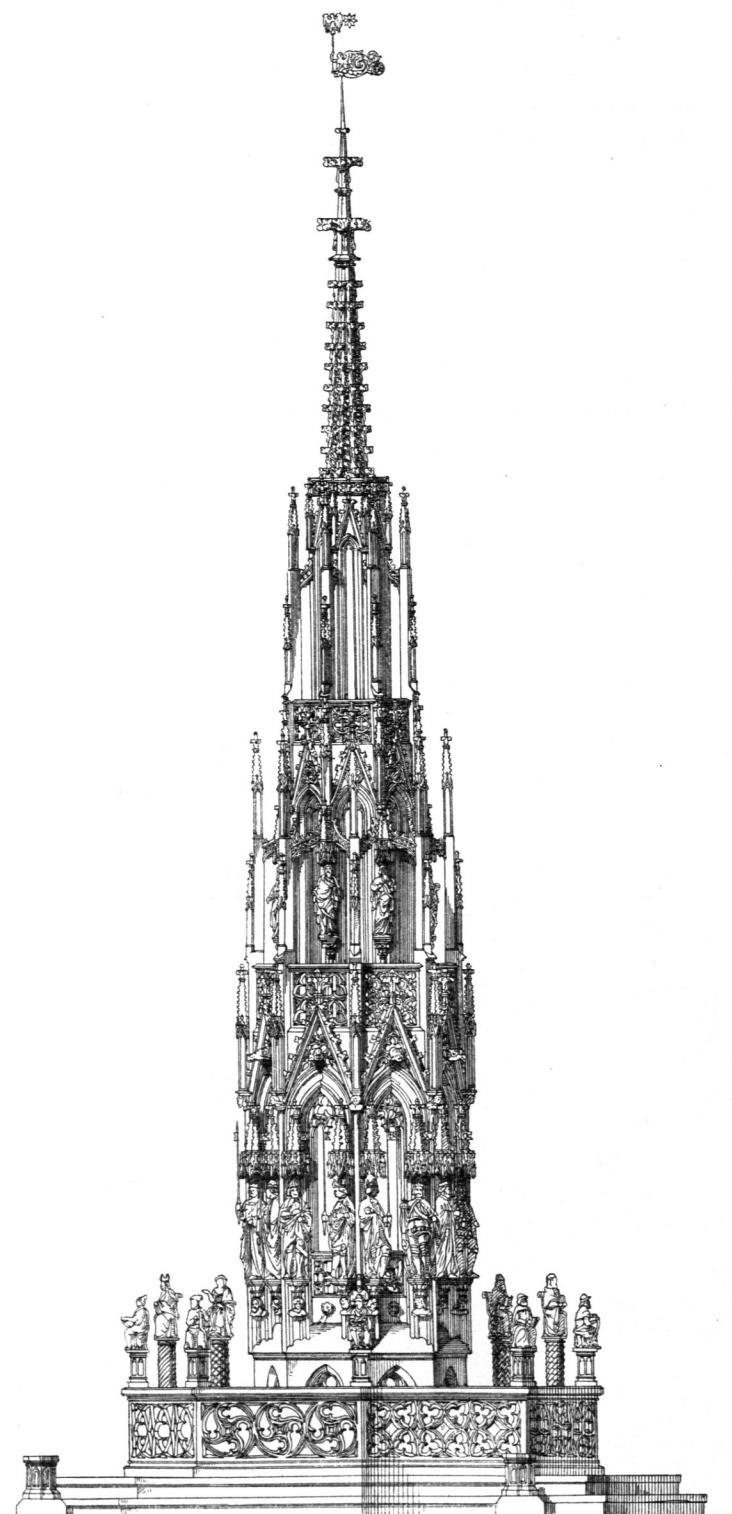
Brunnen errichtete.

Solche fliessende Brunnen finden sich dann auf öffentlichen Plätzen und in Höfen, in Gärten wie in geschlossenen Räumen, z. B. in den in Art. 95 (S. 116) erwähnten Brunnenhäusern in den Klöstern.

206.
Fliessende
Brunnen
in
Säulenform.

Solche fliessende Brunnen gaben zur Errichtung von Werken Veranlassung, welche theilweise grosse künstlerische Bedeutung hatten. *Viollet-le-Duc* giebt in seinem *Dictionnaire*¹⁶⁰⁾ einen solchen ziemlich einfachen Brunnen aus dem XII. Jahrhundert aus Provins, wo er dem Spital gegenüber steht; vielleicht gehört er auch erst dem XIII. an. Ungefähr gleich alt ist der Marktbrunnen zu Goslar, welcher allerdings auch jüngere Theile hat, so den krönenden Adler aus dem XIV. oder

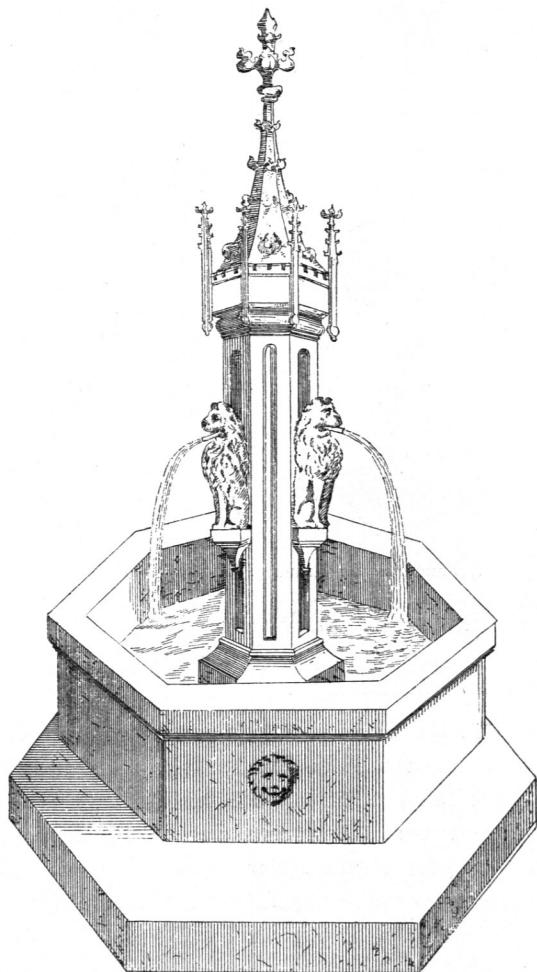
Fig. 231.

Schöner Brunnen in Nürnberg¹⁶¹⁾. — 1/100 n. Gr.

¹⁶⁰⁾ Bd. 5. Paris 1861. S. 527
u. 529.

XV. Jahrhundert. Aus dem XIV. Jahrhundert stammt wohl der in Fig. 230 wiedergegebene Brunnen des Klosters Maulbronn. Vielleicht der berühmteste von allen ist der im Schlusse des XIV. Jahrhundertes auf dem Marktplatz zu Nürnberg errichtete »Schöne Brunnen«, eine architektonisch reich gegliederte Spitzfäule (Fig. 231¹⁶¹). Der ersten Hälfte des XV. Jahrhundertes gehört der reich gegliederte Marktbrunnen zu Braunschweig an; dann folgen im Verlauf des Jahrhundertes die Brunnen zu Ulm, zu Basel u. a.

Fig. 232.



Colorierte Handzeichnung eines Brunnens
vom Schlusse des XV. Jahrhundertes.

Bronzeguss zu denken und eine Höhe von 1 m dafür anzunehmen. Etwas kleiner haben wir uns dagegen das erste Brünnchen zu denken, vielleicht im Ganzen 2,25 m, aber aus Bronzeguss hergestellt, die drei Kinderfigürchen nur etwa 25 cm hoch.

Aehnlich in den Massen ist der kleine bronzenen Brunnen in St. Wolfgang

Auch auf Zeichnungen, Stichen und Gemälden, welche uns aus dem Mittelalter erhalten sind, kommen interessante Darstellungen von Brunnen vor. Fig. 232 giebt einen solchen architektonisch ausgebildeten, mit wasser speienden Löwen geschmückten, nach einer colorirten Handzeichnung vom Schlusse des XV. Jahrhundertes im Germanischen Museum. Er ist in Stein gedacht; doch ist die Zeichnung offenbar nicht von der Hand eines Steinmetzen; indessen wird sich der Architekt ihn leicht in den richtigen Formen aufzeichnen. Das Blatt trägt die gleichzeitige handschriftliche Bezeichnung »der alte schöne Brunnen«. Mit jenem zu Nürnberg, welcher die gleiche Bezeichnung führt, ist er wohl nicht in Verbindung zu bringen.

Das sog. mittelalterliche »Hausbuch«, eine Bilderhandschrift¹⁶²), im Besitze des Fürsten von Waldburg-Wolfegg, vom Schlusse des XV. Jahrhundertes, enthält auf Fol. 19a und 24b in zwei Darstellungen von Gärten die beiden in Fig. 233 u. 234 abgebildeten Brunnen. Der letztere hat einen steinernen Unterbau, einem Weihwasserbecken nicht unähnlich, aber größer; nach den auf dem Bilde erscheinenden Figuren haben wir für denselben eine Höhe von etwa 2 m anzunehmen. Das Figürchen, welches das Wasser in die Höhe spritzt, ist als

¹⁶¹) Zeichnung von P. Ritter, Text von R. Bergau in: Zeitschr. f. Bauw. 1871, S. 217, 343 u. Taf. 44, 45.

¹⁶²) Vergl.: Mittelalterliches Hausbuch. Bilderhandschrift des XV. Jahrhunderts. Mit einer Vorrede von Dr. A. Effenwein. Frankfurt a. M. 1887.

(Oberösterreich), welcher in Fig. 235¹⁶³⁾ abgebildet ist. Er hat ohne die steinernen Stufen eine gesammte Höhe von 2,90 m; Löwenköpfe, wie solche überhaupt, nebst anderen phantastischen Thierköpfen der altklassischen Tradition folgend, das ganze Mittelalter hindurch als Ausgüsse dienten, giesen auch hier das Wasser in die Schale.

^{207.}
Andere
Brunnen-
anlagen.

Nicht bloß in Gestalt von Spitzsäulen finden wir mittelalterliche Brunnen. In Schwäbisch-Hall bildet eine reich mit Figuren und Baldachinen geschmückte Wand den Marktbrunnen mit mehreren Ausgüssen neben einander, vor denen sich ein grosses rechteckiges Wasserbecken befindet, welches für das Tränken der Pferde bestimmt ist.

In Kuttenberg ist ein polygones Gebäude errichtet, in dessen Innerem sich ein Sammelbecken befindet, aus welchem das Wasser nach den Ausflüssen geleitet wird, die sich nebst einem darunter gelegenen Troge an jeder Polygonseite des Gebäudes befinden. Dasselbe zeigt niedrige Verhältnisse, ist aber auf eine Krönung durch ein steinernes Spitzdach angelegt.

Fig. 233.

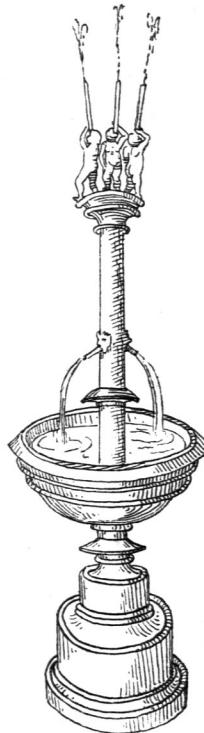
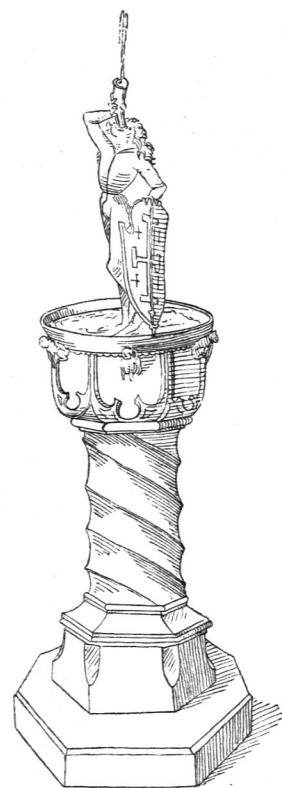


Fig. 234.



Zeichnungen von Brunnen im »Hausbuch«¹⁶²⁾.

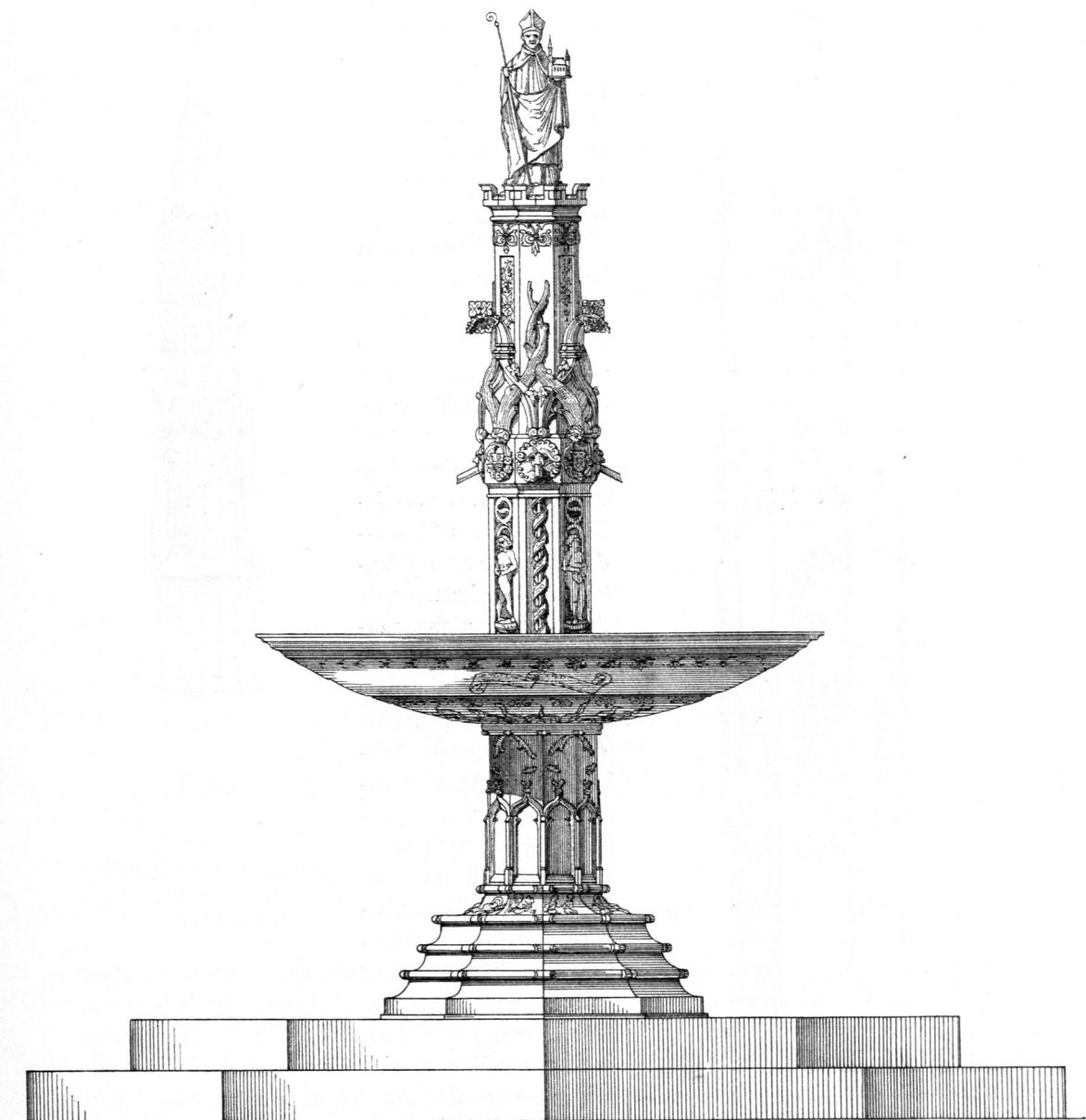
b) Denkfäulen und Kreuze.

^{208.}
Denkfäulen
und Kreuze.

Andere kleine Architekturen find in den Denkfäulen, welche da und dort auf den Straßen und Plätzen der Städte, aber auch außerhalb derselben an den Landstraßen errichtet sind, und von denen manche uns erhalten geblieben. Sie stimmen alle darin überein, dass sie entweder an ein bestimmtes Ereignis erinnern oder die Bedeutung des Punktes, auf welchem sie stehen, dem Vorübergehenden klar machen sollen. In ältester Zeit scheint es vorzugsweise ein Kreuz gewesen zu sein, welches man da und dort auf dem Kapitell einer mehr oder weniger hohen Säule aufrichtete. Ein solches Kreuz steht noch auf dem Marktplatz zu Trier. Kreuze waren es auch, welche auf der Straße von Paris nach St.-Denys an jenen Stellen errichtet wurden, an denen König *Philippe der Kühne* Halt machte, als er auf eigenen Schultern die Reste seines Vorgängers, des heiligen *Ludwig*, nach St.-Denys trug. Später, mit der Ausbildung des gotischen Stils, trat eine Ausbildung der Fialen-Architektur, den Strebepfeileraufzäten an den Kirchen entsprechend, an Stelle der Säulen. Die Kreuzblume, welche das Ganze krönte, blieb stets die Repräsentantin des früher die Hauptfache bildenden Kreuzes. Ganz im Sinne jener Ausbildung trat reicher Figurenschmuck hinzu. Die schönste, am meisten harmonisch durchgebildete Denkfäule solcher Art ist jene bei Godesberg, unweit Bonn, welche unter dem Namen

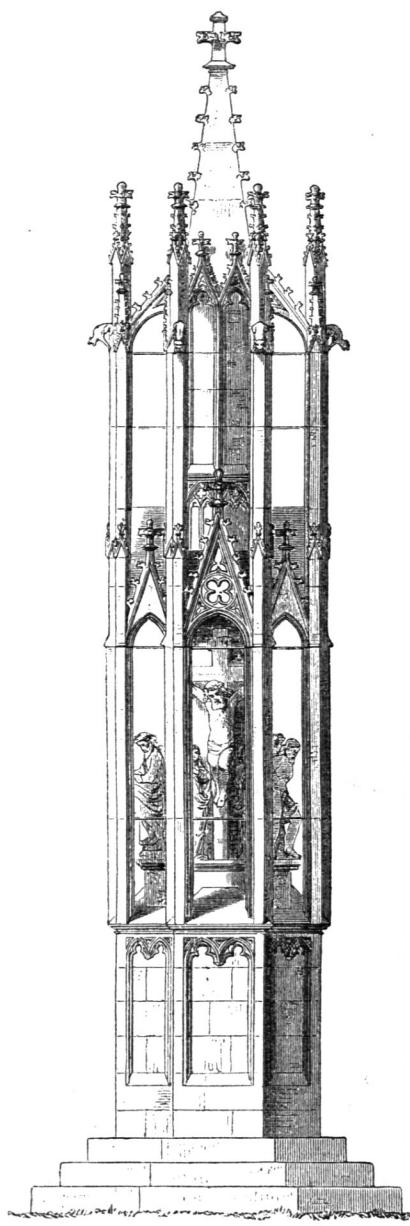
¹⁶³⁾ Nach den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.

Fig. 235

Bronze-Brunnen in St. Wolfgang¹⁶³⁾. $\frac{1}{20}$ n. Gr.

Hochkreuz bekannt ist. Man darf wohl annehmen, dass sie die Grenze des städtischen Gebietes bezeichnete. Die gleiche Bedeutung hatte auch jene Denksäule, die unter dem Namen »Spinnerin am Kreuz« außerhalb Wiens steht (Fig. 236¹⁶³); sie ist ein monumentalier Grenzstein. Die reichste Ausbildung wohl hat die bei Wiener-Neustadt stehende, auf dreiseitigem Grundriss aufgebaute, welche dem Schlusse des XIV. Jahrhundertes angehört, vielleicht schon in den Beginn des XV. hineinreicht. Der auf der neben stehenden Tafel (im Maßstabe von 1:100) gegebenen Ansicht der fast 22 m hohen Säule lassen wir in 4 Figuren 5 Horizontalschnitte folgen, aus welchen zu

Fig. 236.

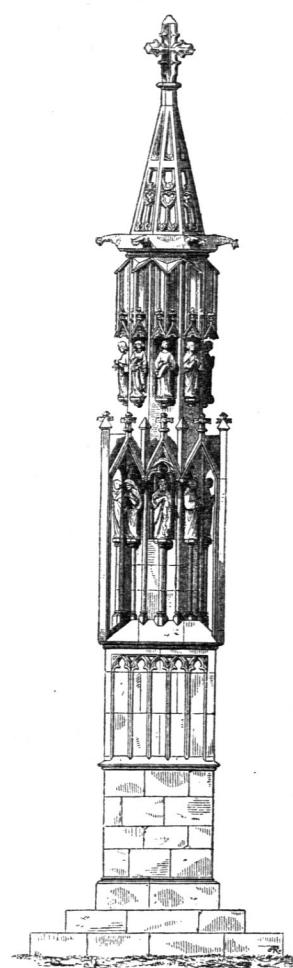
Spinnerin am Kreuz bei Wien¹⁶³⁾.

1/100 n. Gr.

ersehen, wie sich die Architektur von unten nach oben entwickelt. Die *Zderad-Säule* in Brünn (Fig. 237¹⁶³) ist wesentlich kleiner und einfacher, in ihrer oberen Auflösung keineswegs schön.

Das Kreuz selbst behielt aber neben diesen architektonischen Bildungen seine Bedeutung. Wie man durch Errichtung desselben die Stelle heiligen wollte, wie man in dem Zeichen, welches von Jedermann begrüßt wurde, die sicherste Bürgschaft dafür hatte, dass der Punkt nicht verrückt, dass die Erinnerung an die Bedeutung dauernd fest gehalten werde, wie man deshalb auch mit den architektonischen Gebilden Heiligenfiguren, Darstellungen aus dem Leben Christi verwendete, um zur Verrichtung eines Gebetes einzuladen, so blieb zu allen Zeiten, auch noch im späteren Mittelalter, das Kreuz selbst die geeignete Form. Wir geben in Fig. 238¹⁶⁴⁾ ein solches aus Belpech, welches mit seinem Stufenunterbau eine Höhe von 5,35 m hat, auf der Vorderseite eine Kruzifix-Gruppe, auf der Rückseite die heilige Jungfrau zeigt.

Fig. 237.

Zderad-Säule zu Brünn¹⁶³⁾.

1/100 n. Gr.

c) Andere Anlagen.

^{209.}
Bildstöcke,
Marterkreuze
etc.

Groß ist die Zahl solcher Säulen, welche heute noch, nachdem so viele schon verschwunden sind, unter den Namen »Bildstock«, »Marterkreuz« u. dergl., in verschiedenartiger künstlerischer Gestaltung, mitunter aber auch als rohe in die Erde gegrabene Kreuze an den Landstrassen stehen und meist die Orte bezeichnen, wo irgend ein Unglücksfall sich ereignet oder ein Verbrechen stattgefunden hat, welche theil-

¹⁶⁴⁾ Nach: VIOLET-LÉ-DUC, a. a. O., Bd. 4. Paris 1860. S. 439.